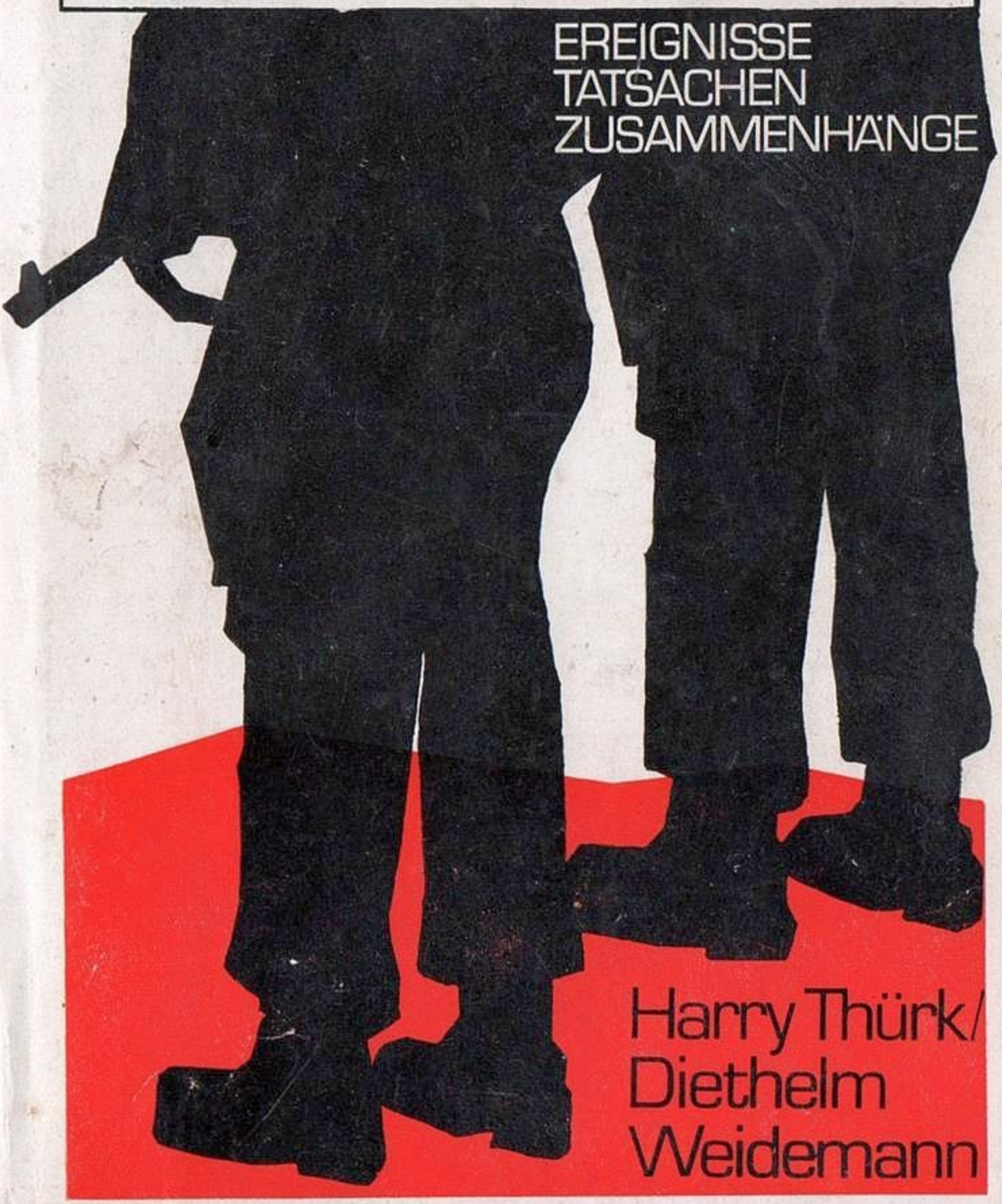
INDONESIEN '65

EREIGNISSE
TATSACHEN
ZUSAMMENHÄNGE



Harry Thürk/
Diethelm
Weidemann

September 1965. Aufrüttelnde Meldungen laufen durch die Weltpresse: Indonesien erlebt eine der größten politischen Erschütterungen seiner Geschichte. Vorerst erfährt man: Ein Oberstleutnant von Präsident Sukarnos Leibwache hat einen Putsch inszeniert, die Armee aber hat zurückgeschlagen. Angeblich hat sich die millionenstarke Kommunistische Partei Indonesiens an dem Putsch beteiligt. Nun jagen Kommandos der Armee die indonesischen Kommunisten.

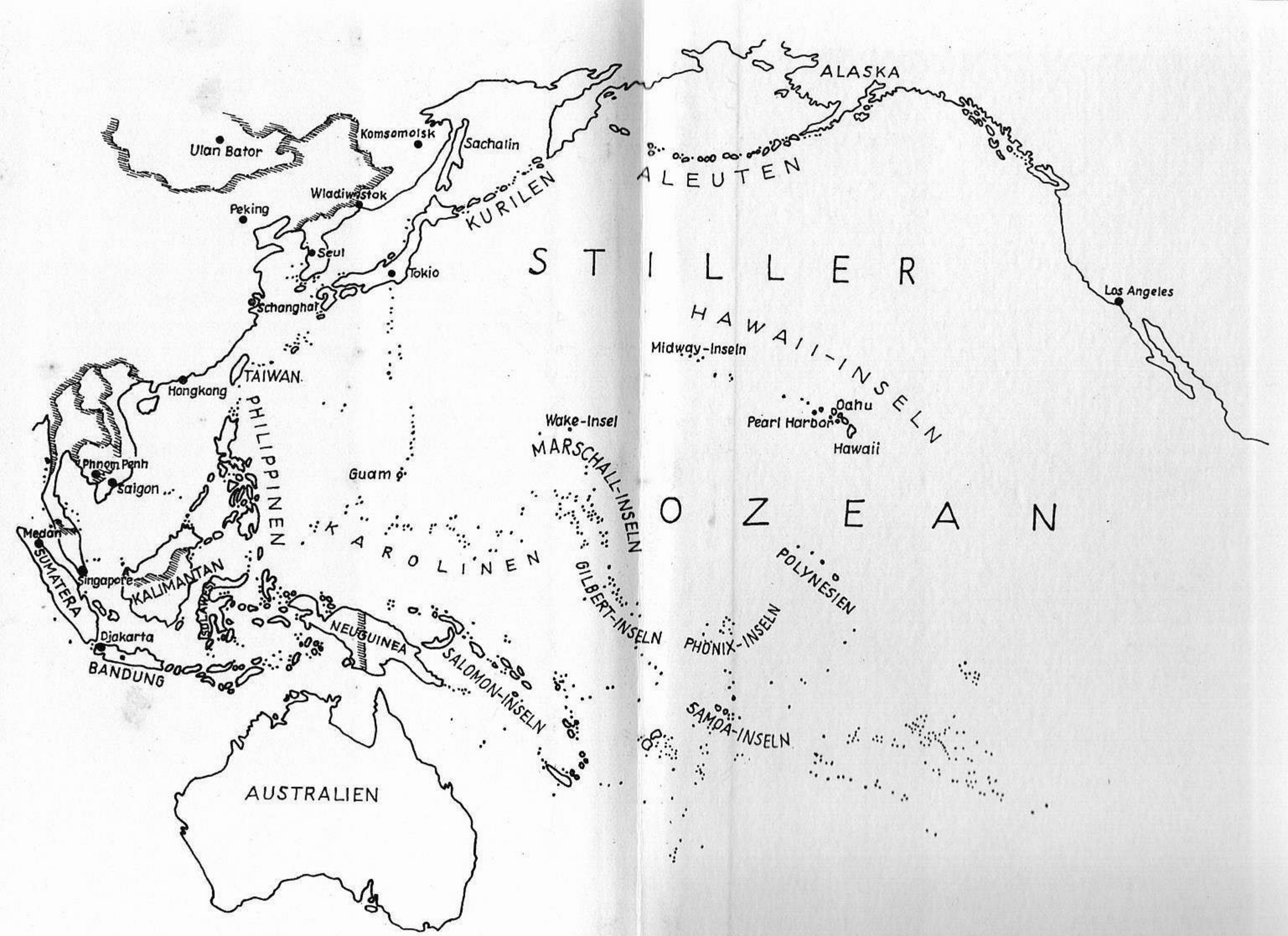
Ermordete Armeegenerale werden gefunden, die Täter sollen ebenfalls Kommunisten sein. In den Moscheen des Insellandes, dessen Bewohner sich überwiegend zum Islam bekennen, predigen fanatische Vorbeter den Djihad, den Heiligen Krieg, gegen die Kommunisten.

Inzwischen hat die gutorganisierte Armee bereits die Macht im Lande erobert. Sie erklärt den indonesischen Kommunisten den Krieg auf Leben und Tod. Doch was sich da abspielt, ist nicht Kampf, denn die Kommunisten und die Masse der arbeitenden Bevölkerung stehen den Panzern und Maschinengewehren wehrlos gegenüber. Es ist vielmehr ein großes Abschlachten der Kräfte, die sich für eine progressive Entwicklung Indonesiens einsetzen: die Saison der Hackmesser. Bis die Generale keinen Widerstand mehr finden und sich den Freuden der Macht zuwenden, dem Geld, dem Öl, den Luxusautos und den stillen Bankkonten, die sie sich in der Schweiz an-

legten. In Indonesien hat der faschistische Terror über das arbeitende Volk gesiegt.
Wie konnte das geschehen? Wie kam es dazu? Wer stand hinter den Generalen? Wieso konnte die PKI so leicht überwältigt werden? Diese und ähnliche Fragen versucht das Buch zu klären. Es bringt Fakten da, wo sie aufspürbar waren, und es bringt fiktive Gestalten dort, wo der Mord keine Zeugen übrigließ.
Der Leser soll über das, was geschah, auf eine Weise informiert werden, die es ihm möglich macht, hinter die äußeren Vorgänge zu blicken.
Harry Thürk, ein Erzähler, dessen Bücher über Asien Millionen Leser gefunden haben, hat dieses Buch in Gemeinschaftsarbeit mit Prof. Dr. Diethelm Weidemann geschrieben, einem renommierten Staatsrechtler und Kenner der asiatischen Szene.
Ein Schriftsteller und ein Wissenschaftler präsentieren ein Werk, das dem Leser die Wahrheit vermittelt, spannend und ohne Zurückhaltung: die Anatomie eines Militärputsches, bei dem eine halbe Million Indonesier bestialisch getötet wurde und der die Entwicklung dieses reichen, unvergleichlich schönen Landes zurückdrehte, es wieder zu einem Ausbeutungsobjekt internationaler Konzerne machte, die es als „Gegenleistung" vor dem „Einfluß des Kommunismus bewahren" wollen.

EVP 7,60 Mark

Hongkong
Hanoi
Haikou
Rangoon
Bangkok
Phnom Penh
Saigon
PHILIPPINEN
Manila
Davao
Medan
Kuala Lumpur
Singapore
Kutsching
Pontianak
Samarinda
Manado
SUMATERA
KALIMANTAN
SULAWESI
Sorong
Sarmi
NEUGUINEA
Palembang
Djakarta
Bandung
Surabaja
JAVA
INDONESIEN
Darwin
Wyndham
AUSTRALIEN


ALASKA
ALEUTEN
KURILEN
Komsomolsk
Sachalin
Ulan Bator
Wladiwostok
Peking
Seul
Tokio
Schanghai
TAIWAN
Hongkong
PHILIPPINEN
Phnom Penh
Saigon
Medan
SUMATERA
Singapore
KALIMANTAN
SULAWESI
Djakarta
BANDUNG
KAROLINEN
Guam
NEUGUINEA
SALOMON-INSELN
Wake-Insel
MARSCHALL-INSELN
GILBERT-INSELN
AUSTRALIEN
STILLER OZEAN
HAWAII-INSELN
Midway-Inseln
Pearl Harbor
Oahu
Hawaii
Los Angeles
POLYNESIEN
PHÖNIX-INSELN
SAMOA-INSELN

Ereignisse
Tatsachen
Zusammenhänge

INDONESIEN '65

Harry Thürk
Diethelm Weidemann

Anatomie eines Putsches

Militärverlag
der Deutschen Demokratischen
Republik

© Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik (VEB) – Berlin, 1975
1. Auflage 1975, 1. – 20. Tausend
Cheflektorat Militärliteratur
Lizenz-Nr. 5 · LSV: 0239
Lektor: Gertraud Hartmann
Schutzumschlag und Einband: Wolfgang Ritter
Typografie: Dieter Lebek · Hersteller: Ingeburg Zoschke
Bildnachweis: Archiv Harry Thürk
Vorauskorrektor: Rita Abraham · Korrektor: Hans-Joachim Peters
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: GG Offizin Andersen Nexö
Bestellnummer: 745 694 5
EVP 7,60 Mark

Von den bekannten
reaktionären Staatsstreichen
in letzter Zeit
war der indonesische
in bezug auf die
massenweise begangenen Morde
und die Methoden
der grausamen Abrechnung
mit den politischen Gegnern
der blutigste
und erbarmungsloseste.

Prawda, 24. Mai 1970. (In einem Artikel zum 50. Jahrestag der Gründung der PKI unter dem Titel „Ein Weg des Kampfes".)

Die Inseln

»Dieses Land lebt von den Wassern und den Winden. Es lebt von dem, was Allah ihm zubilligt.« Der alte Mann, der das sagt, sitzt am Kai von Makassar. Er ist arm. Er ist krank. Er ist verbraucht. Er hat so vieles gesehen, daß er nicht mehr weiß, was er dem Fremden erzählen soll. Er hat nicht immer so wie jetzt friedlich am Kai gesessen und ins Wasser geblickt. Der Mann sah die Holländer, die Japaner, die Engländer, die Amerikaner. Er hat als Lastenträger gearbeitet, Schiffe beladen, ohne je zu wissen, wohin sie fuhren. Fragt man ihn nach Sukarno, dann nickt er. Fragt man ihn nach Suharto, dann wendet er das Gesicht ab. Er blickt hinaus aufs Meer. Er hört nicht mehr. Für ihn ist alles, was in diesem Land vor sich geht, schon Vergangenheit.

Mit dem Leben abzuschließen ist die Gewohnheit der Alten. Die Jüngeren schweigen oft auch, wenn man sie über Sukarno befragt oder über Suharto. Aber sie haben weder mit ihrem Leben abgeschlossen noch mit dem Nachdenken darüber, was wohl in diesem Land der mehr als zehntausend Inseln noch zu geschehen hat, bis 135 Millionen Indonesier endlich an dem Reichtum teilhaben können, den die Natur zwischen Sabang und Merauke bereithält.

Indonesien ist – gemessen an der Zahl seiner Einwohner – der fünftgrößte Staat der Welt. Es ist zugleich ihr größter Inselstaat, bestehend aus den fünf großen Hauptinseln Sumatera, Java, Kalimantan (Borneo), Sulawesi (Celebes)

und Westirian, zu denen mehr als dreizehntausend kleinere und winzige Eilande kommen, von denen wiederum nur ein Viertel überhaupt bewohnt ist.

Unter dem Äquator gelegen, hat diese aus den vielen großen und kleinen Inseln bestehende Brücke zwischen dem asiatischen und dem australischen Kontinent tropisches Klima, eine ebenfalls tropische Flora und Fauna und gehört zu den Gebieten der Erde mit der höchsten natürlichen Fruchtbarkeit und mit den reichsten Bodenschätzen.

Der alte Mann, der am Kai von Makassar seinen täglichen Reis verdient, weiß nicht viel von der Kohle, die in riesigen Vorkommen im Boden der Inseln lagert, er weiß wenig vom Erdöl und Erdgas, von den bereits nachgewiesenen und vermuteten Eisen- und Zinnvorkommen, von Kobalt, Mangan, Nickel und Gold. Diamanten aus Kalimantan hat er nie gesehen, obwohl die Matrosen erzählen, daß sie auf den Basaren von Bandjarmasin gehandelt würden. Er weiß zwar, daß der Reis, der teure, im Lande gedeiht, überall, auch Kaffee und Tabak, und er kennt einige der Gewürze, die mit den Schiffen von den Molukken kommen und zuweilen in Makassar umgeschlagen werden. Er gehört zu jenen, die die Pfeffersäcke auf dem Rücken schleppen. Fragt man ihn nach Chinarinde oder Teakholz, zuckt er nur die Schultern und sagt vielleicht: »Es gibt so vieles, Herr, und ein alter Mann kennt nicht alles.«

Kautschuk und Tee, das weiß der Mann, daran ist das Inselland reich. Was man mit Sandelholz oder Rotang in den Ländern des Westens anfängt, interessiert ihn nicht. Er erinnert sich, daß man aus Zuckerrohr Arrak braut und aus Palmkernen Öl pressen kann. Er weiß, die Inseln sind reich, und er selbst ist arm. Wenn man ihm die Beobachtung mitteilen würde, die ein Europäer, ein weitgereister Fremder gemacht hat und die in dem Satz gipfelt: »in einem strah-

lend schönen Land wohnt ein seltsam trauriges Volk«, so würde er nicht protestieren. Er ist traurig. Sind es nicht auch die Tänzerinnen auf Bali? Oder die Ölarbeiter auf Sumatera? Die Fischer zwischen Sulawesi und Kalimantan?

»Ich weiß nicht, Herr«, würde der Alte sagen. »Ein Lächeln bedeutet nicht immer Freude. Ein Tanz nicht immer nur Lebenslust. Ein Gamelan kann so viel Traurigkeit in seinen Tönen verbergen, daß sie unmeßbar bleibt. Aber es war nicht immer so. Und es wird – so Allah es will – nicht für immer so bleiben.«

Über fünftausend Kilometer hinweg erstreckt sich das vom Wasser dreier Ozeane umspülte, gleichsam aus kleinen und großen Mosaiksteinchen zusammengewürfelte Territorium der Republik Indonesia. Schöne, in der Vielfalt faszinierende Überreste einer in der Vorzeit zerfallenen Landverbindung, von Gebirgen durchzogen, Vulkane tragend und tropischen Regenwald, immergrüne Ebenen und Mangrovensümpfe, trockene Savannen und Monsunwälder. Tiger und Panther leben hier noch, Elefanten und Bären, Krokodile, Schildkröten und das seltene Rhinozeros. Der Orang-Utan findet sich, und es finden sich hundert Schlangenarten und viele hundert Arten von Vögeln. Der Riesenwaran hat sich auf Komodo erhalten, und anderenorts gibt es den Kasuar.

Fragt man den alten Mann aus Makassar nach dem »Java-Menschen«, dem die Anthropologen ein Alter zwischen achthundert- und dreihunderttausend Jahren zuschreiben und dessen Reste sie im Tal des Solo-Flusses ausgruben, so weiß er nichts davon. Und doch läßt dieser Fund in seinem Land den Schluß zu: Die grünen Inseln unter dem Äquator gehören zu den am frühesten von Menschen besiedelten Gebieten des Planeten Erde.

Dennoch ist die Bevölkerung der heutigen Republik Indo-

nesia überwiegend nicht aus den Ureinwohnern dieses Gebietes hervorgegangen. Die seit Jahrtausenden auf den Inseln lebenden Negritos und Weddiden waren in ihren Daseinsformen primitiv und wurden größtenteils verdrängt, als sich vor dreieinhalbtausend Jahren das Volk der Mon-Khmer aus Hinterindien und Indochina, von seinen nördlichen Nachbarn befehdet, südwärts wandte und auf den Inseln ansiedelte. Schon immer hatten die Mon-Khmer mit einfachen kleinen Segelbooten das Meer befahren. Sie waren gute Seeleute, und sie betraten die Strände der südlichen Inseln nach der langen, entbehrungsreichen Reise mit dem Gefühl, eine sichere und anmutige neue Heimat gefunden zu haben, die sie und ihre Nachfahren ernähren würde.

Polynesier und Melanesier kamen im Laufe der Jahrhunderte hinzu, aus dem ferneren Süden von winzigen Koralleninseln mit langen, schmalen Booten zur Landsuche aufgebrochen. Nach und nach verteilten sie sich auf die einzelnen Inseln. Negritos und Weddiden mischten sich nur selten mit ihnen. Mancherorts zogen sie sich in einsame Gegenden zurück und lebten ihr Leben zu Ende.

Das Meer trennte die neuen Bewohner der Inseln voneinander und ließ sie zwar noch eine Zeitlang in der angestammten Art weiterleben, aber schließlich entwickelten sie doch auf den verschiedenen Inseln, mitunter sogar in verschiedenen Gebieten einer Insel, unterschiedliche Formen nicht nur des Zusammenlebens, sondern auch der Sprache und der Kultur. So bildeten sie unterschiedliche Nationalitäten, obwohl ihre Vorfahren mit geringen Ausnahmen ethnisch den gleichen Stamm aufwiesen.

Die Bewohner der Inseln lebten über lange Zeit hinweg in geschlossenen Gemeinschaften. Sie bauten Feldfrüchte an, zogen Vieh auf, fuhren zum Fischfang aufs Meer und wohnten in Pfahlhäusern, die sie mit Schnitzwerk und Malereien

schmückten. Ihre noch wenig entwickelten Jagdwaffen und Werkzeuge zwangen sie, Jagd und Nahrungserzeugung gemeinsam zu betreiben. Ihre Gemeinschaft war klassenlos. Jeder, der mittun konnte, arbeitete mit. Und jeder bekam zu gleichen Teilen von dem, was der Natur abgerungen wurde. Man wählte in den einzelnen Gemeinschaften Oberhäupter, durch deren Autorität Ordnung und Sitten aufrechterhalten wurden.

»Gotong Royong« nannten die Leute bereits damals die Zusammenarbeit aller für das gemeinsame Wohl. Aber sie wurde nach und nach durch neue Produktionsverhältnisse abgelöst. Immer stärker wich das gemeinschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln der individuellen Eignerschaft. Es begann der große Umformungsprozeß: Macht und Reichtum häuften sich in den Händen einzelner, die von den Häuptern der bisherigen Gemeinschaften und von den Schamanen unterstützt wurden, den geheimnisumwobenen Mittlern zwischen den Menschen und den Göttern. Mit dem privaten Eigentum an Produktionsmitteln wuchs der Drang nach individueller Aneignung. Das Zeitalter der Sklaverei war angebrochen. Hier entstand Armut, und dort häufte sich Reichtum an, Macht, nicht nur über Land und Produktionsmittel, sondern auch über Menschen.

In jener Phase entwickelten sich im indonesischen Dorf Klassenverhältnisse, die noch heute zu spüren sind. Die Macht der Reichgewordenen und der Dorfältesten wuchs an. Sie brachte die ersten Dynastien lokaler Fürsten und Könige hervor. Eine Handvoll Begüterter ließ eine immer größer werdende Zahl Armer für sich arbeiten, beutete sie aus. Zunächst schien es, als wäre diese Ordnung für die Ewigkeit gefügt. Aber die Zeit stand nicht still auf den Inseln, und das Sklavenhaltersystem ging schließlich am Widerstand der Sklaven zugrunde. Produktion und Handel

sanken, während die Kriegszüge, die das System erhalten sollten, es in Wirklichkeit mehr und mehr schwächten. Könige und Fürsten, Schamanen und Häuptlinge oder Heerführer, die Machthaber der nun aufziehenden Feudalgesellschaft, änderten die Formen der Ausbeutung, nicht aber das Prinzip selbst. Sie paßten sich dem Fortschritt der Produktivkräfte an: Ehemalige Sklaven konnten jetzt Land bewirtschaften, Fischer über ihren Fang selbst verfügen und Handwerker für sich selbst arbeiten – unter der Voraussetzung, daß sie den Feudalherren den Löwenanteil ihrer Erzeugnisse ablieferten.

Obwohl die Feudalherrschaft zunächst Wirtschaft und Handel belebte, vertiefte sie doch gleichzeitig die bereits bestehenden Klassengegensätze immer weiter. Mit der wachsenden Verarmung der Bauern ging die Verarmung von Handwerk und Handel einher.

Die Inseln lagen günstig, mitten auf dem sich entwickelnden Seehandelsweg zwischen China und Indien und den persischen Ländern. Und die Bewohner der indonesischen Inseln hatten außer ihren begehrten Landesprodukten zu Beginn der neuen Zeitrechnung bereits wertvolle Gold- und Silberarbeiten anzubieten, Gebrauchsgegenstände aus Schildpatt, Kupfer und Horn. Aber obwohl sich bald an den Küsten Sumateras, Javas und Kalimantans indische Händler niederließen, war kaum von einer Blüte des Handels zu sprechen, weil die feudale Gesellschaft weniger für den Markt als für die Bedürfnisse der Herrschenden produzierte. Könige und Fürsten übten jeweils nur über begrenzte Gebiete die Macht aus. Um diese Zeit aber wurden in Java und Sumatera die ersten einheimischen Fürsten und Könige von indischen Priestern, die den Händlern gefolgt waren, zum Buddhismus oder zum Hinduismus bekehrt. Zu den bisherigen animistischen Gottheitsvorstellungen, zum ausgeprägten

Mystizismus und Ahnenkult kamen die neuen Götter, und sie verschmolzen auf seltsam harmonische Art miteinander. Während die Bauern immer stärker unter den Fesseln der Feudalordnung litten und gegen sie rebellierten, bildeten sich auf den großen Inseln die ersten hinduistischen Reiche heraus.

Das fünfte Jahrhundert berichtet von Taruma im westlichen Java, das siebente bereits von Sriwidjaja im Süden Sumateras, dessen Macht sich ein Jahrhundert später sogar auf den gesamten Archipel ausdehnte. Aber die Reiche kamen und zerfielen. Die Dynastien wechselten, erschöpften ihre Macht und die Kraft des Volkes in Kriegen gegeneinander, und nur zu Zeiten, in denen sie sich auf dem Gipfel der Macht befanden, erlebten Produktion und Handel, die Künste und das Handwerk eine gewisse Blüte.

Fünf Jahrhunderte nach Sriwidjaja entstand in Ostjava das Reich Madjapahit, das sich schnell die übrigen Teile des Archipels unterwarf und unter seinem Kanzler Gadjah Mada zu hoher Blüte gelangte. Es beherrschte die Seehandelswege zwischen den Inseln und dem malaiischen Festland, führte das Freihandelsprinzip ein und gelangte auf Kosten der einheimischen Bauernschaft zu ungeahntem Reichtum. Es nützte den rebellierenden Bauern im Grunde nichts, wenn sie hier und da einen Herrscher vertrieben – er wurde stets nur durch einen anderen ersetzt. Aber die Bauern der Inseln gaben nie auf. Der Funke des Kampfes erlosch nicht mehr.

Der alte Mann im Hafen von Makassar sagt heute: »Inshallah« – so Allah es will. Er ist gläubiger Moslem, und er verrichtet fünfmal am Tag sein Gebet. Er war nie in Mekka, und er kann nicht lesen. Er weiß, daß es den Koran gibt, und er kennt die wichtigsten Suren. Aber er hat sich nie

darüber Gedanken gemacht, wie die Lehre des Propheten auf die südlichen Inseln gelangt ist, die so fern von Mekka liegen.

Er lächelt, wenn man es ihm erzählt, und er schweigt. Es ist nicht gut, den Weg des Propheten allzu nüchtern zurückzuverfolgen. Man soll glauben und schweigen. Es gibt zu viele Ungläubige, die vorgeben, den Weg der Lehre zu den Inseln zu erforschen und damit weiter nichts bezwecken, als die Lehre anzuzweifeln. Ungläubige aber werden – so will es der Prophet – mit Feuer und Schwert bestraft, ihre Köpfe in die Jauche von Tieren getaucht, ihre Körper zerstückelt. Es gibt keine Gnade für sie. Nur wenige Jahre ist es her, daß der letzte große Sturm über sie hinweggefegt ist. Djihad, der Heilige Krieg, er hat sie geschlagen. Ihre Namen sind ausgelöscht, ihre Gräber kennt niemand außer den Imams und den Offizieren, die ihren Tod planten. Wer schweigt, der lebt. Ergeben muß der Mensch Allah sein, völlig, und seinen Verstand und seine Vernunft Allahs Willen, den der Prophet verkündet hat, unterwerfen.

Sie kamen im 14. Jahrhundert aus Persien und Arabien und aus dem nordwestlichen Indien mit ihren Schiffen: islamische Kaufleute und Händler, die mit den Fürsten der Küstengebiete Javas und Sumateras lange Verhandlungen über Marktrechte und Handelsbestimmungen führten.

Die neuen Besucher zeigten sich den einheimischen Herrschern gegenüber großmütig. Sie überbrachten Geschenke, und sie zahlten gute Preise. So bestärkten sie bereits von Beginn an einzelne Fürstentümer, sich von Madjapahit zu lösen und auf eigene Faust zu handeln.

In der Tat leitete diese Entwicklung den zwei Jahrhunderte später erfolgenden Sturz des mächtigen Reiches ein. An den javanischen Küsten trieben die Moslemkaufleute

nicht nur Handel – sie veranlaßten auch einen Fürsten nach dem anderen, zu ihrem Glauben überzutreten. Die Verlokkungen durch die großzügigen Handelschancen, die sie dafür boten, waren zu groß. So wurden aus hindu-javanischen Fürstentümern nach und nach Sultanate, und neben den gewaltigen Bauten der hindu-javanischen Kultur, den Tempeln, Pagoden und Götterplastiken, stachen bald die schlanken Minarette von Moscheen in den ewig blauen Himmel über den Inseln. Sie waren wie die warnend erhobenen Finger des Propheten. Einzig Bali blieb hinduistisch. Hatten die Emissäre des Propheten es einfach vergessen? Oder war ihnen die kleine, idyllische Insel der Mühe nicht wert? Wer könnte das sagen?

So stürzten die mohammedanischen Herrscher, die sich mit dem ausländischen Handelskapital verbündet hatten, das alte, morsch gewordene Madjapahit, dessen Kraft lediglich auf der zerrütteten feudalen Agrarwirtschaft beruhte. Es interessierte sie nicht, daß auf Bali die Leute weiterhin Schiwa und Wischnu, Brahma und Iswara verehrten. Doch bevor die Trümmer der vergangenen Epoche beseitigt waren und die neuen religiösen Herrschaftsformen auf den großen Inseln endgültig Gestalt und Festigkeit annehmen konnten, tauchten die weißen Segel großer Schiffe aus einem anderen Erdteil, einem bislang den Insulanern unbekannten, am Horizont vor den Palmenküsten auf: Europas Eroberer kündigten sich an, herbeigelockt von den Schätzen des Archipels.

Sie kamen unter dem Zeichen des Kreuzes. Sie brachten das Bild der Maria mit dem nackten Christuskind und die Krippe und Josef, den Tischler, und die Heiligen Drei Könige und immer wieder das Kreuz mit dem schauerlich gemarterten Körper des Erlösers. Und sie beschworen die Inselbewohner: Du sollst keine anderen Götter haben neben ihm!

Aber auch sie wollten nichts weiter als den Pfeffer und die Nelken, das Kokosöl und das Gold. Sie wollten alles.

Die ersten Europäer, die vor den Küsten der Gewürzinseln ankerten, standen unter dem Kommando Vasco da Gamas. Sie gingen etwas beklommen an Land, von jener Furcht bedrückt, die jeder Seefahrer der damaligen Zeit kannte, der das Wagnis unternahm, unbekanntes, unerforschtes Territorium zu betreten.

Noch hatte man keine Vorstellungen, wie sich die Bewohner der Inseln den Fremden gegenüber verhalten würden, und man war darauf gefaßt, jeden Augenblick mit einem Hagel vergifteter Pfeile empfangen zu werden. Allein – die Insulaner begegneten den Fremden höflich. Niemand griff sie an. Man tauschte Gastgeschenke aus, und bald wußte Vasco da Gama, daß sich hier, hinter den Palmengürteln der Küstenstrände, ein reiches Land auftat, dessen Produkte der Seemacht Portugal ungeahnte Möglichkeiten für den Handel eröffneten. Er übersah nicht, daß die Bewohner der Inseln eine bemerkenswert hohe Kultur hatten. Dies waren nicht Eilande, auf denen Wilde lebten! Es gab hier eine entwickelte Landwirtschaft und ein vielseitiges Handwerk. Werkzeuge und Waffen wurden aus Stein, aber auch schon aus Metall hergestellt. Die Leute verfügten über einen Kalender, der ihnen half, die richtigen Zeiten für die Bestellung der Felder zu ermitteln, und es gab einheimische Poeten und Künstler, deren Arbeiten weit über kunstvolle Handwerkerei hinausgingen.

In jenen Tagen dauerte eine Seereise von Europa um das Kap der Guten Hoffnung bis zu den fernen Inseln im südlichen Meer viele Monate. Sie war gefährlich, und sie forderte oft Verluste unter der Mannschaft, die durch Krankheiten, Stürme oder Proviantmangel entstanden. Der Laderaum der Segelschiffe war begrenzt. Um so günstiger war

es, wenn man ihn mit Gütern auslasten konnte, deren Gewicht zu dem in Europa dafür gezahlten Preis in einem möglichst günstigen Verhältnis stand. Die exotischen Gewürze der südlichen Inseln, die in Europa als feudale Luxusartikel weit teurer gehandelt werden konnten, als es ihrem Gebrauchswert entsprach, paßten genau in diese Berechnung. Sie hatten wenig Gewicht und brachten hohe Profite. Pfeffer, Zimt, Ingwer, Nelken und Muskatnüsse verliehen selbst der fadesten Speise noch einen angenehmen, anregenden Geschmack. Zudem verordneten Ärzte gegen allerlei Erkrankungen – vom Zahnweh bis zum Durchfall – die duftenden, scharf schmeckenden Produkte von den fernen Inseln. Wenn ein Schiff außerdem noch Perlen und Paradiesvogelfedern mitbrachte, Schildpatt oder Horn, dann konnte der Gewinn einer einzigen solchen Reise sehr leicht die Entsendung eines guten Dutzends weiterer Schiffe finanzieren.

Bald folgten andere Seefahrer der Route, die Vasco da Gama erforscht hatte. Ferdinand Magellan, der bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Indien gelandet war, half wenige Jahre später, den Seehafen Malacca an der Westküste der malaiischen Halbinsel zu erobern und segelte danach zu den Molukken.

Andere Schiffe der portugiesischen Flotte liefen ebenfalls Amboina, Banda, Ternate und eine Anzahl weiterer Küstenplätze im Bereich der Molukken an, um wertvolle Ladungen an Bord zu nehmen.

Zunächst schien es so, als habe Portugal das absolute Monopol für den Gewürzhandel errungen. Aber dann begannen die Spanier, den Portugiesen dieses Vorrecht streitig zu machen. Die Portugiesen hatten von Beginn an die Widersprüche, die sich zwischen den mohammedanischen und den noch hinduistisch orientierten Fürstentümern auf den Inseln ergaben, für sich ausgenutzt. Als sich nun die Spanier ein-

mischten, verbündeten sie sich mit jenen einheimischen Fürsten, die Gegner der Portugiesen waren. So wurde bereits ein Teil des Kampfes um das Monopol des Gewürzhandels zwischen diesen beiden europäischen Seemächten auf indonesischem Boden ausgetragen, auf dem Rücken der Inselbevölkerung. Portugal unterlag schließlich, und Spanien, das auch über einen Teil der Niederlande herrschte, wurde erst im Jahre 1588 aus dem Rennen geworfen, als die Engländer die spanische Armada vernichteten.

Das neue Kräfteverhältnis eröffnete nun den Niederländern die Chance, sich der bislang portugiesischen und spanischen Jagdgründe zu bemächtigen. Im April 1595, nicht ganz hundert Jahre nach dem Auftauchen Vasco da Gamas vor den Küsten der Gewürzinseln, segelten die ersten vier niederländischen Schiffe um das Kap der Guten Hoffnung in Richtung Asien. Sie waren mit Kanonen bestückt und standen unter dem Befehl von Cornelis de Houtman. Nach einer Reise, die länger als ein Jahr dauerte, legten sie im Hafen von Banten auf Java an. Als sie nach einem weiteren Jahr wieder in den Niederlanden eintrafen, stellte das Gremium der neun Amsterdamer Kaufleute, die das Kapital für die Reise aufgebracht hatten, eine nicht ganz befriedigende Bilanz auf: Etwa dreihunderttausend Gulden waren in das Unternehmen gesteckt worden, aber es brachte nur knapp einhunderttausend Gulden Profit. Von den Besatzungen der Schiffe waren mehr als zwei Drittel nicht zurückgekehrt. Skorbut und tropische Krankheiten hatten sie getötet. Auf der Heimreise hatte man sogar ein Schiff versenken müssen, weil es nicht mehr genügend Matrosen gab, um es ausreichend zu bemannen.

Doch die niederländischen Kaufleute ließen sich durch diesen ersten Rückschlag nicht entmutigen. Bereits ein Jahr später schickten sie die nächste Flotte zu den Gewürzinseln,

und dieses Unternehmen brachte ihnen einen Gewinn, der etwa viermal so hoch war wie der investierte Betrag. Von nun an fuhren ihre Schiffe nicht mehr nur um das Kap der Guten Hoffnung nach Asien, sondern sie segelten – stark bewaffnet – auch an den Küsten Südamerikas entlang, wo sie einzeln fahrende spanische Schiffe aufbrachten und ausplünderten, bevor sie ihren Weg durch die Magellanstraße in den Stillen Ozean fortsetzten.

Es blieb nicht aus, daß die Engländer sich in das nun von den Niederlanden angestrebte Monopol des Gewürzhandels einzumischen versuchten.

Aber die Niederländer hatten begriffen, daß sie ihren Handel – wenn sie ihn mit dem größtmöglichen Profit weiterführen wollten – nicht auf der bisher üblichen Basis belassen durften. Im Jahre 1602 gründeten sie eine Handelsgesellschaft, die sie die Ostindische Kompanie nannten. Ihr ging es bereits nicht mehr nur um Handel, sondern auch darum, die reichen Gebiete der Inseln unter ihre Herrschaft zu stellen.

Ein sogenannter Indienrat wurde gebildet. Nun fuhren die Schiffe der Niederlande nicht mehr zu den Gewürzinseln, um nur Waren zu holen. Sie erschienen vor den Küsten und forderten. Wo ihnen Widerstand entgegengesetzt wurde, schlugen sie erbarmungslos zu. Die Bewohner der Banda-Inseln, die sich gegen die Soldateska der Kompanie verzweifelt zur Wehr setzten, wurden so gut wie ausgerottet. Auch in Amboina wiederholte sich das, nachdem die Ambonesen sich geweigert hatten, den Forderungen der Eroberer nachzukommen.

Die mohammedanischen Fürstentümer und auch die noch hinduistischen Königreiche waren dem bis an die Zähne bewaffneten, mit schnellen Schiffen ausgerüsteten Gegner nicht gewachsen. Schließlich zog sogar ein niederländischer

Generalgouverneur in Djakarta ein und gab der Stadt den Namen Batavia.

Lange bevor die Niederländer nach Indonesien kamen, war die Gegend, in der der Tjiliwung-Fluß in die Java-See mündet, bereits ein Handelsplatz des alten javanischen Fürstentums Sundakelapa gewesen. Der Hafen trug den Namen Padjajarans. Als später der Fürst von Banten Sundakelapa eroberte, gab er der Stadt hinter dem Hafen den Namen Djajakerta. Er bedeutete »Stadt des Sieges«. Die Niederländer machten sie unter dem Schutz ihrer Seemacht zum Zentrum des von der Kompanie betriebenen Ostasienhandels. Das war im Jahre 1602. Damit hatten die Niederlande endgültig auf dem Archipel Fuß gefaßt. Nach und nach brachen sie den Widerstand der einheimischen Königreiche und unterwarfen sie. Die koloniale Ausbeutung der Inseln durch die Ostindische Kompanie war angebrochen.

Für die Bevölkerung begann diese Periode mit höheren Steuern auf Grund und Boden und mit der Zwangsablieferung landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu äußerst geringen Preisen. Von Beginn an benutzten die Niederländer die einheimische Aristokratie als Instrument für ihre Ausbeutungspolitik. Sie änderten die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht, wenn man davon absieht, daß die Fürsten und Könige fortan die Erlaubnis der Kompanie benötigten, um ihre Rolle weiterspielen zu dürfen. Das bedeutete für die Bauern Indonesiens eine zweifache Ausbeutung. Sie hatten nicht nur die Ablieferungsquote für die Kompanie aufzubringen, sondern auch noch die für die einheimischen Herrscher und Grundbesitzer.

Die Kompanie wuchs bald zu einer beachtlichen Macht heran. Sie besaß ihr eigenes Schatzamt, eigenes Geld, erließ Gesetze und verfügte über eine eigene Flotte und ein Landheer.

Die Administratoren der Kompanie wurden selbst in den heimatlichen Niederlanden gelegentlich als eine »Horde von raubgierigen Freibeutern« bezeichnet, die sich auf den fernen Inseln anmaßte, Macht und Herrschaft über ein fremdes Volk auszuüben.

Mit der indonesischen Bevölkerung hatten die Leute der Kompanie so gut wie keinen Kontakt. Obwohl es in einigen Gebieten Residenten gab, überließen diese doch die Eintreibungsarbeit den einheimischen Fürsten, sofern sie bereit waren, sich mit der Kompanie zu arrangieren. Diese Methode der Kolonialisierung führte dazu, daß der einheimische Adel ein relativ luxuriöses Leben führen konnte; er wurde zum privilegierten Ausführungsorgan der Kolonialpolitik.

Doch der revolutionäre Geist der indonesischen Bauern hatte durch die doppelte Ausbeutung einen erneuten Auftrieb erhalten. Das 17. und 18. Jahrhundert sah auf den Inseln eine Kette von Bauernaufständen. Obwohl diese Widerstandsaktionen die Herrschaft der Kompanie nicht brechen konnten, trugen sie doch mit dazu bei, daß ihr Profit gegen Ende des 18. Jahrhunderts beträchtlich absank und die Aktionäre die beste Lösung darin sahen, die Gesellschaft an den Staat zu verkaufen. Zwischen 1613 und 1693 hatte die Kompanie 48 Millionen Gulden aus Indonesien herausgepreßt. Wenn sie auch zum Zeitpunkt, da sie der niederländischen Regierung zum Kauf angeboten wurde, mit Verlust arbeitete, so hatte sie doch ihre wesentliche Aufgabe erfüllt. Offiziell sollte mit ihrer Übernahme durch die Regierung eine »neue Epoche« eingeleitet werden. Die bisherige Praxis der Kompanie war nicht weiter durchführbar. Der Gewürzhandel brachte nicht mehr die ehemals hohe Profitrate. Andererseits aber eröffnete der Handel mit neuen Kolonialwaren für den Massenkonsum, wie Reis, Tee, Kaffee, Kokosfett, auch neue Möglichkeiten. Den größten Gewinn

versprachen sich die niederländischen Kolonialisten durch die Einführung eines Systems von Zwangskulturen auf den Inseln.

Es zwang die Bauern, den fünften Teil ihres Bodens (in der Praxis ein oder zwei Drittel und zuweilen sogar den ganzen Boden) mit Kulturen wie Zuckerrohr, Kaffee, Indigo, Tabak, Naturkautschuk, Pfeffer zu bebauen, die für den europäischen Markt von Bedeutung waren. Außerdem mußten die Bauern noch verschiedene andere unentgeltliche Arbeiten verrichten. Wenn sie sich weigerten, wurden sie hart bestraft. Beispielsweise wurden sie miteinander an den Füßen verkettet und mußten so im gleichen Rhythmus arbeiten. Drohungen und Knüppelschläge waren nicht selten. Gegen diese Sklaverei protestierten sogar niederländische Parlamentsmitglieder. Dieses System, das die Produktivkräfte völlig erschöpfte, bedeutete für die indonesische Bevölkerung: noch brutalere Ausbeutung, Erhöhung der niederländischen Truppen auf das Fünffache und Zwangsarbeit beim Bau von Befestigungsanlagen. Sehr bald wurde das Reismonopol eingeführt.

Bodensteuern und Zwangsablieferungen wurden keinesfalls abgeschafft. Hingegen erhielten niederländische Einwanderer die Erlaubnis, auf den Inseln Land zu besonders günstigen Preisen zu erwerben. Eine Vielzahl neuer Beamter und Administratoren siedelte sich in Indonesien an.

Zu den bisherigen Lasten für die Bevölkerung kam nun noch die Beteiligung an den sogenannten Erschließungsarbeiten. Um das Land besser in den Griff zu bekommen, waren Straßen notwendig. Die Bauern hatten sie in Zwangsarbeit zu bauen.

Dies alles vollzog sich zu einer Zeit, da Großbritannien zu einer gewichtigen kapitalistischen Macht wurde und nach Südostasien griff. Die Niederlande versuchten, die einhei-

mischen Könige und Fürsten zum Kampf gegen den Rivalen zu gewinnen. Doch dieser Versuch schlug fehl.

Großbritannien, das mit seiner gewaltigen Flotte bereits die indonesischen Inseln blockierte, gab sich Mühe, seinen Zugriff als eine Maßnahme zu bemänteln, die sich aus seinem Krieg gegen Napoleon ergebe und dem Umstand, daß die Niederlande mit dem Feind verbündet seien. In Wirklichkeit waren die Niederlande zu dieser Zeit von Frankreich annektiert. So durchsichtig das britische Manöver war – es erreichte sein Ziel. Außer Indonesien vereinnahmte England gleich noch die Kapkolonie und Ceylon – alles unter dem Vorwand, daß es sich dabei um Territorien des Kriegsgegners handelte.

Sir Stamford Raffles, ein dreißigjähriger Offizier der englischen Flotte, war mit einer Anzahl anderer befähigter Briten einige Jahre lang in Malacca darauf vorbereitet worden, Indonesien der britischen Krone einzuverleiben. Als die Niederländer 1811 ihren Widerstand gegen die britische Flotte aufgaben, zog Raffles in Batavia ein. Sein Auftrag lautete, die bisherigen niederländischen Kolonien so zu verwalten, wie es den Interessen des sich stürmisch entwickelnden englischen Kapitalismus entsprach.

Raffles führte eine Reihe Maßnahmen ein, die der Bevölkerung neue Lasten auferlegte. Es war unvermeidlich, daß Raffles sehr bald sein Militär gegen die rebellierenden Bauern einsetzen mußte. Das Ende seiner Macht kam mit der Niederlage Napoleons. Die Unabhängigkeit der Niederlande wurde wiederhergestellt, und England mußte Indonesien zurückgeben.

Drei Jahrzehnte zuvor war dem Sultan von Djogjakarta ein Sohn geboren worden. Diponegoro, der Nachkomme des alten, angesehenen Adelsgeschlechts, hätte seinem Vater auf

den Thron folgen sollen. Aber die Niederländer waren darüber informiert, daß dieser junge Mann patriotische Neigungen entwickelte und nicht bereit war, sich den Anordnungen der Kolonialregierung zu beugen. Sie erkannten ihn nicht als Sultan an und verbannten ihn in eine entlegene Gegend Javas. Sie hatten den aufsässigen jungen Mann schon längst vergessen, als dieser sie plötzlich 1825 an der Spitze eines Heeres von aufständischen Bauern und jüngeren Adligen mit einem Aufstand überraschte, der schnell auf die ganze Insel übergriff.

Djogjakarta wurde von den Rebellen Diponegoros eingenommen. Ein sofort von ihnen gebildetes Gericht sprach Urteile über Kolonialherren und ihre einheimischen Helfer. Diponegoro wurde zum Sultan von Djogjakarta ausgerufen, und er kämpfte weiter. Aufständische Bauern liefen seinem Heer von überall zu. Aber es kamen auch indonesische Söldner, die in der niederländischen Armee gedient hatten. Das ganze Land schien befreit aufzuatmen: Endlich hatte sich einer der einheimischen Fürsten aufgerafft, den Kampf gegen die fremden Ausbeuter offen aufzunehmen! Die Zahl der Freiwilligen führte den Kolonialherren eindringlich vor Augen, wie stark der Widerstand gegen ihr Regime in Indonesien in Wirklichkeit war. Fünf Jahre lang lebten sie in Angst vor den Truppen des Mannes, den die Gläubigen den »Verteidiger des Islams« nannten. Erst dann gelang es ihnen mit Hilfe ihrer modernen Militärtechnik, die Aufständischen nach und nach wieder unter ihre Kontrolle zu bringen. Behilflich dabei waren ihnen einige korrupte Verräter aus der Umgebung Diponegoros. Ihn selbst konnten die Holländer schließlich in ihre Hände bringen. Sie verschleppten ihn auf die Insel Sulawesi, in eine öde Gegend, wo er später verstarb.

Obwohl Diponegoro und seinem Kampf bereits ungezählte

Aufstände vorausgegangen waren, war das von ihm geführte Heer doch das bei weitem ernsteste Warnsignal für die Niederlande. Es war trotz aller Vergünstigungen nicht gelungen, die einheimischen Fürsten ganz für sich zu gewinnen. Daß die Bauern ihnen feindlich gesinnt waren, wußten die Kolonialherren ohnehin. Es wurde ihnen immer mehr bewußt, daß sie in Indonesien auf einem Pulverfaß saßen, zu dessen Explosion ein einziger solcher Funke wie Diponegoro führen konnte.

Zunächst gaben sie sich unter dem Eindruck des empfangenen Schocks liberal. Die Ausbeutung Indonesiens war ihr Ziel, an dem sich nichts änderte. Aber es sollte in Zukunft mit wesentlich geschickteren Methoden erreicht werden. Zunächst wurde das System der Zwangskulturen abgeschafft, das die Ausbeutung des Landes unrentabler machte. Unterstützung erhielten sie von den großen einheimischen Banken, und bald öffneten sie Indonesien für den Kapitalexport anderer Staaten. So gerieten gegen Ende des 19. Jahrhunderts die großen Plantagen und die im Lande entstandenen Verarbeitungsbetriebe völlig unter die Kontrolle niederländischer und anderer ausländischer Großbanken, die von nun an das gesamte Wirtschaftsleben Indonesiens sowie seine politische Entwicklung bestimmten.

Das 20. Jahrhundert brach für Indonesien mit weiteren Bauernaufständen an. Um so dringlicher wurde für die internationalen Finanzmagnaten die militärische und politische Absicherung des exportierten Kapitals.

Die Kolonialsoldateska tat alles, was in ihren Kräften stand, um jeden aufkeimenden Widerstand erbarmungslos zu zerschlagen. Daneben investierte das internationale Finanzkapital erhebliche Mittel in die »geologische und geografische Forschung«, um auch die letzten Ressourcen Indo-

nesiens nutzbar zu machen. So wurden die Inseln des Archipels günstige und billige Rohstoffquellen für die Niederlande, Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Japan, Frankreich, Italien und andere Länder. Zugleich lieferten sie den Industriestaaten billige Arbeitskräfte und boten sich als Absatzmarkt an. Eine nationale Industrie konnte sich unter diesen Bedingungen auf den Inseln nicht entwickeln, obwohl Indonesien von seinen Bodenschätzen her geradezu ideal für den Aufbau eines modernen Industrielandes geeignet gewesen wäre. Von den Straßen über die Häfen bis zu den wenigen Eisenbahnlinien, von den Schulen bis zu den Sanitätseinrichtungen war alles der imperialistischen Strategie und Ausbeutung untergeordnet.

Die einheimischen Großgrundbesitzer arrangierten sich im wesentlichen mit dem internationalen Kapital. So entstand die Schicht der Kompradoren, und es entstand – unter niederländischer Kontrolle – eine Schicht ebenso korrupter wie überheblicher einheimischer Beamter, die sich in ihren Anschauungen vom eigenen Volk entfernten und den Lebensstil der Kolonialisten nachahmten. Die Kolonialmacht ließ den einheimischen Großgrundbesitzern ihren Gewinn als Gegenwert für die von dieser Klasse direkt oder indirekt ausgeübte Unterstützung der Kolonialpolitik. Es würde – so hofften die Niederländer – keinen Diponegoro mehr geben, nur folgsame Untertanen, der niederländischen Fahne treu ergeben.

Es schien, als würde sich diese Politik auszahlen. Die Großbanken bewiesen es sich selbst mit ihren Bilanzen: Etwa 800 Millionen Gulden hatte die Ostindische Kompanie im Verlaufe von zweihundert Jahren aus Indonesien herausgepreßt. Unter dem System der Zwangskulturen waren in nur vierzig Jahren ebenfalls etwa 800 Millionen Gulden erwirtschaftet worden. Mit den ausgeklügelten, rationalisier-

ten Ausbeutungsmethoden erreichten die Imperialisten die gleiche Summe bereits im ersten Jahr.

Es dauerte relativ lange, bis die niederländischen Kolonialisten begriffen, daß die unerhörten Profite, die nun aus der Kolonie flossen, ihren Blick für etwas getrübt hatten, das sich im Schatten dieser extremen Ausbeutung vollzog: Eine nationale Befreiungsbewegung von bisher nicht gekanntem Ausmaß begann sich im Lande auszubreiten. Sie war mit den bislang praktizierten Methoden nicht mehr zu unterdrücken, das sah man bald ein.

Der alte Mann am Kai von Makassar weiß, daß es Diponegoro gab. Er kennt den Verlauf seines Kampfes nicht genau. Er weiß nur, daß die Holländer ihn schließlich beseitigt haben. Er weiß, daß heute Straßen und Schiffe nach ihm benannt sind. Eine Division der Armee trägt seinen Namen. Und doch ist Diponegoro diesem alten Mann nicht mehr nahe. Man spürt es, wenn man ihn nach Sukarno fragt. Dann wird sein Gesicht nachdenklich. Es gibt keinen Indonesier, der Sukarno nicht kennen würde. Aber es gibt viele, die mit sich selbst uneins sind, wenn sie aufgefordert werden, diesen Mann, den sie einmal Bapak (Vater) nannten oder Bung (Bruder), zu beurteilen. Für manchen ist er ruhmlos gestorben. Die einen halten ihn für einen Mann, der gescheitert ist, und die anderen sprechen respektvoll von ihm als dem Vater der modernen indonesischen Nation. Ist er gescheitert? Oder hat er gesiegt?

Der alte Mann am Kai von Makassar blinzelt in das helle Licht der Tropensonne und sagt bedächtig: »Bung Karno war. Mancher hat ihn schon vergessen. Mancher aber wird ihn nie vergessen können. Und viele von denen, die ihn schon vergessen haben, werden sich eines Tages gewiß an ihn erinnern. So wie sie sich an Diponegoro erinnern.«

Dann geht er. Am Ende des Kais ist ein Lastwagen voller Soldaten aufgetaucht. Man weiß nicht, was sie wollen. Am linken Oberarm tragen sie das Zeichen der Division »Diponegoro«. Wer sie nach Sukarno fragt, wird in verschlossene, ausdruckslose Gesichter blicken. Er wird vielleicht hier und da ein verlegenes Lächeln entdecken. Es gibt zu viele Dinge, über die man heute im Lande der unzähligen Inseln besser nicht spricht. Doch das bedeutet nicht, daß sie vergessen sind.

Im Frühlicht geboren

Als Kastur Rekso an diesem Augustmorgen des Jahres 1965 auf die Terrasse des Istana Merdeka geführt wurde, konnte er eine gewisse Beklommenheit nicht loswerden. Er war zum erstenmal im Amtssitz des Präsidenten der Republik. Seit sie in Bandung gemeinsam studiert und unter einem Dach gewohnt hatten, war er zwar verschiedentlich mit Sukarno zusammengetroffen, sie hatten miteinander gesprochen und sich der alten Zeiten erinnert, aber in den letzten Jahren war dann eine lange Pause eingetreten.

Kastur Rekso versah immer noch in Bandung das Amt eines Lehrers. Karno, wie sie ihn damals nannten, als sie alle im Haus der Familie Sanusi wohnten, hatte sein Ziel erreicht: Er war der populäre Führer der gesamten indonesischen Nation geworden.

Heute war Kastur Rekso sein Gast. Er war am Vorabend mit einem überfüllten Zug in der Hauptstadt angekommen. Zunächst war er über die Trostlosigkeit Djakartas erschrokken. Die Hauptstadt war schmutzig geworden, unansehnlich, wenn man von den neuen Prachtbauten absah, von den goldüberzogenen Denkmälern und den wenigen breiten Prachtstraßen. Auf eine seltsame Art wirkte alles in dieser Stadt alt und abgenutzt, selbst die Menschen. Sie schienen mit sich selbst beschäftigt zu sein, ausschließlich. Dieser Eindruck wurde nur dann verwischt, wenn sich die Straßen plötzlich mit lärmenden Demonstranten füllten, mit jungen

Leuten, die den Präsidenten hochleben ließen und Malaysia verdammten. Kastur Rekso kannte diese Demonstrationen. Es gab sie im ganzen Land. Sie erschienen ihm zuweilen wie eine Farce, aber er wagte nicht, das auszusprechen. Jedenfalls drückten die schreienden Kolonnen nicht das aus, was die Mehrzahl der Bevölkerung wirklich bewegte: Hunger, Existenzangst und wachsende Unzufriedenheit mit der Regierung, die nie verlegen um große Worte war, deren praktische Maßnahmen sich aber immer wirrer ausnahmen. Es schien, als lebe jeder in diesem Land unter der drohenden Frage, wann die zunehmende Misere endgültig in die Katastrophe münden würde.

Kastur Rekso war nicht nach Djakarta gekommen, um über diese Fragen mit dem Präsidenten zu sprechen. Während der vergangenen zwanzig Jahre hatte er Sprache und Geschichte Indonesiens gelehrt. Sein Amt hatte ihm Zeit genug gelassen, ein umfangreiches Manuskript über die Geschichte der Nation Indonesien anzufertigen.

Rekso hatte jede freie Minute für diese Arbeit verwendet. Er hatte keine Mühe gescheut und auf manche Zerstreuung verzichtet. Seine Forschungsarbeit fesselte ihn immer wieder von neuem. Vor etwas mehr als einem halben Jahr hatte er die vielen hundert Seiten einbinden lassen und sie Sukarno mit der Bitte geschickt, sie zu beurteilen. Rekso tat das nicht, um sich von vornherein der Zustimmung des Präsidenten zu versichern, bevor er versuchte, sein Buch drucken zu lassen. Vielmehr kam es ihm darauf an zu hören, ob sich die Ergebnisse seiner Forschungen mit der Meinung Sukarnos deckten, denn Sukarno repräsentierte für ihn einen nicht unbeträchtlichen Teil der neueren Geschichte des Landes.

Aus der Zeit, die sie gemeinsam als Studenten verbracht hatten, erinnerte Rekso sich daran, daß Sukarno ein aufmerksamer Leser historischer Materialien war und daß man

mit ihm über Ansichten und Wertungen produktiv streiten konnte. Es würde sich erweisen, ob das auch heute noch so war.

Der Lehrer aus Bandung kam sich ein wenig verloren vor, nachdem der Offizier der Leibwache des Präsidenten, der ihn aus der billigen Pension, in der er wohnte, abgeholt hatte, gegangen war. Er stand unweit des großen Aquariums, in dem ein paar glotzäugige Goldfische träge umherschwammen, und verbeugte sich mechanisch, sooft ihn jemand ansah. In einer langen Reihe standen gedeckte Tische, auf denen das Frühstück serviert war. Es gab Reis und Fisch und eine Anzahl einheimischer Speisen in Schalen aus erlesenem Porzellan, aber es gab ebenso auch europäisches Frühstück: Brot und Kuchen, Butter und Wurst, Marmeladen und Zuckergebäck.

Gerade brachten die uniformierten Mädchen, die zur Leibwache des Präsidenten gehörten, den Kaffee. Sie stellten die Krüge auf die Tische und überzeugten sich noch einmal, daß nirgendwo etwas fehlte. Dann traten sie in den Hintergrund. Es war noch früh am Morgen und verhältnismäßig kühl.

Der Präsident, das hatte Rekso inzwischen erfahren, pflegte um diese Zeit seine erste Mahlzeit einzunehmen, nachdem er das Subuh gebetet hatte, streng nach der Vorschrift, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt. Das Frühstück zog sich meist zwei Stunden hin, bisweilen dauerte es länger. Es wurde nicht nur gegessen. Eine Anzahl von Ministern war regelmäßig anwesend, manchmal prominente Ausländer oder Personen, die der Präsident aus privaten Gründen einlud, Schriftsteller oder Maler, Journalisten, auch Kaufleute und Fabrikanten. Erst nachdem der Präsident sich ausführlich mit ihnen unterhalten und dabei gefrühstückt hatte, begann sein Arbeitstag. Auch heute würde es

nicht anders sein. Rekso wunderte sich nicht darüber, daß die meisten Gäste Armeeuniform trugen. Es war bekannt, daß die Armee eine große Rolle im Lande spielte und ihre höchsten Offiziere auch einen nicht unbeträchtlichen Teil der Ämter im Staatsapparat besetzt hatten. Sukarno selbst trug häufig eine Uniform.

Von ihm stammte die Feststellung, daß die Indonesier es sich angewöhnen müßten, Uniformen zu tragen, weil sie dadurch jenen Fremden, die in ihnen immer noch die ungebildeten, nur zu niederen Diensten taugenden Insulaner sähen, zu verstehen geben würden, daß sie Stolz und Würde besäßen. Sukarno hatte in einigen seiner Reden darüber gesprochen. Das lag lange zurück, es war wohl schon in der ersten Phase der nationalen Unabhängigkeitsbewegung gewesen, als er sich an ihre Spitze setzte.

Als der Präsident jetzt in einer einfachen grauen Tuchhose, einem weißen Hemd und dem unvermeidlichen Pitji auf dem Kopf erschien, war Kastur Rekso ein wenig erstaunt. Sukarno wirkte leger. Er trug Sandalen, keine Strümpfe. Überhaupt schlurfte er recht gemächlich heran, keineswegs auf Haltung bedacht. Er sah müde aus, nicht gesund. Seit langem war bekannt, daß er an einer Nierenerkrankung litt. Er war operiert worden, aber es hieß, daß er nur noch eine funktionsfähige Niere besitze und diese ebenfalls bereits angegriffen sei. Neben ihm gingen zwei der uniformierten Mädchen, die er meist um sich hatte. Sukarno liebte es, sich zusammen mit diesen Mädchen zu zeigen. Sie waren ausgesucht schön, und es hieß, sie versähen alle Hausarbeiten im Palast, von den Aufgaben einer Sekretärin bis zur persönlichen Betreuung des Präsidenten.

Die Unterhaltungen der Gäste brachen ab. Sukarno begrüßte die Versammelten in der jovialen Art, die man bei ihm gewöhnt war. Er schüttelte ein paar Hände, klopfte hier

jemandem auf die Schulter und küßte dort eine der Damen auf die Stirn. Die uniformierten Mädchen beobachteten das alles mit wachsamen Augen. Um ihre Hüften trugen sie breite Koppel, an denen schwere Pistolen hingen. Ebenso wie die männlichen Mitglieder der Leibwache des Tjakrabirawa-Regiments beherrschten sie nicht nur die Schießkunst, sondern sie waren auch im Kampf mit bloßen Händen ausgebildet. Judo und Karate standen auf ihrem Dienstplan, ebenso wie der Umgang mit Diplomaten oder die Zubereitung eines wohlschmeckenden Erfrischungsgetränks.

»Aah!« machte der Präsident, als er Kastur Rekso entdeckte. Er ging auf ihn zu und umarmte ihn. Während er ihm lange die Hand schüttelte, stellte er ihn den übrigen Anwesenden vor. »Dies ist einer meiner ältesten Freunde! Kastur Rekso aus Bandung, ein Lehrer. Wir haben zusammen studiert und gehungert, und wir haben nebeneinander geschlafen. Wenn ich mich recht entsinne, sind wir oft auch den gleichen Mädchen nachgestiegen!« Er lachte. Rekso war verlegen, als er sah, wie die Gäste wissend nickten.

»Bandung, ja! Eine schöne Erinnerung! Wir waren jung. Die Zeiten waren hart. Wir hatten den Kampf noch vor uns. Aber wir waren entschlossen, ihn zu wagen. Mein Freund Rekso hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, die Geschichte Indonesiens aufzuzeichnen. Er wird berühmt sein, wenn sein Werk erscheint.« Er wandte sich Rekso zu und sagte halblaut: »Kastur, ich habe alles gelesen. Wir sprechen nachher darüber. Es gibt viel zu sagen.«

Dann schob er ihn an einen der Tische. Ein Mädchen rückte ihm den Stuhl zurecht. Die Gäste begannen zu essen. Sie folgten dem Beispiel des Präsidenten, der einfach zugriff.

Er selbst aß wenig. Er kostete von dem Reis und nahm eine Scheibe Toast, trank den starken schwarzen Kaffee, den er mehr als jedes andere Getränk liebte, und zwischen-

durch naschte er immer wieder von dem bernsteinfarbenen Honig, der in einem großen Gefäß vor ihm stand. Nur er aß diesen Honig, niemand sonst. Es hieß, er bekäme ihn speziell aus einem arabischen Land geschickt, als Medizin.

Rekso hörte den Gesprächen zu, die sich bald entwickelten. Ein General berichtete von Zwischenfällen an der Grenze zu Brunei. Ein elegant gekleideter Beamter sprach über die Tropenfestigkeit bestimmter Maschinen, die man aus dem Ausland bezog. Dann machte Sukarno einen Scherz. Er liebte es, die ernsten Gespräche dadurch zu unterbrechen, daß er eine Anekdote erzählte. Es waren nicht immer unverfängliche Geschichten, die er seiner Tischrunde bot. Wenn er sich über die Vorzüge einer Frau verbreitete, dann gaben sich die uniformierten Mädchen Mühe, die Gesichter nicht zu verziehen, aber es fiel ihnen schwer, denn der Präsident unterstrich seine Worte mit Gesten, die unmißverständlich waren. Er war ein guter Gesellschafter, ein Mann, der natürlich wirkte, unbefangen, und von dem ein unbestimmbarer Reiz ausging. Wer ihn so sah, wie er jetzt hier am Tisch saß und plauderte, der konnte sich seinem Charisma ebensowenig entziehen wie etwa während einer seiner langen, temperamentvollen Reden, für die er berühmt war. Er ist einer der größten Redner, die unser Land jemals hervorgebracht hat, dachte Rekso. Er versteht es, mit der Macht des Wortes zu fesseln, mit seiner Art, komplizierte Dinge zu vereinfachen und Lösungen vorzuschlagen, die vielen allzu einfach vorgekommen wären, wenn sie ein anderer geäußert hätte. Ein Staatsmann mit der Beredsamkeit eines mohammedanischen Vorbeters, ausgestattet mit der Gabe, den einzelnen Gesprächspartner ebenso zu beeindrucken wie eine unübersehbare Masse, die seiner Stimme an Lautsprechern lauschte. Man nennt ihn den Vater der Nation, und er legt auf diesen Titel viel Wert, obgleich er noch eine

Reihe anderer führt. Vater der Nation, aus Bestimmung, so sah er es. Wer ihn kannte, der wußte, daß es ihm nicht unangenehm war, als eitel zu gelten. Im Gegenteil, er pflegte zu betonen, daß er sich gern schmeicheln lasse und daß er es liebe, wenn ihm seine Verdienste immer wieder lautstark bestätigt würden. Eine menschliche Schwäche? Wer wollte darüber richten? Die Geschichte würde das Urteil sprechen.

Rekso hatte in seinem Buch über ihn geschrieben, und es war ihm leichtgefallen, gerade die Anfänge der nationalen Unabhängigkeitsbewegung aufzuzeichnen, die eng mit der Person Sukarnos verknüpft waren. Damals legte er den Grundstein zu der Nation, die heute unter der rot-weißen Flagge vereint war. Und er tat es mit dem gleichen Selbstbewußtsein, der gleichen Überzeugung von seinem gottgegebenen Auftrag, wie er heute noch zu argumentieren pflegte.

War es Wahrheit oder Legende, daß seine Mutter ihm bereits angekündigt hatte, er sei zu großen Taten geboren? Sie war eine Balinesin, eine Nichte des letzten Königs von Singaradja. Eine Brahmanin mit dem Stolz ihrer Kaste. Sie verliebte sich in einen relativ armen Volksschullehrer, der in Singaradja arbeitete. Zu Hause war er auf Java, und er war Mohammedaner. Sie heirateten trotzdem, und sie zogen nach Surabaja, wo ihr Sohn geboren wurde, in der Mitte des Jahres 1901, in der frühen Morgenstunde eines strahlenden Sommertages. »Kinder der Morgenfrühe sind dazu bestimmt, Großes zu vollbringen.« Die Mutter sagte es oft, und der Sohn vergaß es nie.

Lange wohnten die Eltern in Blitar, einer kleinen Kreisstadt bei Surabaja, und Sukarno wuchs dort auf, bevor seine Eltern es ihm ermöglichten, eines der besten Bildungsinstitute der damaligen Zeit, die Höhere Bürgerschule in Surabaja, zu besuchen. Der Vater besaß einen treuen Freund

in der großen Hafenstadt: Omar Said Tjokroaminoto. Bei ihm wohnte der junge Sukarno, und hier begann er seinen Weg, der ihn schließlich an die Spitze eines der volkreichsten Staaten der Welt führte.

Tjokroaminoto war gläubiger Mohammedaner und Politiker zugleich. Nach der Abschaffung des Systems der Zwangskulturen in der niederländischen Kolonie begannen sich neben den einheimischen Großgrundbesitzern nach und nach neue Klassen zu entwickeln. Ein Bürgertum formierte sich aus Beamten, Gebildeten und den Besitzern kleiner Manufakturen. Es entstand auch ein Proletariat, das zu jener Zeit noch schwach, unorganisiert und politisch-ideologisch unselbständig war, aber seine spätere Rolle im politischen Leben des Landes bereits ankündigte.

Es gab erste nationale Organisationen um diese Zeit, zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch wenn sie sich zunächst vorwiegend mit Sammlungs- und Bildungsaufgaben beschäftigten, so nahmen ihre Vorstellungen von der Fortführung des politischen Kampfes doch bald Gestalt an. Die Wetterzeichen in der internationalen Politik, wie der Russisch-Japanische Krieg, die russische Revolution von 1905 sowie die bürgerlichen Revolutionen in Persien, der Türkei und China, beflügelten sie und weckten die Hoffnung, die Kolonialherrschaft abschütteln zu können.

Eisenbahner bildeten eine erste Gewerkschaft. Intellektuelle gründeten die Budi Utomo. Organisationen von Jugendlichen und Studenten entstanden, die für einen unabhängigen indonesischen Staat eintraten. Sukarno lebte damals nicht nur im Hause Tjokroaminotos in Surabaja, er wurde sein Schüler. Man nannte Tjokroaminoto den ungekrönten König von Java. Er hatte Gleichgesinnte um sich geschart, meist mohammedanische Kaufleute und gebildete Bürger, denen er seine Ideen entwickelte, wie sich das Volk

der Inseln gegen die koloniale Ausbeutung wehren, wie es schließlich einmal eine einige, selbständige Nation werden könnte. 1912 zählten die Anhänger Tjokroaminotos bereits über zwei Millionen, und sie nannten ihre Vereinigung Sarekat Islam, Islamische Union. Sie vertrat einen islamisch-religiös drapierten Nationalismus. Kultur und Glaube sollten die entscheidenden Elemente der nationalen Einigung sein. Die Bestrebungen liefen eher auf Reformen hinaus als auf Revolution.

Zwei Jahre später entstand die erste Organisation indonesischer Marxisten. Sie nannte sich Indische Sociaal-Democratische Vereniging, und wenn dieser Name auch deutlich den Stempel der holländischen Sprache trug, so fanden sich doch hier die ersten konsequenten Vertreter für die nationale und soziale Befreiung des indonesischen Volkes zusammen.

Der junge Sukarno wuchs im Kreis der Moslempolitiker um Tjokroaminoto auf. Aber er lernte bald auch Marxisten kennen, denn die führenden Organisatoren der marxistischen Vereinigung weilten nicht selten im Hause Tjokroaminotos, um mit ihm zu beraten. Die Marxisten Semaun und Aliarcham diskutierten mit dem Schüler Sukarno ebenso, wie sie sich mit Tjokroaminoto über die richtige Taktik im Kampf gegen den Kolonialismus stritten.

Aber bereits 1918, unter dem Eindruck der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, trennten sich revolutionäre Anhänger Tjokroaminotos von dessen Sarekat Islam, um nicht weiter mühsam um Zugeständnisse der Niederländer zu bitten, sondern um sich zum Kampf zu formieren. Diese »Radikalen« erhoben die Forderung nach einer Verfassung für das indonesische Volk und nach einem frei gewählten Parlament. 1920 wurde schließlich die Kommunistische Partei Indonesiens gegründet, die Partai Kommunis Indonesia.

Sukarno verblieb bei der Sarekat Islam. Er begriff wohl, daß die ausgebeuteten Massen die treibende Kraft im Kampf gegen den Kolonialismus darstellten, die landarmen Bauern und die, die für die Großgrundbesitzer arbeiteten. Er sah auch, daß sich eine Arbeiterklasse formierte, die von der marxistischen Partei mit ihrer klaren revolutionären Zielsetzung immer stärker angezogen wurde, und er übersah nicht die Möglichkeiten, die der Zusammenschluß der hier entstehenden politischen Kräfte bieten würde. Aber Sukarno vermochte nicht, Klasseninteressen als Antrieb für unterschiedliche politische Zielsetzungen anzuerkennen. Er verharrte in der islamisch-religiös bestimmten Vorstellung der Sarekat. Nach und nach war er zum engsten Vertrauten Tjokroaminotos geworden. Er entwickelte als Redner ein beachtliches Talent, und er studierte eifrig philosophische Werke. Marx und Engels gehörten ebenso zu seiner Lektüre wie Rousseau, Briand, Jefferson und Lincoln. Um diese Zeit, er zählte knapp zwanzig Jahre, begann er seine politischen und sozialen Ideen zu entwickeln, mit denen er die Lebenslage der breiten Massen seines Volkes zu verbessern gedachte.

Kastur Rekso lächelte unwillkürlich, während er sich erinnerte, mit welcher Legende der Präsident später immer versucht hatte, seine Theorie von der Beschaffenheit der indonesischen Gesellschaft zu verbinden. Angeblich hätte er auf einem Streifzug durch das Land einen Mann namens Marhaen getroffen und sich mit diesem unterhalten. Dabei wäre ihm die Erleuchtung gekommen: So wie dieser Mann ist das ganze Volk!

Er nannte seine Theorie Marhaenismus: Die Indonesier wären Leute mit wenig Eigentum und wenig Möglichkeiten, wenig Gerätschaften, und sie erwirtschafteten einen geringen Ertrag. Sie arbeiteten für keinen anderen Indonesier, und

kein anderer Indonesier arbeite für sie. Daher existiere keine Ausbeutung des einen Indonesiers durch den anderen. Marhaenismus wäre daher indonesischer Sozialismus in Aktion!

Kastur Rekso war sich nie darüber klargeworden, ob Sukarnos Blick wirklich nicht weiter gereicht hatte, ob seine Befangenheit in der Mystik javanischer Traditionen ihn zu seiner Theorie geführt hatte, oder ob er sie einfach wider bessere Erkenntnisse beibehalten hatte, um sie der sich immer stärker ausbreitenden Klassentheorie der Kommunisten entgegenzustellen. Er hatte Sukarno kennengelernt, als er nach Bandung kam, an das Institut für Technologie. Damals war er mit einer Tochter Tjokroaminotos verheiratet gewesen. Das Mädchen war noch ein Kind, und Sukarno trennte sich später wieder von ihr. Treu blieb er Tjokroaminoto.

Er ließ sich auch von den Niederländern nicht korrumpieren. Als sie 1918, infolge der immer stärker werdenden Unabhängigkeitsbestrebungen auf den Inseln, ein Manöver unternahmen, um sie abzufangen und in sichere Kanäle zu leiten, trat Sukarno erbittert dagegen auf. Die Niederländer gründeten eine Einrichtung, die sie »Volksrat« nannten, um den Eindruck zu erwecken, daß Einheimische an der Regierung der Kolonie beteiligt würden. Aber in diesem »Volksrat« saßen in der Mehrzahl niederländische Kolonisten, die sich mit der Anwesenheit einiger indonesischer Fürsten und Kollaborateure abfanden. Im übrigen besaß der »Volksrat« ohnehin nur eine beratende Funktion gegenüber dem niederländischen Generalgouverneur.

Rekso erinnerte sich an die Diskussionen über dieses Thema, die er mit Sukarno in Bandung gehabt hatte, im Hause der Familie Sanusi, bei der eine Anzahl Studenten billig wohnte. Sie hatten um diese Zeit vieles gemeinsam getan, beinahe alles. Nur in Inggit Sanusi, die Vermieterin, hatte sich Sukarno allein verliebt. Sie trennte sich wenig später

von ihrem Mann und lebte mit dem um viele Jahre jüngeren Studenten zusammen.

»Kastur!« rief Sukarno von seinem Tisch her. »Warum ißt du nicht? Greif zu! Fürchte dich nicht vor der imperialistischen Marmelade!«

Der Lehrer griff verwirrt nach einem Stück Brot und bestrich es mit Butter. Die anderen Frühstücksgäste schmunzelten. Aber bald wandte sich ihre Aufmerksamkeit von ihm ab, denn einer der Generale begann über die von Sukarno kürzlich befürwortete Bewaffnung von hunderttausend Arbeitern und Bauern zu sprechen.

Sie sollten die Armee bei ihrer schweren Aufgabe in der Konfrontation gegen Malaysia unterstützen. Jedermann wußte, daß die Armee diesen Plan strikt ablehnte. Und es schien, als würde Sukarno selbst ihn auch nicht gerade mit äußerster Bestimmtheit vertreten. Er forderte immer wieder auf, die Sache zu diskutieren, sie von allen Seiten zu beleuchten. Als einer der Gäste einwarf, man müsse daran denken, daß die meisten der zu Bewaffnenden unter dem Einfluß der Kommunisten stehen würden, lachte Sukarno. »Und ihr fürchtet euch davor? Ich fürchte mich nicht vor den Kommunisten! Man hat mir oft nachgesagt, ich sei selbst ein Kommunist. Ich bin es nicht. Und ich fürchte mich nicht vor ihnen. Auch ihr habt keinen Anlaß dazu!«

Die Kommunisten! Kastur Rekso kaute nachdenklich an seinem Brot. Ganz gewiß war Sukarno kein Kommunist. Er hatte in seiner Bandunger Zeit neben dem Studium immer mehr Kraft darauf verwendet, die Sarekat Islam auszubauen und zu stärken. Dabei war er bemüht gewesen, sie allmählich von ihrer streng religiösen Basis zu lösen. Sie erschien ihm zu eng, und er reicherte die Ideen, die ihr zugrunde lagen, mit geschickt ausgewählten sozialistischen Gedanken an. So wurde sie innerhalb weniger Jahre zu einer Massen-

bewegung, denn nicht wenige Bauern und Arbeiter schlossen sich ihr an. Inzwischen aber war die kommunistische Bewegung ebenfalls stärker geworden. Und die Verhältnisse im Land spitzten sich zu.

Die Niederländer erkannten rechtzeitig, daß das Land vor Erhebungen stand, die in der Lage sein würden, das Kolonialsystem entscheidend zu erschüttern. Sie blieben nicht untätig, und es gelang ihnen, einige Spitzel in die Kommunistische Partei einzuschleusen. Die indonesischen Kommunisten waren zahlenmäßig nicht so stark wie die bürgerliche Unabhängigkeitsbewegung. Die Arbeiterklasse war erst im Entstehen, und zudem hatten die Kommunisten die große Zahl der Landarbeiter auf den Plantagen sowie die armen Bauern noch nicht als Verbündete gewonnen. Als es 1926 zu Aufständen kam, in denen Arbeiter versuchten, gegen die Kolonialmacht vorzugehen, schlugen die Niederländer unerbittlich zurück. Die Kommunistische Partei stellte sich an die Spitze der aufständischen Werktätigen, aber sie war zu schwach, zu unerfahren, und ihre Organisation war bei weitem nicht perfekt genug, um den militärischen Gegenmaßnahmen der Niederländer zu widerstehen. Während Sukarno am Institut für Technologie in Bandung sein Ingenieursdiplom erwarb, wurden viele Hunderte der besten kommunistischen Funktionäre hingerichtet. Tausende wurden nach Westirian verbannt, wo sie in den Dschungelgebieten langsam umkamen. Die revolutionäre Bewegung erlitt eine schwere Niederlage, denn die Partei war zerschlagen, und nur wenige erfahrene Kader konnten sich verbergen oder durch Flucht außer Landes in Sicherheit bringen.

Sukarno erkannte seine Chance. Er ließ sie nicht ungenutzt verstreichen. Zielstrebig arbeitete er auf die Gründung seiner eigenen Partei hin. Zwei Jahre Sammlungsarbeit vergingen, in denen er unermüdlich, von den Niederländern

mißtrauisch bewacht, sein Programm des indonesischen Nationalismus propagierte. Dann war es soweit: Die Partai Nasional Indonesia wurde gegründet. Sie zog außer dem Bürgertum und der Intelligenz viele Kräfte an sich, die zuvor in anderen Gruppierungen organisiert gewesen waren. Zweifellos brachte es Sukarno durch sein Auftreten und durch die Gabe, Menschen zu beeinflussen, fertig, die PNI in wenigen Jahren zu einer Massenpartei zu machen. Ihr Ziel war die völlige Unabhängigkeit Indonesiens. Bald gab es eine Nationalflagge, auch wenn sie noch nicht öffentlich gezeigt werden durfte, und bald erklang auch »Indonesia Raya«, die Nationalhymne des freien Indonesiens, wenn sich die PNI versammelte. Mit dem Aufstieg der PNI hatte das nationale Bürgertum die Führung der antikolonialen Bewegung übernommen und wurde damit zugleich für eine ganze historische Periode zur bestimmenden gesellschaftlichen Kraft in Indonesien.

Sukarno stand an der Spitze des Widerstandes gegen die Niederlande. Niemals spielte er mit dem Gedanken, der Kolonialmacht mit Waffengewalt Indonesien streitig zu machen. Er kämpfte mit Mitteln des passiven Widerstandes, der zähen und beharrlichen Forderungen, und er war überzeugt, daß sich die Niederländer eines Tages vor der geballten Macht der nationalen Bewegung würden zurückziehen müssen.

Doch diese dachten anders. Der Aufschwung der Unabhängigkeitsbewegung beunruhigte sie so sehr, daß sie zunächst zu dem altbewährten Mittel griffen, den führenden Kopf auszuschalten. 1929 wurde Sukarno inhaftiert. Erst ein Jahr später gab es eine Gerichtsverhandlung gegen ihn, und er erhielt vier Jahre Haft. Aber die Weltöffentlichkeit war wachgerüttelt. Ungezählte Proteste veranlaßten die Niederländer, Sukarno bereits 1931 wieder zu entlassen. Kastur

Rekso hatte zu jenen gehört, die ihn damals im Triumph in Bandung empfingen.

Die Arbeiterbewegung war um diese Zeit einem intensiven Terror der Kolonialbehörden ausgesetzt. Zu Recht erkannten die Niederländer in ihr den gefährlicheren Feind, denn die Arbeiter und Bauern zeigten in wachsendem Maße militante Aufsässigkeit gegen die koloniale Ausbeutung. Waren die verbalen Angriffe der PNI schon gefährlich, so begannen die Aktionen der Arbeiterbewegung die Substanz der niederländischen Kolonialmacht anzugreifen. 1933 meuterten plötzlich die niederländischen und indonesischen Besatzungsmitglieder des Kriegsschiffes »De Zeven Provincien«, das zur Marine des Kolonialregimes gehörte. Zum erstenmal solidarisierten sich Niederländer mit Indonesiern. Sie übernahmen das Schiff und verteidigten es, bis sie schließlich von der Übermacht der eilig herbeigerufenen niederländischen Einheiten überwältigt wurden. Ein für die Kolonialisten gefährliches Signal war gesetzt worden: Ausgebeutete des Mutterlandes hatten sich mit Ausgebeuteten der Kolonie zur gemeinsamen Aktion erhoben!

Es war der Nervosität der Kolonialbehörden nach diesem historischen Ereignis zuzuschreiben, daß sie noch härter als bisher durchgriffen. Und sie schränkten auch den Spielraum der bürgerlichen Nationalisten entschlossen ein, indem sie Sukarno, der nach seiner Haft mit unverminderter Popularität für die Unabhängigkeit Indonesiens eintrat, 1933 erneut inhaftierten. Zunächst deportierten sie ihn nach der Insel Flores. Als er dort an Malaria erkrankte und die Weltöffentlichkeit wiederum forderte, ihn freizulassen, wurde er unter erleichterten Bedingungen schließlich nach Bengkulen, einem kleinen Ort in Südsumatera, verbannt. Doch auch von dort aus wirkte er politisch. Er verfaßte Pamphlete und schrieb für Zeitungen. Es gab kaum einen Indonesier, der

nicht wußte, wo Sukarno war, und der nicht auf seine Rückkehr wartete. In der Tat konzentrierten sich auch die Hoffnungen der Ärmsten im Lande auf ihn. Schon jetzt war er ein Symbol für den Kampf um die Unabhängigkeit geworden, von der sich jeder Indonesier ein menschenwürdigeres Leben versprach, ohne Not und die Willkür der Kolonialisten.

Sukarno mußte bis 1942 in Bengkulen bleiben. Seine Partei zerfiel, aber sie starb nicht. Es zeigte sich, daß Sukarno die große Klammer gewesen war, die die PNI zusammengehalten hatte. Niemand zweifelte daran, daß er nach seiner Befreiung in kürzester Zeit imstande sein würde, die überwiegende Masse der Bevölkerung um sich zu scharen. Und das begriff auch Japan, als es sich acht Jahre nach Sukarnos Verbannung zum Sprung nach Süden anschickte.

Kastur Rekso hörte ein wenig abwesend den Gesprächen zu, die an den Tischen geführt wurden. Er merkte, daß man von den ernsteren Themen nach und nach zu leichterer Unterhaltung überging. Eine Dame wurde aufgefordert, ein Lied zu singen. Sie stammte aus Kanada, Rekso wußte nicht, weshalb sie vom Präsidenten eingeladen worden war. Als sie zu singen begann, bemühte er sich, nicht zu lächeln. Der Präsident hingegen lachte laut und meinte: »Sehr gut! Sehr gut! Wenn wir jemals ein Varieté eröffnen, werde ich diese Darbietung ins Programm aufnehmen lassen, Madame!« Die Angesprochene schien nicht einmal beleidigt zu sein. Sie lächelte ebenfalls und ließ sich Kaffee nachschenken. Dann begann einer der Minister Witze zu erzählen, die sich um China und die Sowjetunion bewegten.

Sukarno belächelte diese primitiven Scherze nur mäßig. Er respektierte die Sowjetunion, das war bekannt, obgleich er sich mehr als einmal von deren Gesellschaftsordnung distanziert hatte. Sie sei für Indonesien untauglich. Er hatte

sich in den letzten Jahren immer enger mit der derzeitigen Pekinger Führungsschicht liiert. In China selbst war er mit allen denkbaren Ehren empfangen worden. Er machte kein Geheimnis daraus, daß er in seinen politischen Gesprächen mit den Pekinger Führern für eine enge Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern eingetreten war. Die Pekinger schätzten seine antiimperialistische Politik, so hieß es. Was sie damit meinten, blieb vielen Menschen rätselhaft, denn Pekings führende Männer, die öffentlich mit der kommunistischen Weltbewegung brachen und gleichzeitig ein Konglomerat von kleinbürgerlich-anarchistischen Theorien und regionalen Hegemonieambitionen als den »Marxismus der Gegenwart« ausgaben, bezeichneten auch die Sowjetunion als imperialistischen Staat. Soweit war Sukarno bisher nicht gegangen. Er verfolgte wohl andere Ziele. Auf dem Umwege über Peking versicherte er sich der Loyalität seiner Millionen chinesischer Bürger, die in der Wirtschaft Indonesiens eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten.

Ratna Dewi, die dem Präsidenten zuletzt angetraute Ehefrau, wurde von einem der Gäste nach Reiseplänen befragt. Die zierliche, attraktive Frau, die neben Sukarno saß, lächelte und gab eine ausweichende Auskunft. Ja, sie würde reisen. Nach Europa vielleicht. Sie kam aus Japan und war indonesischer Abstammung. Sukarno hatte sie während seines Besuches in Tokio kennengelernt. Jedermann im Lande kannte diese Romanze. Es gab gehässige Stimmen, die Sukarno vorwarfen, er habe seine alte Vorliebe für Japan entdeckt, die ihn schon während der vierziger Jahre bewogen hätte, Japan zu dienen. Hatte er das getan? Kastur Rekso gehörte zu den engsten Vertrauten Sukarnos aus der damaligen Zeit, und er wußte wohl, wie riskant die politische Taktik Sukarnos gegenüber den japanischen Okkupanten gewesen war, aber er wußte auch, von welchen strategischen

Überlegungen Sukarno ausgegangen war. Sie ließen keinen Zweifel darüber, daß er letztlich als Patriot gehandelt hatte, nicht als Kollaborateur, wenngleich ihm das heute zuweilen immer noch einmal vorgeworfen wurde.

Als Japan Ende 1941 seinen Raubzug in Ostasien antrat, waren dem Angriff jahrelange sorgfältige Studien über die als Hauptziele ausgewählten Länder vorausgegangen. Zu den Studienobjekten gehörten jeweils auch die in den britischen oder niederländischen Kolonien vorhandenen nationalen Bewegungen. Japan verbrämte seinen Raubzug als einen Akt der Befreiung, der in ganz Asien eine »Sphäre des gemeinsamen Wohlstandes« schaffen sollte. Die Eroberer kalkulierten den Widerstandswillen der Bevölkerung dieser Gebiete gegen die alten Kolonialherren in ihre Pläne ein, und sie beabsichtigten, ihn für sich selbst auszunutzen. Diese Spekulation wurde keineswegs überall sogleich erkannt. Auch in Indonesien empfing ein nicht geringer Teil der Bevölkerung die 1942 einziehenden Japaner zunächst als Befreier von der Kolonialherrschaft. Dazu kam, daß die Japaner eine Selbstverwaltung und sogar später die Unabhängigkeit in Aussicht stellten. Das führte dazu, daß die Bevölkerung nicht sogleich spontan Widerstand gegen die Okkupanten leistete.

Erst die Praxis der Besatzung rief nach und nach diesen Volkswiderstand hervor, die schonungslose Ausbeutung durch den neuen Kolonialherrn Japan, die hemmungslose Ausübung von Terror gegen jegliche Widersetzlichkeit und die systematische Vernichtung Zehntausender junger Indonesier, die als Arbeitskräfte in frontnahe Gebiete verschleppt wurden, so nach Burma, Indochina und Thailand, wo sie beim Bau von Bahnen und Straßen oder Befestigungsanlagen an Seuchen und Hunger starben.

Zunächst aber versicherten sich die Japaner in Indonesien,

wie sie das auch anderswo taten, der führenden Köpfe der bisherigen antikolonialistischen Bewegung. Also suchten sie Sukarno auf, der im ganzen Land als Verfechter der nationalen Unabhängigkeit gegen die Niederländer bekannt war. Er befand sich in Padang, wohin ihn die vor den eindringenden Japanern fliehenden Niederländer verschleppt hatten und wo sie ihn schließlich sich selbst überließen.

Sukarno stand vor einer schwierigen Entscheidung. Das Volk vertraute ihm. Von ihm erwarteten unzählige Indonesier, daß er nun handelte, nachdem die Niederländer vertrieben waren. Sukarno hatte sich von dieser Situation nicht überraschen lassen. Er hatte den Kriegsverlauf aufmerksam verfolgt, und obwohl er den Faschismus nicht aus eigenem Erleben kannte, entschied er sich instinktiv dagegen. Sukarno wußte, daß die Masse des indonesischen Volkes zum Zeitpunkt des japanischen Einmarsches nicht spontan zu den Waffen greifen würde. Daher entschloß er sich zu einem gewagten Spiel mit den japanischen Eroberern. Er kannte ihre Verlautbarungen über Befreiung und Unabhängigkeit, und obwohl er genau wußte, daß sie das Zuckerbrot waren, dem jederzeit die Peitsche folgen konnte, nahm er die Japaner beim Wort: Er erbot sich zur Zusammenarbeit mit ihnen unter der Bedingung, daß er seine – durch die Niederländer unterbrochenen – Bestrebungen für die Unabhängigkeit Indonesiens und dessen staatliche Souveränität fortführen könne. Die Japaner, denen daran gelegen war, unter günstigsten Bedingungen Indonesien als Rohstoffquelle für die weitere Kriegführung auszubeuten, und die im übrigen unter Unabhängigkeit einen Zustand verstanden, in dem dieses Land ein durch Sukarno zuverlässig regierter Vasall Japans sein würde, waren einverstanden.

Von diesem Augenblick an, im Frühjahr 1942, als Sukarno von seinem entscheidenden Gespräch mit dem japani-

schen Oberkommandierenden in einem erbeuteten Buick nach Padang zurückkehrte, stand er vor der Schwierigkeit, seinen Landsleuten klarzumachen, daß er kein Kollaborateur war, sondern ein überlegt handelnder Taktiker.

Er konnte sich über sein Vorgehen nur mit einigen Vertrauten aus der PNI verständigen, so mit Dr. Mohammed Hatta, einem bürgerlichen Intellektuellen, der sein nächster Mitarbeiter war. Jede öffentliche Erklärung seiner wahren Absichten hätte mit seiner sofortigen Exekution durch die Japaner geendet. Also begann eine Phase halb legaler und halb konspirativer Arbeit, in der es nicht nur Mißverständnisse und Rückschläge gab, erschütternde Tragödien, die Sukarno mit ansehen oder sogar mit herbeiführen mußte, sondern auch eine unvermeidliche Polarisierung der Kräfte, die sich für unterschiedliche Wege zur Erkämpfung der nationalen Unabhängigkeit entschieden.

Die revolutionäre Bewegung der Arbeiter und Bauern Indonesiens hatte einen schweren Rückschlag erlitten, und sie war durch den gezielten Terror der Niederländer in den vergangenen Jahren dezimiert, aber es war nicht gelungen, sie zu vernichten. Kommunisten arbeiteten illegal unter schwierigsten Bedingungen, und überall bildeten sich bald nach dem Einzug der neuen Kolonialisten Widerstandsgruppen. Jugendliche, Studenten, Fabrik- und Plantagenarbeiter sowie landlose Bauern nahmen den Kampf auf. Gewiß stimmte ihr Nahziel mit der Bewegung Sukarnos überein: der Erringung der Unabhängigkeit. Aber sie verbanden den Gedanken der nationalen Befreiung bereits um diese Zeit mit dem Kampf um eine gerechte soziale Ordnung. Die Erringung der Unabhängigkeit war dafür nur der erste Schritt. Sie gingen ihn auf anderen Wegen als Sukarno, der sich entschieden hatte, ihn mit dem Kleinbürgertum, den nationalgesinnten Besitzenden und Moslemgläubigen zu gehen.

Aber sie respektierten diese Kampfform unter Sukarno und betrachteten sich als seine Verbündeten.

Die revolutionären Widerstandsgruppen, die meist unter der Führung von Kommunisten operierten, waren es, die den Japanern in wachsendem Maße zu schaffen machten. Eisenbahnzüge flogen in die Luft, Depots brannten, Fabriken produzierten unbrauchbare Erzeugnisse, Schächte stürzten ein, und japanische Strafexpeditionen wurden in Hinterhalte gelockt und vernichtet. Japans Kempeitai, die Geheimpolizei, hatte sehr bald die Übersicht über die unzähligen Aktionen der revolutionären Widerstandsgruppen verloren.

Zur gleichen Zeit arbeiteten die führenden Kräfte der PNI unter Sukarno eifrig daran, im Schoße des Besatzungssystems die Kader für die künftige indonesische Regierung, für einen Staatsapparat zu entwickeln. Sukarno zweifelte nicht daran, daß die Alliierten Japan schlagen würden. Dann war die Stunde gekommen, zu der man die rot-weiße Flagge der Nation hissen würde. Und dann mußte die PNI auch über Leute verfügen, die in der Lage waren, die Administration im Lande in die Hände zu nehmen. Während die revolutionären Widerstandsgruppen überall im Lande mit der Waffe gegen die Japaner kämpften, vollzog Sukarno bereits den nächsten Schritt. Er kam dem Wunsch der Japaner nach, eine indonesische Streitmacht aufzustellen, die den Japanern zunächst helfen sollte, Ruhe und Ordnung im Lande zu garantieren, von der Sukarno aber wußte, daß sie der Kern der zukünftigen Streitkräfte eines unabhängigen Indonesiens sein würde. Er selbst wählte die Offiziere dieser Truppe aus, die PETA genannt wurde, Sukarela Tentara Pembala Tanah Air – Freiwilligenarmee der Vaterlandsverteidiger. Ihre Offiziere entstammten meist der Schicht der begüterten Landbesitzer, der moslemischen Intelligenz und der Handelsbourgeoisie.

Die Japaner beobachteten die Tätigkeit Sukarnos wachsam. Noch lief die Entwicklung in ihrem Sinne. Sukarno erhielt viele Warnungen von Parteifreunden, die seine Taktik nicht verstanden. Er wurde angeklagt, Zwangsarbeiter für die Japaner und Prostituierte für ihre Bordelle auszuwählen. Alles das stritt Sukarno nicht ab. Er verlangte Vertrauen. Er werde auf diesem, von Opfern nicht freien Wege ganz sicher die Unabhängigkeit erreichen, das schwor er immer wieder. Und es schien, als wären die Japaner bereit, mit sich reden zu lassen. Sie hofierten Sukarno in gewissem Sinne. Der Tenno lud ihn nach Tokio ein und verlieh ihm einen Orden. Dem so Ausgezeichneten entging nicht, daß sich die Lage auf dem Kriegsschauplatz für Japan verschlechterte und die Japaner auch zu weiteren Konzessionen bereit sein würden, wenn er den Anschein der Loyalität aufrechterhalten würde. Eine Politik, die nicht eines verwegenen, abenteuerlichen Aspekts entbehrte. Jeder andere wäre vermutlich damit gescheitert, aber Sukarno besaß aus der Phase seines Kampfes gegen die Niederländer eine so solide Vertrauensbasis im Volke, daß selbst die Romushas, jene Zwangsarbeiter, die beim Bahnbau in Burma für die Japaner verreckten, noch bis zu ihrem letzten Atemzug glaubten, sie erwiesen ihrem Land einen ehrenvollen Dienst.

Sukarno heiratete in dieser Phase zum zweitenmal. Seine neue Frau hieß Fatmawati und war sehr viel jünger als Inggit. Bald brachte sie ihm einen Sohn zur Welt.

Inzwischen verschlechterte sich die Situation Japans immer mehr. Und in dem Maße, in dem die japanischen Imperialisten in Bedrängnis gerieten, waren sie bereit, durch Konzessionen ihre Zwangsverbündeten bei der Stange zu halten. Neben der japanischen Flagge durfte nun in Indonesien die rot-weiße Nationalflagge gehißt werden. Es wurde erlaubt, die Indonesia Raya zu singen. Ein Beratergre-

mium für die japanischen Besatzungsbehörden wurde gebildet, das Chuo Sanji In. Die Indonesier, die Sukarno in dieses Gremium delegierte, waren die potentiellen leitenden Regierungsbeamten eines unabhängigen Indonesiens.

Inzwischen jagten japanische Kommandos unerbittlich die Widerstandsgruppen. Eine gezielte Aktion galt der Vernichtung Hunderter indonesischer Intellektueller. Nur in wenigen Fällen gelang es Sukarno durch persönliche Intervention, Menschenleben zu retten. Der Kampf der revolutionären Widerstandsgruppen wurde mit zunehmender Erbitterung geführt. In Blitar meuterte eine Einheit der PETA. Doch selbst den eindringlichen Mahnungen der mit der Waffe kämpfenden Revolutionäre gegenüber blieb Sukarno abwartend. Eine einzige Aufforderung von ihm hätte bewirken können, daß sich das ganze Land in einen Vulkan des Volkskampfes verwandelt hätte, der die Japaner zu verschlingen imstande gewesen wäre. Sukarno sprach dieses Wort nicht. Er war entschlossen, seine Kader für die Phase nach dem Sieg zu schonen, den die Alliierten erkämpfen würden. Daß die proletarischen Revolutionäre im eigenen Land einen opfervollen Beitrag zu diesem Kampf leisteten, nahm er zwar zur Kenntnis, aber als tief im Bürgertum verhafteter Politiker war er nicht bereit, mit ihnen gemeinsam den offenen Kampf gegen die japanischen Faschisten zu beginnen und das Land mit einer letzten, gemeinsamen Kraftanstrengung aller patriotischen Kräfte zu befreien. Der Sieg sollte den bürgerlichen Kräften gehören, ebenso wie die Macht im freien Indonesien nach der Erringung dieses Sieges.

Am 15. August 1945 kapitulierte Japan. Sukarno aber verhielt sich immer noch abwartend. Dieses unentschlossene Zögern in entscheidenden Situationen sollte sich später mehrfach wiederholen und verhängnisvolle Folgen haben.

Schallendes Gelächter riß Kastur Rekso aus seinen Ge-

danken. Er hatte nicht mitgehört, was der Präsident seinen Gästen erzählt hatte, aber es mußte ein guter Scherz gewesen sein, denn sie wollten sich lange Zeit nicht beruhigen. Sukarno sah Rekso an und breitete die Hände aus. »Du siehst, ich bin der beste Anekdotenerzähler in dieser Runde! Schreib es auf, die Nachwelt soll es erfahren!«

Es war später Vormittag, als Sukarno endlich mit Rekso in einem kühlen Zimmer des Palastes beisammensaß. Er hatte das weiße Hemd abgelegt und die Sandalen von den Füßen geschleudert, sobald seine Gäste gegangen waren. Ein Mädchen der Palastwache erschien mit einem Tablett, auf dem sich einige Medikamentenpackungen befanden. Sie verabreichte Sukarno ein paar Pillen und eine Gelatinekapsel, die er gehorsam schluckte, dann verschwand sie wieder, und der Präsident sagte mürrisch zu Rekso: »Da siehst du, wie es mir ergeht! Statt mich zu küssen, gibt sie mir bittere Pillen! Und dabei sagen die Leute, Sukarno sei der große Frauenheld! Ach, Kastur, ich bin ein Gefangener. Ein Sklave des Protokolls. Eingeschlossen in meinem Käfig. Ich gäbe alles darum, wenn ich jetzt mit dir zusammen einen Bummel durch die Gassen unternehmen könnte!«

»Was hindert dich daran?«

»Das Volk«, erwiderte Sukarno. »Jedermann würde mich erkennen, selbst wenn ich mich verkleide. Ich würde sofort umringt sein. Aus!«

Rekso sah ihn an. Auf dem Tisch lag das Manuskript seines Buches. Sicher hatte der Präsident es gelesen. Er war sehr darauf bedacht, daß die Geschichte des Landes in seinem Sinne geschrieben wurde, nicht anders. Es blieb abzuwarten, was er von der Darstellung Reksos hielt. Sie war kühl und kritisch. Kein Jubelgesang, sondern eine sachliche Bilanz. Und sie ließ alle jene Fragen offen, die nach Reksos Meinung für die Zukunft tatsächlich offene Fragen waren.

»Warum ziehst du nicht nach Djakarta?« fragte der Präsident. »Du bist dort in Bandung nur ein kleiner, unbedeutender Lehrer. Hier könntest du einen Posten einnehmen, der deinen Fähigkeiten entspricht.«

Rekso hatte dieses Angebot erwartet. Der Präsident liebte es, sich mit Freunden aus der Zeit des Unabhängigkeitskampfes zu umgeben. Es mochte daran liegen, daß er das Gefühl hatte, ihnen vertrauen zu können. Aber Rekso wollte nicht in die Hauptstadt. »Ich danke dir«, sagte er verlegen. »Ich weiß das Angebot zu schätzen. Aber ich bin lieber ein kleiner Lehrer in Bandung. Ich habe dort mehr Ruhe für meine Arbeit.«

Sukarno zuckte die Schultern. Er war jetzt nicht mehr der lächelnde, laut scherzende Gastgeber. Sein Gesicht war ernst. »Ich habe es schwer, Kastur«, sagte er. »Manchmal weiß ich nicht, auf wen ich mich noch verlassen kann. Man belügt mich. Man hintergeht mich und arbeitet insgeheim gegen meine Anweisungen. Zu viele tarnen sich durch Unterwürfigkeit, aber sie sind bereit, mein Lebenswerk zu verraten.«

Rekso bemerkte zurückhaltend: »Es gibt einige Fragen, Bung. Ich muß dir gestehen, ich weiß nicht so recht, was gemeint ist, wenn bei uns von Revolution gesprochen wird.«

Sukarno sah ihn nachdenklich an. Dann sprach er eine Weile über die nationale Einheit und die Gefahr, von der er glaubte, daß sie vom Nachbarstaat Malaysia ausginge. Schließlich hob er die Hände und rief: »Die Welt blickt auf Indonesien, Kastur! Wir sind das Beispiel für die neuen, aufstrebenden Kräfte. Wird man uns deshalb kaputtmachen?«

Rekso bemühte sich, das Gespräch sachlich zu halten. Gewiß, Sukarno war bekannt dafür, daß er sich gelegentlich von seinem eigenen Pathos überwältigen ließ. Aber mit Pa-

thos waren die Probleme dieses Landes nicht mehr zu lösen, so schien es Rekso.

»Bung«, sagte er langsam, »vielleicht liegt es daran, daß du über dem Volk stehst. Daß du hier in diesen Palast eingesperrt bist und deine Ratgeber dir wohltönende Lügen erzählen. Für einen Schullehrer aus der Provinz, wie ich es bin, bietet sich ein anderes Bild. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir auf eine nationale Katastrophe zusteuern.«

Sukarno schüttelte den Kopf. Aber er fuhr nicht auf. Er forderte nur leise: »Sag mir, Kastur, was beunruhigt dich? Was machen wir falsch?«

»Ich müßte weit zurückgreifen, in die Geschichte, Bung. Nicht alles, was uns gegenwärtig drückt, scheint mir aus Fehlern zu erwachsen, die heute begangen werden. Immer öfter habe ich das Gefühl, das Gebäude Indonesien ist auf einem Fundament erbaut worden, das zu schwach ist, um es zu tragen.«

»Das Fundament bin ich«, erklärte Sukarno. »Ich bin Indonesien. Ich habe es gebaut, Kastur, mit meinen Ideen und mit meiner Kraft. Ohne mich gäbe es das heutige Indonesien nicht!« Rekso überging das. Er überlegte einen Augenblick, dann sagte er: »Bung, du hast mit uns allen zusammen den Niederländern die Unabhängigkeit abgerungen. Du hast im Kampf um diese Unabhängigkeit das ganze Volk vereint. Nachdem wir das lang ersehnte Ziel erreicht hatten, sind wir wieder auseinandergegangen. Es gab keine Idee mehr, kein Ziel, das uns hätte gemeinsam marschieren lassen können. Wir haben uns wieder aufgeteilt in verschiedene Schichten, von denen jede eine andere Vorstellung von der Zukunft hatte, andere Ziele. So stehen wir auch heute da. Es gibt die Einheit nicht mehr, die du im Kampf gegen die Kolonialisten geschaffen hast. Sie ist tot, Bung.«

Sukarno blickte ihn verwundert an. »Kastur, ich höre das

nicht zum erstenmal. Bist du Kommunist? Teilst du das Volk in Klassen auf, die sich befehden müssen?«

»Ich bin kein Kommunist, Bung. Du weißt das. Aber die Herausbildung von Klassen in einer Gesellschaft ist nicht ein Prozeß, den die Kommunisten erdichtet haben, es ist eine objektive Realität.«

»Nein«, entgegnete Sukarno. »Du irrst. Indonesien ist anders. Gerade die Vielfalt ist die Stärke unserer Einheit, Kastur.« »Und du glaubst wirklich, es stärkt die Einheit, wenn ein sehr kleiner Teil des Volkes sich maßlos auf Kosten der großen Mehrheit bereichert und völlig korrupt ist? Oder wenn heute ein Kilo Reis fünfundsechzigmal soviel kostet wie vor fünf Jahren?« »Das sind Schwierigkeiten«, wandte Sukarno ein. »Ich kenne sie. Aber vergiß nicht, Kastur, wir haben die Konfrontation mit Malaysia. Sie fordert uns alles ab!«

»Es ist nicht die Konfrontation«, beharrte Kastur. »Bung, es ist eine Tatsache, daß nach der Erringung der Unabhängigkeit die Widersprüche in unserem Land von Jahr zu Jahr zugenommen haben. Du hast versucht, über sie den Mantel der Harmonie zu decken, das Tuch der Einheit in Vielfalt. Du hast das Musjawarah zur Bedingung gemacht, das geduldige Palaver, gemäß der alten Tradition, in dem Probleme so lange besprochen werden, bis eine Einigung erreicht ist, die alle befriedigt. Das alles ist nicht zu übersehen, aber es schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß es in unserem Land soziale Schichten mit unterschiedlichen, teilweise konträren Zielen gibt. Die einzige Klammer, die vorläufig noch diese gegensätzlichen Kräfte zusammenhält, bist du. Ich halte das nicht für eine solide Basis, auf der das Land eine moderne Gesellschaftsordnung entwickeln kann, die es für die Zukunft braucht.« »Du irrst«, mahnte ihn Sukarno geduldig. »Die NASAKOM hält unser Volk zu-

sammen, die Einheitsfront aller nationalen, religiösen und der kommunistischen Kräfte. Das ist unsere Basis, Kastur.«

»Aber sie macht keine Politik, Bung! Die Politik machst du. Die NASAKOM soll sie ausführen. Tut sie das? Kann sie das überhaupt?«

»Warum sollte sie es nicht können, wenn wir sie endlich von den korrupten Elementen reinigen, wenn wir sie verantwortlich machen, daß der Reis eben nicht teurer wird?«

»Sie könnte es. Wenn es für sie ein gemeinsames Ziel gäbe, für das alle stünden. Das gibt es nicht. Seit der Erringung der Unabhängigkeit gibt es das nicht mehr, Bung.«

»Doch! Es gibt das Ziel!« Sukarno sprang auf und lief im Zimmer hin und her. Er unterstrich seine Worte mit Gesten. »Es gibt das große Ziel, die Revolution fortzuführen! Ein begeisterndes Ziel, Kastur. Eine junge Nation, die aufstrebt, die marschiert.«

»Verzeih, Bung«, erinnerte ihn Rekso, »aber das große Wort kann nicht die harte Wahrheit aus der Welt schaffen. Du verstehst unter Revolution die Schaffung einer Art sozialen Wohlfahrtsstaates mit Gerechtigkeit für die Armen. Unsere rechtgläubigen Orthodoxen verstehen unter Revolution den islamischen Staat, der auf der Lehre des Propheten gebaut ist und in dem sich die Macht in den Moscheen konzentriert. Die Kommunisten verstehen unter Revolution den Sozialismus, Demokratie für die Massen der Bevölkerung, Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, Entmachtung der Grundbesitzer und Spekulanten. Die Armee, lieber Bung, versteht unter Revolution die Konzentration der Staatsmacht in den Händen des Militärs, die Kontrolle der Reichtümer durch ihre höchsten Generale. Ich könnte diese Aufzählung noch ein wenig weiterführen. Das Wort Revolution ist zur Farce geworden. Jeder setzt es für die eigenen Interessen und versucht damit den anderen zu

täuschen. Der einzige, der noch an eine Revolution glaubt, die das Volk in Harmonie auf einen gemäßigten und gerechten Weg führen soll, bist du!«

»Du hältst mich für einen Phantasten?« Es klang betroffen. Rekso verneinte. »Eher für einen Vater, Bung. Für einen wohlwollenden Vater, dem es nicht mehr gelingt, seinen Söhnen die Wege zu markieren, die sie gehen sollen. Weil sie inzwischen ihre Wege selbst abgesteckt haben.«

Sukarno setzte sich wieder. Er legte den Kopf in die Hände und dachte lange nach. Dann tippte er auf das Manuskript, das vor ihm auf dem Tisch lag. »Kastur, ich habe es gelesen. Du hast unsere Geschichte mit einer Sonde untersucht, die von Marx stammt und von Lenin.«

»Mit wessen Sonde hätte ich sonst arbeiten sollen, Bung? Es gibt keine andere, die man nicht nach den ersten Versuchen bereits als unbrauchbar erkennt, als unzulänglich.«

»Aber was willst du! Die Kommunisten in unserem Lande unterstützen mich! Sie haben ihre Interessen zurückgestellt, um mit mir gemeinsam Politik zu machen. Ist das nicht der schlagendste Beweis dafür, daß man gegensätzliche Interessen zum Wohle des gesamten Volkes aufheben kann?«

»Aufheben nicht«, wandte Rekso ein. »Für einige Zeit zurückstellen vielleicht. Außerdem müßte man darüber zuerst einmal mit den Kommunisten reden. Ich werde das tun. Aber meinst du, daß die Grundbesitzer, die Armee und die orthodoxen Moslempolitiker diesem Beispiel folgen werden?«

»Es wird ihnen keine andere Wahl bleiben«, meinte Sukarno. Rekso bezweifelte das. »Ich glaube, sie verfolgen ihre Ziele außerordentlich intensiv, Bung. Das bringt mich zu der Frage nach dem Programm unserer Partei, der PNI.«

Sukarno nickte. »Ich habe es bereits in deiner Abhandlung gelesen. Du bist der Meinung, das Programm der Partai

Nasional Indonesia habe sich in der Erringung der Unabhängigkeit erschöpft.«

»Jedenfalls ist ihm kein neues Programm gefolgt, das die veränderten Verhältnisse danach zur Basis gehabt hätte.«

»Warum hätte unsere Partei dann bei den Wahlen immerhin die meisten Stimmen bekommen?«

»Weil die Leute Sukarno gewählt haben«, erwiderte Rekso gelassen. »Nicht eine Partei mit einem Programm, unter dem sie sich etwas vorstellen können, sondern einen Mann, in den sie Hoffnungen setzen.«

»Berechtigte Hoffnungen!«

»Ich kenne deine Ansicht über Demokratie«, sagte Rekso. »Deiner Meinung nach ist das indonesische Volk nicht reif für eine Demokratie nach den Mustern, die es auf der Welt gibt. Wie aber soll es jemals dafür reif werden, wenn es nicht endlich damit anfangen kann, sich auf demokratische Parteien mit unterschiedlichen Programmen zu orientieren und selbst darüber zu entscheiden, für welches Programm es stimmt? Wie lange willst du für das ganze Volk sozusagen allein die Entscheidungen treffen, die du für demokratisch hältst? Ich zweifle nicht daran, daß sie gut gemeint sind, Bung, aber es ist nicht abzustreiten, daß diese Praxis dem Volk die Ausübung der Demokratie einfach verwehrt.«

Sukarno hob protestierend die Hände. »Jetzt irrst du, Kastur! Wir haben viele demokratische Organisationen im Land, von Parteien über Gewerkschaften, Jugendverbände und Frauenvereinigungen bis zu den Kulturverbänden!«

»Haben sie wirklich demokratische Rechte?«

»Natürlich! Sie müssen sie nur ausüben!«

»Aber die Grenzen setzt du. Versteh mich bitte recht, Bung, es geht mir um die Definition dessen, was wir haben. Du bist der Präsident, und die oberste Entscheidungsgewalt über alles, was geschieht, liegt bei dir. Du übst sie durch

Überzeugung Andersdenkender aus, aber auch durch Verbote, sogar durch die Auswahl der Parlamentsmitglieder. Ist das Demokratie? Oder ist das nicht etwa eine Form der Präsidialdiktatur, wenn auch eine gemäßigte?«

Sukarno zögerte nicht, ihm recht zu geben. Er wiederholte, was er schon oft bei ähnlichen Fragen geantwortet hatte: »Kastur, es ist eine alte Tradition in unserem Volk, daß das Oberhaupt der Familie nach einem eingehenden Musjawarah die endgültige Entscheidung über das trifft, was zu tun ist. Dieses Prinzip haben wir von unseren Urvätern übernommen. Es setzt sich aus der Familie fort in der Dorfgemeinschaft, wo der Dorfälteste diese Vaterrolle spielt, und es ist nur recht und billig, daß auch unser Staatssystem dieser ehrwürdigen, vom Volk geachteten Tradition folgt. Das ist unsere Antwort auf die Klassentheorie der Kommunisten, aber auch auf den Firlefanz der westlichen sogenannten Demokratien. Indonesien ist anders. Und wenn jemand weiß, wie Indonesien regiert werden kann, dann bin ich es, Kastur! Ich liebe mein Volk, ich habe es immer geliebt. Ich habe die bitteren Zeiten mit ihm geteilt und die des Triumphes. Ich bin der Führer der Revolution. Du solltest dein Manuskript daraufhin überprüfen, ob du mich überall dort, wo es wichtig war und ist, in dieser Rolle siehst. Das ist meine wesentlichste Bemerkung zu deiner Arbeit.«

Rekso überging den Einwand. Niemand wußte besser als er, wie eitel Sukarno sein konnte. Zuweilen wirkte diese Charakterschwäche geradezu liebenswert. Aber es ging Rekso jetzt nicht darum, über Selbstbewußtsein und Selbstüberschätzung des Präsidenten zu rechten. Er fragte einfach: »Bung, glaubst du wirklich, daß dein Wort in diesem Land noch unumstößliches Gesetz ist?«

»Wie meinst du das?« Sukarno war verblüfft.

»Spürst du nicht, daß die Kräfte, die sich in diesem Lande

entwickelt haben, heute bereits in der Lage sind, dein Wort und deine Anordnungen zu ignorieren? Oder sie geschickt zu umgehen? Dich zu täuschen? Das, was du willst, unter Zuhilfenahme deiner eigenen Worte ins Gegenteil zu verkehren?«

»Nein!« erwiderte Sukarno mit Bestimmtheit. »Noch bin ich der große Führer der indonesischen Nation! Noch blickt die Welt auf mich. Und das Volk steht hinter mir!«

Rekso gab ihm leise zu bedenken: »Bung, alter Freund, mit dem ich Seite an Seite in den Büchern gebüffelt habe, mit dem ich so oft eine Schale Reis teilte oder einen Becher schwarzen Kaffee – wie willst du unser Volk in ein menschenwürdiges Leben führen, wenn der Reichtum des Landes wie ein Wasserrinnsal im Sand versickert? Du untersagst den Gewerkschaften den Streik, obwohl die Arbeiter hungern. Aber du kannst den Eigentümern der Fabriken nicht untersagen, mit dem Reichtum des Landes zu spekulieren. Du kannst nicht verhindern, daß sie ihr Geld ins Ausland transferieren, daß sie im Luxus leben. Du mußt zulassen, daß die Fabriken und Plantagen, die in Staatseigentum übergegangen sind, heute von Generalen ausgebeutet werden. Du nennst die Leute, die sich spekulativ bereichern, KABIRS, kapitalistische Bürokraten, und du forderst zu ihrer Ausrottung auf. Du kannst nicht die Armee ausrotten, Bung. Im Gegenteil. Dort, wo jemand dein Wort in die Tat umsetzen will, wird er von der Armee verprügelt, und man sagt ihm, das geschähe auf Anweisung des Präsidenten, der befohlen hat, die Armee habe für Ruhe und Ordnung im Lande zu sorgen. Vor fünf Jahren hast du ein Agrargesetz erlassen, mit dem endlich die schreiendsten Ungerechtigkeiten für die armen Leute auf dem Lande beseitigt werden sollten. Weißt du, daß es ein Stück Papier geblieben ist? Und weißt du auch, daß überall dort, wo ein paar Ver-

zweifelte sich auf dieses Gesetz berufen, sie von den Moslemwürdenträgern verteufelt werden? Von der Armee zusammengeschlagen oder sogar getötet? In deinem Namen, Bung! Wort gegen Wort! Ich könnte dir unzählige Beispiele nennen. Ich belasse es bei denen, die ich nannte, und frage dich nur: Bist du sicher, daß die tatsächliche Macht in unserem Lande noch von dir ausgeht und von den Einrichtungen, die du geschaffen hast, damit sie das lenken, was du für die richtige Form der Demokratie in Indonesien hältst? Ober bist du am Ende eines ruhmreichen Weges angelangt? Sag mir, ob meine Befürchtungen zu Recht bestehen, oder ob ich mich täusche. Zu mir kannst du Vertrauen haben. Ich bin nicht Richter, sondern Chronist. Sag mir die Wahrheit, Bung!«

Sukarno sprach noch lange mit ihm. Er wurde nicht müde, ihm immer wieder zu erläutern, auf welche Weise er die verschiedensten Schwierigkeiten zu lösen gedächte. Er malte ein Zukunftsbild von einer Revolution, die längst ein Traum geworden war. Und er gab sich Mühe, zuversichtlich zu erscheinen, sicher und unbeirrt.

Als Kastur Rekso ihn schließlich mit dem Versprechen verließ, zu ausführlichen Gesprächen wiederzukommen, wußte der Lehrer aus Bandung, daß Bung Karno, der bürgerliche Politiker mit dem Charisma eines Volkstribuns und der Beredsamkeit eines Moslempredigers, im Grunde ohnmächtig war. Die Entwicklung des Landes, für dessen Befreiung vom Kolonialismus er viel geleistet hatte, war über ihn hinweggegangen. Er hatte nicht den Schlüssel besessen, um die vielfältigen Probleme der jungen Nation einer Lösung zuzuführen, und er besaß ihn auch heute nicht. Präsident Sukarno konnte noch seine Persönlichkeit in die Waagschale werfen. Die Macht aber würde bereits in der anderen Schale der Waage sein, wenn es zur Entscheidung kam.

Der schwere Aufbruch

Der August des Jahres 1945 sah Indonesien im nationalen Aufbruch. Japans Besatzungsorgane waren zwar seit Monaten bestrebt gewesen, der indonesischen Bevölkerung die Wahrheit über den Kriegsverlauf vorzuenthalten. Trotzdem war jeder erwachsene Indonesier darüber informiert, daß der deutsche Faschismus zerschlagen war, daß die Rote Armee in Berlin die Siegesfahne gehißt hatte. Und auch in dem Augenblick, als die Sowjetunion durch die Zerschlagung der Kwantungarmee den japanischen Gegner niedergerungen hatte, informierten provisorisch gedruckte illegale Zeitungen wie die kommunistische »Menara Menah« (Rote Fahne) die Bevölkerung sofort darüber. Das führte dazu, daß die Volksaktionen gegen die japanischen Besatzer sprunghaft zunahmen.

Trotz schwierigster Bedingungen und blutigen japanischen Terrors hatten sich in der zweiten Phase des Krieges zahlreiche Widerstandsgruppen gebildet, in denen die Kommunisten eine aktive antijapanische Arbeit leisteten. Die von den PKI-Mitgliedern Aidit, Lukman, Sidik Kertapati und Wikana geleiteten Widerstandsorganisationen Indonesische Freiheitsbewegung und Bewegung Neues Indonesien hatten großen Anteil an der Vorbereitung des indonesischen Volkes auf den Kampf um sein Recht auf nationale Selbstbestimmung. Zahllose Kommunisten und Linkssozialisten bezahlten ihre aufrechte patriotische Haltung mit dem

Leben, zum Beispiel Pamudji, Sukajat und andere bei der Erhebung des PETA-Bataillons von Blitar (Ostjava) am 14. Februar 1945 gegen die Okkupanten.

Vor allem die kommunistischen Widerstandsgruppen bereiteten sich zum letzten, entscheidenden Kampf vor. Hervorragende Führer der Kommunistischen Partei Indonesiens wie Aidit, Njoto und Wikana standen in der ersten Reihe der bewaffneten Kämpfer, die Sukarno und Hatta, die Repräsentanten der bürgerlich-nationalen Bewegung, drängten, sofort zu handeln.

Wie zur gleichen Zeit die vietnamesischen Kommunisten, ging auch die PKI von einer richtigen Analyse des japanischen Imperialismus aus, der im August 1945 zu keiner geschlossenen Aktion gegen eine starke Volksbewegung mehr fähig war. Da aber auch die Westalliierten nicht sofort eingreifen konnten, war die historisch einmalige Chance gegeben, die nationale Revolution relativ unblutig zum ersten Erfolg – zur Proklamierung der Unabhängigkeit – zu führen.

Die Bevölkerung griff bereits in vielen Gegenden zur Selbsthilfe. Arbeiter sicherten Produktionseinrichtungen, Eisenbahner übernahmen die Kontrolle der Bahnanlagen, und vereinzelt wurden japanische Truppenteile spontan von den Widerstandsgruppen entwaffnet. Die Japaner lösten die Einheiten ihrer indonesischen Hilfstruppen PETA und HEIHO auf, aber der größte Teil dieser Truppen folgte schon nicht mehr der japanischen Aufforderung, die Waffen niederzulegen, sondern ging zu den Kräften des bewaffneten Widerstandes über. Es kam zu erbitterten Auseinandersetzungen überall dort, wo sich die in die Enge getriebenen japanischen Truppen weigerten zu kapitulieren. Aber schließlich wurden sie dazu gezwungen, die Waffen abzuliefern und sich in ihre Lager zurückzuziehen. Noch bevor der erste alliierte Soldat seinen Fuß auf indonesischen

Boden setzte, war die japanische Armee in Indonesien zur Hälfte interniert, und die andere Hälfte befand sich in Positionen, die es nicht mehr zuließen, daß sie in den Lauf der Ereignisse eingriff.

Noch war das während der Besatzung geschmiedete Bündnis der illegal Kämpfenden mit den legal politisch wirkenden Kräften intakt. Im Licht der Öffentlichkeit allerdings produzierten sich die bürgerlichen Politiker um Sukarno, während die Teilnehmer des bewaffneten Widerstandes, zumeist Arbeiter und Bauern, die zwar den größeren Anteil an der Erkämpfung der faktischen Unabhängigkeit gehabt hatten, relativ unbekannt blieben. Nie wurde viel darüber gesprochen, daß sie den zögernden Sukarno und seinen Vertrauten Hatta in der kritischen Phase vor dem Sieg der Volkskräfte mit sanftem Druck gezwungen hatten, endlich offiziell die Gründung der Republik zu verkünden.

Noch am 15. August verhandelten Aidit, Wikana, Subadio und Suroto Kuno ergebnislos mit Sukarno und Hatta, und erst ein weiteres Gespräch in Rengasdenklok, dem Hauptquartier der Illegalen und der patriotischen PETA-Einheiten, überzeugte Sukarno, sich an die Volksmassen zu wenden. Und so erfolgte auch am 17. August 1945, um 10.00 Uhr Ortszeit, die Proklamation der Republik Indonesia.

Man warf sich damals gegenseitig keine Versäumnisse vor, man wog nicht die Verdienste der Legalen gegenüber denen der Illegalen ab. Das ganze Land befand sich in einem Taumel nationaler Gefühle, man war einig im Sieg. Die Proklamation der Republik leitete ein, was jeder Indonesier fortan nur noch die Augustrevolution nannte: eine demokratische Volksbewegung für die Befreiung des ganzen Landes von der imperialistischen Vorherrschaft. Die Niederlande, die besorgt diese Vorgänge verfolgten, waren zunächst nicht

in der Lage einzugreifen. Obwohl sogleich versucht wurde, Sukarno als Kollaborateur hinzustellen – der ehemalige niederländische Ministerpräsident Gerbrandy nannte ihn eine »japanische Zeitbombe« – und damit den gesamten Erfolg des indonesischen Befreiungskrieges fragwürdig zu machen, festigte sich die Republik.

Aber wenn der Sieg auch die Stärke einer koordiniert handelnden Massenbewegung gezeigt hatte, so deckte bereits die erste Phase dieses neuen Staates Widersprüche auf, die aus den unterschiedlichen Klasseninteressen resultierten. Das nationale Bürgertum drängte in die Machtpositionen des neuen Staates, und es ging dabei skrupellos gegen die Vertreter der Arbeiter und Bauern vor. Hier und da, auf abgelegenen Inseln, etablierten sich Separatisten, die ihr eigenes Geschäft mit der Unabhängigkeit machen wollten. Noch waren die Streitkräfte des jungen Staates schwach. Sie verfügten nur über erbeutete japanische Waffen und litten empfindlich unter dem Mangel an geeigneten Transportmitteln, mit denen die Entfernungen zwischen den einzelnen Inseln hätten überbrückt werden können. Doch neben den offiziellen Volkssicherheitstruppen, den Badan Keamanan Rakjat, schalteten sich in dieser Phase auch die bewaffneten Widerstandsgruppen, vor allem die Formationen der Jugend, in die Aktionen zur Festigung des jungen Staates ein. Sie hatten keine leichte Aufgabe. Am 2. September 1945 erging von Lord Mountbatten, dem britischen Oberkommandierenden in Südostasien, an die in ihren Objekten stationierten Japaner die Anweisung, die Republik Indonesia zu liquidieren. Die Japaner versuchten es, aber sie scheiterten. Nachdem am 29. September erste britische Kontingente indonesischen Boden betreten hatten, landeten auch bald die ersten niederländischen Truppen. Sie kamen, um den kolonialen Machtanspruch ihres Staates erneut anzumelden, unterstützt

von britischen Kräften. Öl und Kautschuk, Zinn und andere wertvolle Rohstoffe, die es auf den Inseln gab, hatten entscheidend dazu beigetragen, daß die imperialistischen Staaten intervenierten. Sie kamen nach der Niederlage Japans nicht als Befreier auf die Inseln, denn Indonesien war bereits frei. Sie kamen als Interventen, die versuchten, die alte Kolonialmacht wieder zu errichten.

Zunächst konnten die Angriffe abgewehrt werden. Die Regierung Sukarno organisierte die militärische Verteidigung, indem sie die seit dem 20. August 1945 bestehenden Verbände der Volkssicherheitstruppen am 5. Oktober 1945 unter einem einheitlichen Kommando zusammenschloß. Es waren sechzehn Divisionen von sehr unterschiedlichem Kampfwert und mit teils recht unzulänglicher Ausrüstung, aber die Soldaten brannten darauf, ihr Land zu verteidigen. Die Zusammenfassung der Sicherheitsstreitkräfte unter General Sumohardjo bot eine gute Möglichkeit, die Interventen zu bekämpfen. Auf diese Art entstanden die Streitkräfte Indonesiens, die später die Bezeichnung Tentara Nasional Indonesia erhielten und zur nationalen Armee der Republik Indonesien unter dem Kommando General Sudirmans wurden. Diese Armee, die man bereits bei ihrer Entstehung von den überall im Land operierenden Widerstandsgruppen unterscheiden muß, setzte sich vorwiegend aus Angehörigen der ehemaligen Hilfstruppen zusammen, die von den Japanern aufgestellt worden waren. Sie hatten in ihrer Gesamtheit nicht mit der Waffe gegen die japanische Besatzung gekämpft, wenn man von der Endphase nach der japanischen Kapitulation absieht. Außerdem waren die Offiziere dieser Armee vorwiegend Söhne begüterter Bürger, Grundbesitzer und reicher Kaufleute. Diese soziale Struktur änderte sich nie. Obwohl nach und nach Widerstandskämpfer aufgenommen wurden, die aus Arbeiter- und Bauernkreisen

stammten, meist auch Mitglieder der Kommunistischen Partei waren, blieb die Kommandogewalt stets in den Händen der bürgerlichen Offiziere. Ihnen paßte selbst die Aufnahme proletarischer Kader in unteren Rängen nicht in ihr politisches Konzept, was später zu schwerwiegenden Konflikten führen sollte.

Zunächst jedoch bestand die Hauptgefahr für die junge Republik in den anlandenden imperialistischen Truppen. Noch gab es ungeheure Schwierigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet, das Verkehrswesen war zerrüttet oder unterentwickelt. Die Staatsmacht war nicht in der Lage, das gesamte Land zu kontrollieren. Diese Anfangsschwierigkeiten wurden von den imperialistischen Mächten zum Vorwand genommen zu behaupten, Indonesien sei gar kein selbständiger Staat, es gäbe keine arbeitsfähige Regierung und keine zentrale Staatsmacht. Die Landung der imperialistischen Truppen richtete sich daher gegen die proklamierte Unabhängigkeit Indonesiens. Sie war ein Angriff auf einen nach dem Völkerrecht juristisch einwandfrei souveränen Staat.

Es waren meist britische und indische Truppen aus dem South East Asia Command, die Ende September an den Küsten der indonesischen Inseln an Land stürmten. Sie kamen mit Transportschiffen und Landungsbooten, führten Artillerie und Panzer mit, und mit ihnen gemeinsam erschienen nun auch immer mehr niederländische Truppen. General Christison, britischer Berufsoffizier und Oberkommandierender des britischen Expeditionskorps, das in Indonesien einfiel, ging zunächst taktisch klug vor und erkannte die neue indonesische Staatsmacht an. Seine Truppen bauten indessen zielstrebig ihre strategischen Basen aus und beschäftigten sich daneben mit den japanischen Internierten. Wie sich bald zeigte, ging es ihnen nicht so sehr darum, die ehemaligen japanischen Besatzer als Kriegsgefangene

abzutransportieren, sie hielten sie vielmehr in Reserve, und als es ihnen nötig erschien, wurden japanische Einheiten wieder bewaffnet und in den Kampf gegen die indonesischen Streitkräfte geschickt.

Aus den Niederlanden kam Dr. van Mook im Auftrag der königlichen Regierung und wies jedes Angebot, mit der indonesischen Regierung zu verhandeln, zurück. Er bestand darauf, daß Holland seine alten Kolonialrechte zurückerhalten müßte.

In den Städten und Dörfern des Landes rief die Haltung der Niederländer Zorn hervor. Viele niederländische Bürger waren von Indonesiern während der japanischen Besatzung versteckt oder unter Einsatz ihres Lebens aus japanischen Konzentrationslagern gerettet worden. Jetzt wurden diese Geretteten und die niederländischen Truppen, die in immer größerer Zahl anlandeten, erneut zu den Herren im Lande. Sie benahmen sich wie Eroberer, schlugen indonesische Bürger und schossen ohne Warnung, sie plünderten und exmittierten Indonesier aus ihren Wohnungen.

Dies alles trug dazu bei, daß der Widerstand gegen die zurückgekehrten Kolonialisten und die gemeinsam mit ihnen vorgehenden alliierten Truppen sehr bald in bewaffnete Kämpfe überging. Die Nachrichten, daß japanische Truppen, die von den Briten wiederbewaffnet worden waren, Bandung besetzt hätten und nicht nur in Java, sondern auch in Sumatera und auf Bali gegen die junge indonesische Staatsmacht kämpfen, taten ein übriges.

Die Nation war in Gefahr, und sie erhob sich zum Kampf. In diesen Tagen herrschte in Surabaja, dem größten Hafen Ostjavas mit 300 000 Einwohnern, eine erregte Atmosphäre. Um die Stadt herum waren mehrere bewaffnete Einheiten revolutionärer Jugendorganisationen und kommunistischer Guerillatruppen zusammengezogen worden, als am

23. September der Kapitän der königlich-niederländischen Flotte Huyer im Hafen erschien. Vom britischen Oberkommando hatte er Befehl, die Hafenanlagen zu inspizieren. Nachdem er dies getan hatte, verschwand er für einige Tage und kehrte dann zurück. Er verlangte, daß der Hafen von der indonesischen Verwaltung sofort an ihn übergeben werde. Doch er stieß auf unerwartet harten Widerstand. Indonesische Revolutionäre nahmen ihn gefangen. Sie entwaffneten ebenfalls die bereits wieder mobilisierten japanischen Truppen und versetzten Surabaja in Verteidigungszustand. Zunächst trat Ruhe ein. Am 25. Oktober landete die 49. britisch-indische Infanteriebrigade in Surabaja. Die Landung ging ungestört vonstatten. General Mallaby, Kommandeur der britischen Brigade, verhandelte mit den indonesischen Dienststellen und erreichte, daß Huyer freigelassen wurde. Zwei Tage geschah nichts. Dann aber waren plötzlich britische Flugzeuge über der Stadt, und die Einwohner sahen verwundert auf den Regen von Flugblättern, der vom Himmel herabfiel. Sie wurden noch verblüffter, als sie die Blätter lasen. Das britische Oberkommando forderte alle Indonesier auf, binnen 24 Stunden ihre Waffen abzuliefern. Selbstverständlich dachte kein Indonesier daran, sich freiwillig zu entwaffnen.

Gewiß, man machte einen Unterschied zwischen den Niederländern und den übrigen alliierten Truppen. Aber hier gab es keinen Zweifel, daß sich hinter der britischen Forderung die Niederlande versteckten. War Surabaja entwaffnet, so konnten sie ungehindert an Land kommen und ihre Herrschaft wieder errichten. Die Verteidiger Surabajas warteten nicht darauf, von Engländern und Niederländern zugleich angegriffen zu werden, sie gingen selbst zum Angriff über. Die Brigade Mallabys war in einer ungünstigen Position. Ihre Kräfte operierten weit auseinandergezogen in der gro-

ßen Stadt und wurden schnell von den angreifenden Indonesiern aufgespalten und in verlustreiche Kämpfe verwickelt. Artillerie und Flieger konnten nur wenig ausrichten gegen die aufgebrachte Bevölkerung, die sich mit selbstgebauten Waffen, mit Knüppeln und Eisenstangen auf die fremden Soldaten stürzte. Als Mallaby einsah, daß seine Lage aussichtslos war, rief er das Oberkommando um Hilfe an. Großbritannien entschloß sich in dieser kritischen Situation, mit der Regierung Sukarno zu konferieren und um dessen Eingreifen nachzusuchen. Sukarno selbst, von Hatta begleitet, wurde mit einem britischen Militärflugzeug nach Surabaja gebracht, und er erreichte in Verhandlungen mit den Verteidigern der Stadt, daß ein befristeter Waffenstillstand geschlossen wurde.

Doch die Kämpfe flauten nicht ab. Die Verteidiger Surabajas waren entschlossen, nicht nachzugeben. Wiederbewaffnete Japaner, die völlig verwirrt waren, kehrten erneut ihre Waffen gegen die Alliierten. Niederländische Zivilisten, die von Indonesiern am Leben erhalten worden waren, während Japans Kempeitai nach ihnen fahndete, erschlugen ihre einstigen Retter. Das Blutbad nahm Ausmaße an, die durch kein Dekret oder durch keinen Waffenstillstand mehr einzuschränken waren.

Mallaby, der mit einem Fahrzeug in den Straßen Surabajas unterwegs war, geriet in einen Hinterhalt und wurde getötet. Da griff General Christison persönlich ein und ließ bekanntmachen, daß er ab sofort mit seinen Truppen gegen jeglichen indonesischen Widerstand vorgehen werde, falls die indonesischen Streitkräfte nicht kapitulierten und die indonesischen Führer sich nicht in Gefangenschaft begäben. Doch sie kapitulierten nicht. Daraufhin begann am 11. November 1945 der erste Kolonialkrieg gegen die Republik Indonesien.

Die indonesischen Streitkräfte, wiederum in vorderster Front die proletarischen und bäuerlichen Guerillaeinheiten, setzten dem Feind erbitterten Widerstand entgegen. Es kam zu keinem schnellen Überrennen der Republik, die Kämpfe waren lang und verlustreich für beide Seiten.

Die Regierung Sukarno setzte inzwischen alles daran, auf internationalem Gebiet anerkannt zu werden und dadurch der Intervention auch politisch zu begegnen. Das Komite Nasional Indonesia Pusat, eine beratende Körperschaft, in der die wichtigsten Vertreter der Befreiungsbewegung sowie die der verschiedenen religiösen, ethnischen und ökonomischen Kräfte vereinigt waren, übernahm am 16. Oktober 1945 die Legislativrechte des Präsidenten.

Sutan Sjahrir und Amir Sjarifuddin, Politiker, die aktiv am Widerstandskampf gegen die Japaner teilgenommen hatten, wurden zu Parlamentsvorsitzenden ernannt. Wenig später, im November, wurde auch die Gründung politischer Parteien erlaubt. Sutan Sjahrir wurde am 14. November 1945 gleichzeitig von Sukarno mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Die parlamentarische bürgerliche Demokratie machte in Indonesien ihre ersten Schritte, während an den Fronten überall im Lande noch erbittert gegen die militärische Intervention gekämpft wurde.

Auch in dieser Periode bewiesen die indonesischen Kommunisten, daß sie die Verteidigung der Republik zu ihrer ureigensten Sache gemacht hatten. Sie lehnten es ab, bei einer für Indonesien tödlichen äußeren Bedrohung innere Meinungsverschiedenheiten zuzuspitzen oder gar durch individuellen Terror auszufechten. So verurteilten sie entschieden die von den Trotzkisten um Tan Malaka inszenierte Entführung von Ministerpräsident Sjahrir, wodurch die indonesisch-niederländischen Verhandlungen blockiert werden sollten.

Die Neuorientierung im politischen Leben der jungen Republik wirkte sich auch auf die Moral der Kämpfenden aus. Wo es möglich war, setzte man dem Feind unerbittlichen Widerstand entgegen. In Gegenden, die der Feind hatte überrennen können, verwandelten sich die Kämpfer wieder in Guerillas und führten den Kampf im Untergrund weiter. Wer daran nicht beteiligt war, praktizierte zivilen Ungehorsam, der die Besatzungsorgane hilflos machte. Die Weltöffentlichkeit beobachtete die Vorgänge in Indonesien inzwischen mit wachsender Empörung.

Der Druck auf die Interventen wurde immer stärker. In den Vereinten Nationen waren es vor allem die Sowjetunion und asiatische Staaten, wie beispielsweise Indien, die für Indonesiens Recht auf Unabhängigkeit eintraten und das Eingreifen des Sicherheitsrates forderten. So mußten die Niederlande schließlich nachgeben, zumal die Anforderungen des Krieges ihre finanziellen Möglichkeiten bei weitem überstiegen. Großbritannien spürte den wachsenden Einfluß der Ideen Nehrus unter seinen indischen Hilfstruppen. Als schließlich aus Indien offen die Forderung erhoben wurde, die indischen Soldaten aus dem schmutzigen Krieg in Indonesien zurückzuziehen, gab die britische Regierung der niederländischen zu verstehen, daß es an der Zeit für ein Arrangement sei. Im übrigen würden die britischen Truppen gegen Ende des Jahres 1946 aus Indonesien abgezogen werden.

Es blieb den Niederlanden zunächst nichts übrig, als sich tatsächlich zu arrangieren. Ohne britische Hilfe waren sie noch nicht in der Lage, den Krieg mit einiger Aussicht auf Erfolg weiterzuführen. Also begaben sich niederländische Unterhändler an den Verhandlungstisch, zunächst im März 1946 in Djakarta, später in Linggadjati.

Linggadjati ist eine kleine Siedlung im nordöstlichen Küstenvorland Javas, unweit der Hafenstadt Tjirebon. Bis-

lang hatten die Einwohner von der großen Politik nicht viel gespürt. Aber im September 1946 änderte sich das. Für einige Tage erschienen Abgesandte der niederländischen und der indonesischen Regierung im Ort und bereiteten das Zusammentreffen der Unterhändler vor. Fernsprechleitungen wurden verlegt, Autos standen bereit. Unterkünfte wurden geschaffen. Sutan Sjahrir, der inzwischen in sein Kabinett eine Anzahl prominenter Moslemführer aufgenommen hatte, ebenso wie den einflußreichen Sultan von Djogjakarta, ging mit der Absicht an den Verhandlungstisch, eine friedliche Einigung mit den Niederlanden zu erreichen, die nicht alle Brücken zu dem einstigen Kolonialherrn abbrach. Die Unterhändler der Niederlande waren bereit, Konzessionen zu machen, vorausgesetzt, daß das holländische Eigentum an Plantagen und anderen Produktionsstätten unangetastet blieb. So kam es schließlich am 15. November 1946 zur Paraphierung eines Abkommens.

Als es in der kleinen Siedlung Linggadjati nach dem 25. März 1947 wieder stiller wurde, als die Telefonleitungen abgebaut waren und die Autos verschwunden, war das Abkommen von Linggadjati nach harten Auseinandersetzungen in Indonesien und den Niederlanden unterzeichnet worden. Es sah einen Waffenstillstand vor und enthielt als wichtigstes Ergebnis die Anerkennung der Republik Indonesien durch die Niederlande. Von größter Bedeutung für den jungen Staat war auch der Abzug der britischen Truppen, wenngleich diese riesige Mengen Kriegsmaterial an die Holländer übergaben.

Doch die Entspannung, die nach der Unterzeichnung des Abkommens eintrat, währte nicht lange. Konservative Kreise in den Niederlanden wollten sich nicht mit dem Ergebnis des ersten Kolonialkrieges gegen Indonesien abfinden, das immerhin in einer Niederlage bestand und einer

erheblichen Korrektur der niederländischen »Rechts«position. Bereits im Juli 1947 erreichte der Einfluß dieser Kreise in den Niederlanden ein solches Gewicht, daß der zweite Krieg gegen Indonesien entfesselt werden konnte.

Er kam nicht ganz unerwartet. Längere Zeit zuvor schon hatte es Versuche der Niederländer gegeben, die Gebiete, in denen ihre Truppen standen, zu erweitern. Schließlich griffen sie zu propagandistischen Mitteln, um ihrer Aktion nach außen hin einen Mantel »humanitäter Hilfe« umzuhängen. Sie behaupteten, die Regierung Indonesiens sei nicht in der Lage, die Ernährung der Bevölkerung zu sichern. Außerdem erlaube Indonesien nicht, daß niederländische Polizei auf indonesischem Territorium ihre Funktion ausübe, wie das abgemacht gewesen sei. Nirgendwo wurde erwähnt, daß die Niederlande gemeinsam mit Großbritannien seit 1945 eine brutale Wirtschaftsblockade gegen Indonesien verhängt hatten, wodurch die Möglichkeiten der Republik, ihre Wirtschaft zu ordnen, untergraben wurden. Nirgendwo fand sich auch ein Hinweis darauf, daß Millionen Flüchtlinge, die aus dem erneut von den Niederlanden besetzten Territorium wegen der unablässigen Repressalien in das Gebiet der Republik Indonesien einwanderten, selbstverständlich nicht genügend ernährt werden konnten, zumal die holländischen Truppen ihnen nicht einmal erlaubten, auch nur eine Ziege oder ein Säckchen Reis mit auf den Weg zu nehmen. Obwohl die Argumente mehr als dürftig waren, motivierte die Haager Regierung mit ihnen die erneute Intervention.

Am Morgen des 20. Juli 1947 dröhnten über dem Gebiet der Republik Indonesien wieder die Flugzeugmotoren niederländischer Maschinen. Panzer stießen vor. Der Kampf entbrannte von neuem. Madura, die Surabaja vorgelagerte Insel, wurde von den Interventen erobert. Auf Sumatera waren es vor allem die Erdölgebiete an der Westküste um

Palembang, die Ziel der Aggression waren. Auch der größte Teil Javas wurde besetzt. Die Regierung wurde nach Djogjakarta verlegt. Wieder mußten die indonesischen Streitkräfte mit ihrer weit unterlegenen Waffentechnik einen gefährlichen Gegner abwehren. Sie erlitten schwere Verluste, aber die Holländer errangen keinen leichten Sieg. Abgesehen von erheblichen Verlusten, gelang es ihnen nicht, das von ihnen besetzte Territorium wirklich zu kontrollieren. Guerillaeinheiten operierten nach bewährten Methoden überall und machten die Verbindungswege unsicher. Keine niederländische Garnison war vor plötzlichen Überfällen sicher.

In Djogjakarta war inzwischen ein Wechsel auf dem Posten des Ministerpräsidenten erfolgt. Sutan Sjahrir hatte unter dem Protest weiter Kreise gegen seine versöhnliche Politik mit den betrügerischen Holländern abdanken müssen. An seine Stelle war Amir Sjarifuddin getreten, führender Funktionär der Sozialistischen Partei und später Kommunist. In dieser verzweifelten Situation, als die Existenz der Republik Indonesien nur noch an einem dünnen Faden hing, mußte sich die UNO zum Eingreifen bequemen, da sich immer mehr Staaten, dem Beispiel der Sowjetunion folgend, gegen die niederländische Intervention wandten. Am 4. August 1947 mußten sich die Niederlande der Forderung nach Feuereinstellung beugen. Aber die Holländer hatten ihr Ziel nahezu erreicht. Sie übten über den größten Teil der Republik eine – wenn auch gefährdete – Kontrolle aus, besonders über die Erdölfundstätten, die Zinnförderungsgebiete und den fruchtbarsten Teil Indonesiens überhaupt. Zudem erhielten sie die Wirtschaftsblockade weiterhin aufrecht und begannen, separatistische Politiker mit Macht auszustatten, um so die Einigungsbestrebungen Sukarnos zukünftig zu unterlaufen. Gleichzeitig wurde der Waffenstillstand ständig bewußt gebrochen. Die Niederlande rechneten

damit, daß ihnen der Rest der Republik wie eine reife Frucht in den Schoß fallen würde, wenn einige Zeit verstrichen wäre. Die Unterhändler begaben sich daher lächelnd und siegesgewiß an Bord des amerikanischen Transportschiffes »Renville«, das von den Philippinen nach Java beordert wurde und in Tandjung Priok vor Anker ging, wo es als Konferenzstätte diente.

Mehr als fünf Wochen dauerten die Verhandlungen auf dem Schiff, ehe sie am 17. Januar 1948 zum Abschluß kamen. Die Anerkennung eines Dutzends von den Niederländern geschaffener Separatstaaten war ein harter Schlag und brachte für die Zentralregierung nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Gebiet, das sich jetzt noch gegen die Okkupanten behauptete, wurde zusammen mit den Separatistenregionen zu den Vereinigten Staaten von Indonesien erklärt und sollte mit Holland »verbunden« bleiben. Durch die während der Juliaggression erzielten militärischen und politischen Erfolge konnten die Niederlande, unterstützt von den USA, ihre imperialistische Konzeption weitgehend durchsetzen.

Amir Sjarifuddin, auf den sich der Unwille der Bevölkerung über dieses Diktat konzentrierte, mußte am 21. Januar 1948 zurücktreten. An seiner Stelle rückte Dr. Mohammed Hatta auf den Posten des Ministerpräsidenten und gleichzeitig auf den des Verteidigungsministers der Republik. Hatta, ein bürgerlicher Nationalist, der von jeher danach strebte, sich mit den Niederlanden zu arrangieren, sah seine große Chance gekommen. Er wollte Indonesien durch einen Kompromiß mit den entscheidenden imperialistischen Mächten souverän machen und gleichzeitig eine Weiterführung der Revolution vermeiden. Es gelang ihm auch, Sukarno zu überzeugen, daß in der gegebenen Situation der Weg zu politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit nur

mit Hilfe der imperialistischen Mächte beschritten werden könne. Die nahezu unhaltbaren ökonomischen Zustände, in die der jahrelang andauernde Interventionskrieg die junge Republik gestürzt hatte, begünstigten seine Argumentation.

Nach der Rechnung Dr. Hattas sollte die Atempause, die der Republik durch die Unterzeichnung des Renville-Diktats gegeben wurde, aber nicht nur für einen endgültigen Kompromiß mit den Imperialisten genutzt werden. Hatta wußte sehr genau, daß weite Kreise der Bevölkerung, deren patriotische Gefühle echt und stark waren, einem solchen Vergleich nicht zustimmen würden. Vor allem waren es die um die kommunistische Partei gruppierten Arbeiter und Bauern, die seit der japanischen Besatzung aktiv und mit der Waffe für die Freiheit und Unabhängigkeit der indonesischen Nation gekämpft hatten. Von ihnen würde der stärkste Widerstand kommen, zumal sie bereits offen erklärten, daß die einzige Chance für die Rettung der Republik darin bestünde, das Renville-Abkommen zu annullieren, den holländischen Besitz zu verstaatlichen und nicht von dem Ziel nach Einheit der Nation abzugehen.

Hatta und die übrigen bürgerlichen Politiker fürchteten am meisten, daß ihre ehemaligen kommunistischen Bundesgenossen nicht auf halbem Wege stehenbleiben würden. Für die Kommunisten bedeutete die Befreiung nicht schlechthin die endgültige Abschüttelung der kolonialen Unterdrückung; sie führten den Kampf gleichzeitig für die soziale Befreiung des indonesischen Volkes. Hier aber war das Bürgertum entschlossen, eine Schranke zu setzen, weil es nicht riskieren wollte, in einem zukünftigen einheitlichen indonesischen Staat seiner Vorrechte als herrschende Klasse endgültig verlustig zu gehen. Spätestens jetzt erwies sich die im Unabhängigkeitskampf bisher vorhanden gewesene Einheit aller Indonesier als nicht länger tragfähig. Die Einheitsfront, von

der Sukarno träumte, begann unter dem Einfluß konträrer Klasseninteressen auseinanderzufallen. Dieser Prozeß wurde von den bürgerlichen Politikern um Hatta gefördert, trotz der immer weiter anhaltenden Gefahr, die durch die Niederlande drohte.

Die indonesische Bourgeoisie glaubte ihr Ziel durch eine »Generalabrechnung« mit der PKI erreichen zu können und inszenierte daher 1948 die Ereignisse von Madiun. Das unvermeidliche Ende dieser Einheit kündigte zugleich das vorläufige Ende der nationaldemokratischen Revolution an. Die indonesische Bourgeoisie war nunmehr bereit, sich offen mit den imperialistischen Mächten zu arrangieren.

Zunächst wurde diese Bereitschaft von den Holländern noch nicht ernst genommen. Ende 1948 forderte die niederländische Regierung die Unterstellung ganz Indonesiens unter die Kontrolle der königlich-niederländischen Armee. Als Hatta dies ablehnen mußte, weil er zumindest sein politisches Gesicht wahren wollte, griffen die Niederlande am 19. Dezember 1948 mit der berüchtigten Polizeiaktion von Djogjakarta den noch freien Teil der Republik an, verhafteten Sukarno und einige Kabinettsminister und erlangten bis zum Januar 1949 die Kontrolle über ganz Indonesien. Es schien, als wäre es gelungen, den Inselstaat endgültig wieder in den Zustand einer Kolonie zurückzuversetzen.

Doch Holland mußte bald erkennen, daß sich die Weltöffentlichkeit mit den in Indonesien geschaffenen Tatsachen nicht abfand. Eine internationale Protestwelle erhob sich. Überall gab es Demonstrationen und Proteststreiks, holländische Schiffe wurden boykottiert, die Flugzeuge nicht aufgetankt. Hinzu kam das entschiedene Auftreten der Sowjetunion in den Vereinten Nationen. Sie stand nicht allein, denn in der Zwischenzeit bekannten sich mehr und mehr Staaten zu Indonesiens Recht auf Selbstbestimmung.

Auch in Indonesien selbst hatten die Niederländer durchaus kein leichtes Spiel. Die Rückkehr der Kolonialisten führte im ganzen Land zu einer Hebung des Nationalbewußtseins. Selbst die zuvor von den Niederlanden geförderten separatistischen Herrscher in einzelnen Teilen des Landes stellten sich nun hinter Sukarno und eine zentrale indonesische Regierung. Dazu kamen die Aktionen der immer stärker werdenden indonesischen Guerillas.

Abgesehen von all diesen Faktoren aber hatte der lange Kolonialkrieg Hollands Finanzen an den Rand des Ruins gebracht, obwohl die wachsenden Ausgaben für seinen Feldzug in Indonesien bereits seit Jahren aus Geldern des US-Marshall-Planes bestritten worden waren. Etwa 500 Millionen Dollar waren nach Holland geflossen, und selbst die konservative »New York Times« beschwerte sich darüber, daß der amerikanische Steuerzahler die Lasten des von den Holländern geführten Kolonialkrieges zu tragen habe. Zudem begannen die führenden Kreise der USA darüber nachzudenken, auf welche Weise die eigenen Positionen im pazifischen Raum und in Südostasien auf die Dauer am besten gesichert werden könnten. Statt weiter die Niederlande zu finanzieren, schien es den USA lukrativer, ihren Einfluß darauf zu verwenden, daß Holland sich zurückzog. Daraus ließ sich für die Vereinigten Staaten langfristig politisches, wirtschaftliches und militärisches Kapital schlagen.

Als Holland einsehen mußte, daß die USA ihm nur die Wahl zwischen dem Rückzug aus dem indonesischen Abenteuer oder der rigorosen Streichung jeglicher Dollarhilfen ließ, mußte es einlenken. Am 14. August 1949 beendete es offiziell seinen Krieg in Indonesien. Zehn Tage später begann die sogenannte Round-Table-Conference in Den Haag. Als sie am 2. November beendet wurde, sah das Ergebnis so aus:

Die Souveränität über das indonesische Territorium geht an die Vereinigten Staaten von Indonesien über.

Diese Vereinigten Staaten von Indonesien bilden eine Föderation, die mit Holland in einer Niederländisch-Indonesischen Union verbunden bleibt und deren Oberhaupt Königin Juliane von Holland ist.

Außenpolitik kann von Indonesien nur »in Übereinstimmung mit Holland« betrieben werden.

Surabaja bleibt holländischer Flottenstützpunkt.

Alle holländischen Zivilbeamten, die ehemals im Dienst der Ostindischen Kompanie gestanden hatten, müssen von den neuen indonesischen Einrichtungen übernommen werden.

Indonesien übernimmt die Altschulden in Höhe von 4,5 Milliarden Gulden.

Westirian bleibt niederländische Kolonie, innerhalb eines Jahres soll darüber jedoch verhandelt werden.

Alle holländischen Streitkräfte werden abgezogen.

Der Kampf um die Behauptung der Republik Indonesia war beendet. Zehntausende waren getötet worden. Im Lande herrschten chaotische Zustände. Die Wirtschaft war zusammengebrochen. Das Ergebnis des jahrelangen Kampfes, in dem sich die besten Teile der Bevölkerung aufgeopfert hatten, war ein halbkoloniales, politisch, wirtschaftlich und militärisch weiterhin an Holland gefesseltes Land. Die so begeistert begonnene Augustrevolution war auf halbem Wege verraten worden durch eine nationale Bourgeoisie, die im Interesse ihrer Klassenvorteile nicht einmal vor dem kaltblütigen und planmäßigen Mord an Zehntausenden aufrechter Revolutionäre zurückschreckte.

Immer, wenn in der Folgezeit Präsident Sukarno mit dem Wort Revolution oder revolutionär operierte, tat er es wohl

in dem unguten Gefühl, daß er selbst in einer entscheidenden Phase der nationalen Befreiungsrevolution seine Stimme und seinen Einfluß in den Dienst der Reaktion gestellt hatte. Und Sukarno benutzte das Wort Revolution oft. Zuweilen hatte es den Anschein, als wolle er sein eigenes Gewissen damit beruhigen.

Madiun - der Weg in die Konterrevolution

Die offene antikommunistische Strategie der indonesischen Bourgeoisie wurde von Mohammed Hatta, der seit Ende Januar 1948 Ministerpräsident Indonesiens war, formuliert und in der Praxis durchgesetzt. Hatta, der das volle Vertrauen Sukarnos besaß, war ein fähiger Politiker. Aber seine konservative Grundhaltung, die er wohl nicht zuletzt mit seinen Jurastudien in den Niederlanden erworben hatte, und sein ausgeprägter bürgerlicher Nationalismus machten ihn zum konsequenten Gegner jeder wirklich progressiven Entwicklung in Indonesien.

Hatta war darüber informiert, daß die Kommunistische Partei Indonesiens im August 1948 eine gesamtnationale Konferenz abgehalten hatte, die sich positiv auf ihre weitere ideologische und organisatorische Festigung auswirken würde. Wichtigstes Ergebnis der Konferenz war eine Resolution, in der die strategische Konzeption zur Weiterführung der Revolution neu festgelegt wurde.

Als Dr. Hatta das Dokument auf den Schreibtisch bekam, ordnete er zunächst an, daß er in der nächsten Stunde nicht gestört werden wolle. Dann setzte er die Brille auf und las sorgfältig. Die Kommunisten forderten die Schaffung einer Volksfront aller patriotischen Kräfte gegen die Bedrohung durch Holland. Sie vertraten die Meinung, daß eine Agrarreform sofort eingeleitet werden müsse und die Beseitigung feudaler Reste unerläßlich sei. Sie verlangten von der Re-

gierung, unverzüglich auf das Angebot der Sowjetunion einzugehen, diplomatische Beziehungen zwischen beiden Ländern herzustellen. Außerdem vertraten sie die Ansicht, daß die äußere Bedrohung es nötig mache, breite Kreise der Werktätigen zu bewaffnen. Mit Holland könne man nur verhandeln, wenn es Indonesien als selbständigen Staat anerkenne. Kein Stück indonesischen Bodens dürfe den Niederlanden kampflos überlassen werden.

Dr. Hatta setzte ernüchtert die Hornbrille ab und rieb sich die Augen. Die Kommunisten waren nicht zu unterschätzen. Sie hatten in ihrem neuen Generalsekretär Musso einen der fähigsten Politiker des ganzen Landes an ihrer Spitze. Kein Zweifel: Wenn man zuließ, daß sie mit diesem Programm die Bevölkerung mobilisierten, dann würden sie bald die entscheidende politische Kraft im Lande sein. Es war höchste Zeit, gegen sie vorzugehen.

Im September 1948 verkündete Hatta sein »Programm der Rationalisierung«, mit dessen Hilfe er angeblich die katastrophalen Verhältnisse in der Wirtschaft bessern wollte. In Wirklichkeit verfolgte er damit die Absicht, die schnell stärker werdenden linken Kräfte endgültig und rücksichtslos aus dem politischen Leben auszuschalten.

Viele Indonesier stimmten Hatta zu, als er anordnete, die Personenstärke in den Streitkräften radikal einzuschränken, um Arbeitskräfte für die Landwirtschaft und für kleine Versorgungsbetriebe frei machen zu können. Vorsichtshalber verfügte Hatta auch eine Verringerung des Personalbestandes in Regierungsämtern und anderen staatlichen Leitungseinrichtungen. Das war jedoch weiter nichts als eine Finte, mit deren Hilfe Hatta aus den Streitkräften und Staatsämtern alle Personen entfernen konnte, die die Augustrevolution weiterführen wollten. Im übrigen erwartete sie nicht etwa Arbeit, sondern Arbeitslosigkeit, denn zu dieser Zeit

war die Landwirtschaft auf dem Restgebiet der Republik überhaupt nicht in der Lage, eine so hohe Zahl an Arbeitskräften aufzunehmen.

Hattas Absicht wurde bald durchschaut. Die Gewerkschaften riefen zum Streik auf. Einzelne Armee-Einheiten weigerten sich, ihre kommunistischen Kameraden, die sie als treue und verläßliche Kämpfer kannten, einfach davonzujagen. Es kam zur Entwaffnung ganzer Truppenteile.

Sukarno geriet immer stärker ins Fahrwasser Hattas. Er beschwichtigte die Arbeiter und beschwor sie unter Zuhilfenahme patriotischer Losungen, Streiks zu unterlassen. Gleichzeitig sah er tatenlos zu, wie Hatta die Erregung der von den »Rationalisierungsmaßnahmen« Betroffenen ausnutzte, um sie zu unüberlegten Aktionen zu verleiten. Damit konnten Vorwände geschaffen werden, sie vor der ganzen Nation des Verrats anzuklagen, begangen in einer für die Republik äußerst schwierigen Phase des Kampfes.

Auf ein Klingelzeichen erschien Hattas Sekretär. Der Ministerpräsident trug ihm auf: »Ich möchte ab sofort über jede Opposition gegen unsere Rationalisierungsmaßnahmen informiert werden. Wenn es irgendwo eine Demonstration gibt, einen Streik oder etwas ähnliches, will ich sofort Einzelheiten erfahren.«

Der Sekretär versprach: »Ich werde es veranlassen.«

»Und jetzt möchte ich den Kommandeur der Division Siliwangi sprechen. Es eilt.«

Wenige Tage später wurden in Surakarta einige Offiziere von Unbekannten festgenommen. Die Offiziere waren aus der kommunistischen Widerstandsbewegung in die Armee eingegliedert worden. Sie verschwanden und wurden nie wieder gesehen. Der Vorfall blieb nicht geheim. Es entstand Unruhe in anderen Einheiten der Armee, in denen auch Kommunisten dienten. Die Kommandeure einzelner Trup-

penteile gaben bekannt, daß sie die sogenannten Rationalisierungsmaßnahmen der Hattaregierung nicht durchführen würden. Sie verlangten außerdem Untersuchungen über den Verbleib der Kameraden aus Surakarta. Das Oberkommando drohte mit Disziplinarmaßnahmen.

Auch in Madiun, einer kleinen Stadt in Ostjava, war die Atmosphäre gespannt. Als das »Rationalisierungsprogramm« hier durchgeführt werden sollte, stellten sich führende Offiziere der Garnison dagegen. Zusammen mit zivilen kommunistischen Funktionären der Stadt verweigerten sie die Durchführung der Anweisungen Hattas. Die Truppen debattierten erregt, ob es wohl zu weiteren Vorfällen nach dem Muster von Surakarta kommen würde. Man vermutete, daß die Offiziere von Antikommunisten ermordet worden waren, und man verlangte, daß Vorkehrungen gegen derartige Versuche getroffen würden. Andernfalls müsse man zur Selbsthilfe greifen. Diese Haltung teilten nicht wenige Militäreinheiten in Ostjava. Hatta wurde aufgefordert, Farbe zu bekennen.

Amir Sjarifuddin, der sich inzwischen der PKI angeschlossen hatte und ihrem Zentralkomitee angehörte, erfuhr in einem kleinen Ort Javas von den sich zuspitzenden Ereignissen. Er nahm sofort Kontakt mit Generalsekretär Musso auf. Beide waren sich darüber im klaren, daß die Bourgeoisie zum Schlag ausholte. Die Partei war in der gegenwärtigen Situation nicht in der Lage, zum bewaffneten Kampf gegen die bürgerliche Reaktion anzutreten, hinter der immerhin der größere Teil der Armee stand.

Musso und Sjarifuddin erreichten Madiun jedoch zu spät, um noch verhindern zu können, daß sich einige Militäreinheiten demonstrativ gegen die von der Hattaregierung betriebene Ausmerzung der Kommunisten aus dem öffentlichen Dienst stellten. Teile der Bevölkerung solidarisierten

sich mit dieser Haltung. In diesem Stadium der Entwicklung war es für Musso und Sjarifuddin nur noch möglich, sich der Bewegung anzuschließen, obwohl beide klar erkannten, daß Hatta diese Konfrontation bewußt und zielgerichtet herbeigeführt hatte.

Sukarno geriet völlig unter den antikommunistischen Einfluß Hattas. Das spiegelte sich deutlich in den Worten wider, mit denen er sich am 4. September an die Bevölkerung wandte:

»Gestern früh hat die Kommunistische Partei Mussos einen Putsch in Madiun angezettelt und eine Sowjetregierung unter Musso gebildet . . . Brüder, erwägt sorgfältig die Bedeutung dieser Ereignisse: Mussos kommunistische Partei versucht, eure geliebte indonesische Republik zu erobern. Ich rufe euch auf, zwischen Musso samt seiner kommunistischen Partei, die die Erreichung eines unabhängigen Indonesiens hintertreiben wollen, und Sukarno – Hatta zu wählen, die mit Hilfe des Allmächtigen unsere indonesische Republik dazu führen wollen, ein unabhängiges Indonesien zu werden, das sich keinem Lande, welches es immer sei, unterwerfen will!«

Hatta spielte geschickt Sukarnos Person aus. Die Rundfunkansprache des Präsidenten wurde als Flugblatt gedruckt und in Hunderttausenden Exemplaren überall verteilt. Schon der Umstand, daß der populäre Präsident sich gegen die Kommunisten stellte, trug entscheidend dazu bei, daß große Teile der Bevölkerung schwankend wurden. Die Fragen, die in Madiun gestellt worden waren, blieben unbeantwortet, und die Masse der Bevölkerung schloß sich nicht gegen Hattas Verrat zusammen. Die kommunistische Partei geriet in die Isolierung.

Da schlug ein General zu, der von Dr. Hatta persönlich genaue Instruktionen über sein Vorgehen erhalten hatte:

Abdul Haris Nasution. Der kleine, schmächtige Kommandeur der Division Siliwangi führte seine Truppen in Eilmärschen in die Gegend um Madiun. Nasution war Antikommunist. Es war Hatta gelungen, den richtigen Mann für die Aufgabe zu finden. Die Division formierte sich zum Angriff und drang in Madiun ein. Für Tage waren die Straßen der kleinen Stadt erfüllt vom Geknatter der Schüsse und von Todesschreien. Spezialkommandos machten Jagd auf die führenden Kader der kommunistischen Partei. Es gelang einer Anzahl von ihnen, dem ersten Ansturm der Siliwangitruppen zu entgehen. Sie leisteten Widerstand. Aber ihre Kräfte reichten nicht aus, auf die Dauer den gut ausgebildeten und bewaffneten Soldaten Nasutions zu widerstehen.

Musso und Sjarifuddin fielen im Kampf, ebenso die meisten anderen Mitglieder des Zentralkomitees. Nach drei Monaten war der Kern der PKI zerschlagen. Dreißigtausend ihrer Mitglieder waren physisch vernichtet; etwa die gleiche Zahl wurde in Konzentrationslager gesperrt.

Es war Dr. Hatta gelungen, sich der Kommunisten zu entledigen, wenigstens für eine gewisse Zeit, und er hatte zugleich die Weiterführung der Revolution abgebremst. Über eine weite Strecke des Weges war so für Indonesien die unheilvolle Partnerschaft der Bourgeoisie mit der Armee abgesteckt.

Wie sehr diese Aktion im Sinne der niederländischen Imperialisten lag, bewies sich schon allein dadurch, daß die holländischen Truppen die innenpolitischen Auseinandersetzungen, die Hattas Truppen wochenlang beschäftigten, nicht für einen Angriff ausnutzten. Sie hätten in dieser Phase den Rest der Republik in einem Handstreich nehmen können, aber sie taten es nicht. Sie gaben Hattas Truppen die Möglichkeit, in aller Ruhe die Kommunisten zu töten. Und

sie erkannten aus dieser Aktion, daß es in der Politik der indonesischen Regierung Züge gab, die sie bislang nicht vermutet hatten. Die Kommunistische Partei verlor in den Wochen nach Madiun die Mehrzahl ihrer führenden Kader. Tausende starben unter den Kugeln der Exekutionskommandos. Indonesien wurde in der kritischen Phase seiner treuesten und opferwilligsten Kämpfer beraubt.

Zu den wenigen Mitgliedern des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, die den Madiun-Terror überlebt hatten, gehörte ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren aus Medan in Ostsumatera, Dipa Nusantara Aidit. Der Sohn eines Forstarbeiters hatte von frühester Jugend an erlebt, wie sein Land das Objekt fremder Ausbeutung war. Aber schon bald hörte er, daß es überall Männer und Frauen gab, die nicht bereit waren, sich mit dem von den Holländern diktierten Schicksal abzufinden. Der junge Aidit, ein aufgeweckter, kluger und ernster Bursche, konnte eine Volksschule besuchen. Für ein Studium fehlten der Familie die Mittel. Aidit griff zur Selbsthilfe. Er wollte, wie viele Proletarierkinder, Wissen erwerben, um es später bei der Veränderung des erbärmlichen Lebens seiner Klasse anzuwenden. So verdingte sich der junge Mann im damaligen Batavia als Schneidergehilfe und verwendete den vergleichsweise hohen Lohn, den es in diesem Gewerbe gab, für die Bezahlung des Studiums an einer Handelsschule. Wenn ihm auch das, was er hier lernen konnte, nur wenig für seinen künftigen Weg nutzte, so lernte er vor allem das Lernen. Er wurde zum unermüdlichen Autodidakten, der bald über ein beachtliches Allgemeinwissen verfügte.

Aidit suchte in Batavia Anschluß an die revolutionäre Bewegung. Er fand sie. Am 23. Mai 1920 war in Semarang, der etwas verschlafenen Hauptstadt Zentraljavas, in der

Hollands Kolonialbeamte weißgekleidet den Abtransport der einheimischen Güter beaufsichtigten, die Kommunistische Partei Indonesiens gegründet worden. Die Arbeiter aus den holländischen Verarbeitungsbetrieben, aus den Zinnminen, von den Kautschukplantagen und aus den Häfen waren beeindruckt von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und von den demokratischen Gedanken Sun Yatsens. Am Beispiel ihrer Klassenbrüder in Rußland hatten sie begriffen, daß auch die indonesischen Proletarier für ihre nationale und soziale Befreiung nur erfolgversprechend kämpfen konnten, wenn sie von einer Partei geführt wurden, die nach den Leninschen Prinzipien arbeitete. Als erste Aufgabe stand der Kampf gegen den holländischen Kolonialismus auf dem Programm. Dadurch wurde die Kommunistische Partei gleichzeitig zu einem beachtlichen Faktor in der gesamten politischen Entwicklung des Landes, in dem bürgerliche Nationalisten ebenfalls die Idee der Befreiung vom Kolonialismus aufgegriffen hatten.

Einige führende Funktionäre der neuen Partei waren längere Zeit in der Unabhängigkeitsbewegung tätig gewesen. Viele Kommunisten stammten selbst aus dem Kleinbürgertum. Als die politisch Weitsichtigsten dieser für Indonesien so bedeutsamen Schicht hatten sie sich auf die Seite der Unterdrückten gestellt. Sie bemühten sich ehrlich, die Klasseninteressen des Proletariats zu vertreten.

Die zahlreichen sozialen und politischen Berührungspunkte zwischen dieser ersten Generation indonesischer Marxisten und der radikalen bürgerlichen Unabhängigkeitsbewegung sowie die damals noch relativ schwache Ausprägung der Klassenwidersprüche machten für eine längere Phase des antikolonialen Kampfes eine enge Zusammenarbeit möglich.

Holland versuchte mit allen möglichen Mitteln, die kom-

munistische Bewegung zu bremsen. Da ein Verbot allein die Tätigkeit der Kommunisten erfahrungsgemäß nicht verhindern konnte, wurden von der Kolonialpolizei immer wieder Verhaftungen vorgenommen, um die junge Partei ihrer führenden Köpfe zu berauben. Außerdem ließen die Polizeiorgane nichts unversucht, wenn es darum ging, über die Pläne und Arbeitsmethoden der Kommunisten informiert zu sein. Sie schleusten Spitzel in die Partei ein und scheuten selbst vor dem bezahlten Mord an einzelnen Funktionären nicht zurück. Schulen, die in Arbeiterbezirken von der Partei eröffnet worden waren, um den einheimischen Arbeiterkindern wenigstens die Anfänge einer bescheidenen Bildung zu vermitteln, wurden von der holländischen Armee niedergebrannt. Die Redaktionen der wenigen Arbeiterzeitungen waren Tag und Nacht nicht sicher vor den Zerstörungstrupps der Polizei. Auf dem Lande, wo sich die Plantagenarbeiter gegen die Ausbeutung zur Wehr zu setzen begannen, griffen die Kolonialbehörden zu einem anderen Mittel. Sie holten Asoziale und Banditen aller Art zusammen und bildeten aus ihnen Stoßgruppen, die sie Sarikat Hedjo nannten, die Grüne Garde. Unter dem Schutz der Holländer terrorisierten diese Banden die Landbevölkerung, um sie einzuschüchtern und den Einfluß der kommunistischen Ideen einzudämmen.

Ende 1926 hatte sich die Lage so zugespitzt, daß es zu bewaffneten Aufständen kam. Obwohl die Kommunistische Partei noch äußerst schwach war, stellte sie sich an die Spitze dieser Aufstände. Gefängnisse wurden angegriffen, um eingekerkerte Patrioten zu befreien. Gleichzeitig versuchten die Aufständischen, strategische Objekte in einigen Städten zu besetzen. Aber überall dort, wo der Aufstand aufflammte, spürte man bald, daß die organisatorischen Möglichkeiten der Partei ein solches Unternehmen noch

nicht zuließen. Daneben wirkte sich entscheidend das Fehlen einer umfassenden Bündnispolitik aus. So stand die Partei auf einem verlorenen Posten. Die Masse der Ausgebeuteten schloß sich dem Aufstand nicht an, und das Bürgertum verhielt sich abwartend. Das niederländische Militär hatte dennoch bis ins Jahr 1927 hinein alle Hände voll zu tun, um den Aufstand niederzuschlagen, besonders in Westjava und in Zentralsumatera. Mehr als dreizehntausend Indonesier wurden inhaftiert, der größere Teil von ihnen wurde ohne Gerichtsurteil in Konzentrationslager gesperrt, von denen der unbewohnte, sumpfige Ort Boven Digul auf Neuguinea am gefürchtetsten war. Ihre Insassen starben zu Hunderten an Fieber und Entkräftung. Der noch unerfahrenen, ideologisch und organisatorisch schwachen Kommunistischen Partei wurde ein schwerer Schlag versetzt. Ihre besten Kader kamen um oder mußten sich verbergen. Der antikommunistische Terror der Holländer tobte sich aus und lähmte noch für Jahre die Arbeit der indonesischen Genossen.

Trotz der Niederlage war die Kommunistische Partei jedoch nicht tot. Wenn sich das auch bis zu Beginn der japanischen Okkupation nur sporadisch und in unkoordinierten Aktionen zeigte, so wurde es in dem Augenblick unübersehbar, als die Japaner die holländische Kolonialmacht durch ihr System der Ausbeutung ersetzten.

1936 war es gelungen, unter Manowar Musso ein neues Leitungsgremium der Partei zu formen, und in der Folgezeit bereitete sich die Partei auf neue Aufgaben vor. Sie bestanden nach der Besetzung Indonesiens durch die Japaner im bewaffneten Widerstandskampf gegen die Okkupanten und in der Teilnahme an den verschiedensten Aktionen der antiimperialistischen Einheitsfront, die sich im Lande bildete.

In den späten dreißiger Jahren, als Aidit bereits regelmäßig an den Versammlungen illegal arbeitender kommuni-

stischer Gruppen teilnahm, gründete die progressive Sammlungsbewegung Gerakan Indonesia (Indonesische Volksbewegung) eine Organisation für Jugendliche. Hier begann Aidit seine aktive politische Arbeit. Bald wählte man ihn zum Vorsitzenden der Jugendorganisation für Batavia. Als die Japaner 1942 Indonesien okkupierten, war der inzwischen zu einem bekannten Jugendführer gewordene Aidit 19 Jahre alt. Er teilte die anfängliche Freude vieler seiner Freunde über die Entmachtung der Holländer nicht, denn er erkannte sehr früh, daß Japan seine Truppen nicht geschickt hatte, um Indonesien zu befreien.

Aidit gehörte zu den ersten jungen Indonesiern, die sich zu bewaffneter Gegenaktion zusammenfanden. In der Gruppe Neue Indonesische Generation kämpfte er für die Befreiung. Viele von denen, die mit ihm zusammen nachts japanische Stützpunkte angriffen oder Eisenbahnlinien in die Luft sprengten, die Autokolonnen vernichteten oder die Einwohner von Dörfern rechtzeitig retteten, denen japanische Strafexpeditionen bevorstanden, ließen ihr Leben. Die jungen Leute schonten sich nicht. Was ihnen an Lebenserfahrung fehlte, ersetzten sie durch ihren unvergleichlichen Mut und durch die Zähigkeit, mit der sie unbeirrt ihr Ziel verfolgten.

In dieser Zeit koordinierte die illegale Kommunistische Partei Indonesiens bereits die Aktionen des größten Teils der überall im Land arbeitenden Widerstandsgruppen. Die Partei war Lehrer und Initiator zugleich. Aidit wurde während des opfervollen Widerstandskampfes Mitglied der PKI; er schlug den Weg des Revolutionärs ein, der nicht bei der nahe bevorstehenden Befreiung Indonesiens von der Kolonialherrschaft stehenbleiben wollte. Für ihn formte sich, wie für viele andere, damals das Ziel, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, in der sich der Sozialismus entwickeln konnte. Des-

halb war die Proklamierung der Unabhängigkeit Indonesiens am 17. August 1945 für ihn nur die erste Station des Weges in die Freiheit.

Mit der Niederwerfung des japanischen Imperialismus trat die Kommunistische Partei aus der Illegalität hervor. Doch als Sukarno nach dem opferreichen Kampf gerade der unter kommunistischem Kommando stehenden Widerstandsorganisationen die Republik Indonesien ausrufen konnte, beherrschten bürgerliche Politiker bereits so gut wie alle Schalthebel der Macht. Sukarno selbst zollte den indonesischen Kommunisten zunächst die verdiente Anerkennung. Aber die aus Grundbesitzern, Kompradoren, Händlern und Fabrikanten zusammengesetzte Schicht des indonesischen Bürgertums, die den Präsidenten umgab, war fest entschlossen, den Kommunisten keine Chance zu geben, ihre Ideen zu verwirklichen. Scharf wie nie zuvor traten unter den neuen Verhältnissen die Klassengegensätze zutage. Aus dem Bürgertum kam auch die Mehrzahl aller Kommandeure der neuen Nationalarmee. Somit stand die kommunistische Partei am Tage des Sieges schon am Rande der Kräfte, die fortan das politische Leben bestimmen würden.

Doch ohne zu zögern, stellten sich die Kommunisten sofort in die erste Reihe jener, die für den Bestand des freien indonesischen Staates gegen die Interventen kämpften. Tausende fielen. Holländische Exekutionskommandos wählten aus Gefangenen systematisch die Kommunisten aus und töteten sie. Die Abwehr der holländischen Intervention forderte dem indonesischen Volk alles ab. Millionen Menschen hungerten und konnten sich nur mit Lumpen bekleiden. Die Kindersterblichkeit erreichte eine nie zuvor gekannte Höhe. Die über die Inseln verhängte holländische Blockade verhinderte selbst die Anlandung von Hilfssendungen mit Medikamenten und Verbandstoffen. In den Lazaretten der Republik

lagen Amputierte, deren Beinstümpfe mit Bananenblättern umwickelt waren statt mit Mullbinden.

Mit jedem Tag des konsequenten Kampfes gegen die Invasion stieg das nationale Prestige der Kommunisten und drohte bald den Einfluß des zu Kompromissen bereiten Bürgertums zu überflügeln. Damit aber erhöhte sich die Wahrscheinlichkeit, daß die national-demokratische Revolution Indonesiens unversehens in eine sozialistische Revolution überging und die Bourgeoisie ihre Machtposition für immer verlor. Den Ausweg sah sie in einem möglichst schnellen Kompromiß mit Holland. Aus der Furcht heraus, daß die kommunistische Bewegung in Indonesien mit jedem Tag stärker würde und eines Tages nicht mehr zu bezwingen sein könnte, handelte ihr Interessenvertreter Dr. Hatta schnell und schlau.

Der IV. Kongreß der PKI 1947 in Semarang hatte den jungen Revolutionär Aidit, der beachtliche politische und organisatorische Fähigkeiten entwickelte, zum Mitglied des Zentralkomitees gewählt. Er wurde für Agitation und Propaganda verantwortlich. Als Dr. Hatta den antikommunistischen Terror von Madiun entfesselte, kämpfte Aidit gegen die Kommandos der Siliwangi, bis weiterer Widerstand sinnlos geworden war. Es gelang ihm, den Verfolgungen zu entgehen, und er zögerte nicht, sofort illegal weiterzuarbeiten, um die Partei, die schwere Verluste erlitten hatte, wieder aufzubauen. Zusammen mit anderen Genossen, die überlebt hatten, gelang es Aidit in relativ kurzer Zeit, die Partei wieder zu formieren. Bereits Anfang der fünfziger Jahre nahm sie erneut am politischen Leben Indonesiens teil. Die bürgerliche Reaktion, die sich einer anwachsenden Volksbewegung gegenübersah, die Indonesiens vollständige Souveränität forderte und die Bevormundung der Niederlande abgeschafft sehen wollte, mußte zähneknirschend

sehen, daß die PKI wieder eine legale politische Partei wurde und daß sie zugleich das Programm einer breiten nationalen Einheitsfront aller antikolonialistischen, patriotischen Kräfte entwickelte.

1954 hielt die Partei ihren V. Parteitag ab, auf dem Aidit eine umfassende Analyse der indonesischen Gesellschaft und der indonesischen Revolution vorlegte. Die Delegierten beschlossen, die Bündnispolitik auch mit den Organisationen des Bürgertums zu verstärken. Dadurch verlor dessen reaktionärer Flügel erheblich an Einfluß. Die Partei gewann immer mehr Ansehen im Lande; ihre Mitgliederzahl stieg rasch an. Ihr Ziel, Indonesien endgültig von der Herrschaft ausländischer Monopole zu befreien, die Reste des Feudalismus abzuschaffen und eine Regierung aus Vertretern der verschiedenen nationalen und demokratischen Kräfte zu bilden, aktivierte die Massen. Die Parlamentswahlen von 1955 brachten sechs Millionen Stimmen für die PKI. Drei Jahre später, als Gemeindewahlen abgehalten wurden, erhielt die PKI über acht Millionen Stimmen. Damit stand sie an erster Stelle unter allen übrigen Parteien. Sie hatte sich mit einer Politik, die die Interessen der Werktätigen in den Vordergrund stellte und die gleichzeitig konsequent antiimperialistisch war, Achtung und Vertrauen unter der Bevölkerung erworben.

Gewehre contra Demokratie

Indonesien war nach der imperialistischen Intervention wirtschaftlich eine Wüste, deren wenige Oasen sich entweder im Besitz oder unter Kontrolle ausländischer Monopole befanden. Die technischen Einrichtungen in den Zinnminen waren entweder weggeschleppt worden oder zerstört. Auf den Erdölfeldern wurde nicht gearbeitet. Kautschukbäume, die zu lange rigoros ausgebeutet worden waren, gaben keinen Latexsaft mehr. Neue Pflanzungen hatte man in den Kriegswirren nicht angelegt. Der Tabakanbau war zurückgegangen, und die Gewürzkulturen lagen zum großen Teil brach. In der nicht gerade umfangreichen Industrie steckten 3,5 Milliarden holländische Gulden. Regionale Separatisten und feudale Herrscher, die sich mit den Interventen arrangiert hatten, organisierten jetzt erneut die koloniale Ausbeutung.

Die Dorfbevölkerung mußte sich mit geringen Reisportionen begnügen. Fleisch gehörte zu den Delikatessen. In den Städten waren die Nahrungsmittel noch knapper. Auch Kleidung gab es so gut wie nicht zu kaufen. Ausländische Firmen aber begannen erneut, die aus Indonesien fließenden billigen Rohstoffe zu Artikeln zu verarbeiten, die sich mit höchstem Gewinn auf den Weltmärkten verkaufen ließen. Die renommierten holländischen Zigarrenfabriken boten wieder erstklassige Sumaterafabrikate an. Pfeffer, Nelkenöl, Muskat und andere gesuchte Gewürze brachten in der Nach-

kriegsperiode gute Preise. Auf den Packungen stand »Made in Holland« zu lesen.

Das war die Situation der Republik Indonesien, als ihr von den Niederlanden diktiert wurde, wie sich ihr künftiger Entwicklungsweg zu gestalten habe. Die Vereinigten Staaten von Indonesien waren trotz aller Reichtümer, die im Boden steckten oder ihm durch intensive Bearbeitung abzugewinnen waren, ein armes Land.

Das Übergangskabinett des Dr. Mohammed Hatta akzeptierte die Vormachtstellung der ausländischen Monopole zunächst ohne Widerspruch. Es änderte sich nichts an den Besitzverhältnissen der Erdölquellen, der Plantagen, der Zinnminen. Selbst das Verkehrswesen, besonders die Schiffsverbindungen zwischen den Inseln, wurden von den Holländern kontrolliert. Ökonomisch gesehen blieb Indonesien eine Kolonie, es verkaufte Rohstoffe und führte Konsumgüter ein, wobei der Wert dieser Güter in keinem Fall dem echten Wert der unter holländischer Regie exportierten Rohstoffe entsprach.

Dr. Hatta und Präsident Sukarno sahen den Schlüssel für die schrittweise Lösung der Existenzprobleme Indonesiens zunächst nicht in der Wirtschaft, sondern in der Vereinigung aller Gebiete des Landes. Es war ganz sicher der erheblichen Popularität Sukarnos zu verdanken, daß seine Idee selbst bei den Separatisten nach und nach Gehör fand. Den ersten Schritt konnte der Präsident im August 1950 tun, mit der Inkraftsetzung einer Verfassung der Republik Indonesien. Eine politischer Fortschritt, zweifellos, wenn auch seine Bedeutung unter der katastrophalen Wirtschaftslage im Lande an Glanz einbüßte.

In mancher Hinsicht war die Verfassung aufschlußreich für die Regierungskonzeption Sukarnos und Hattas. Die Legislative teilte sich zwischen dem Parlament und dem

Präsidenten mit seinem Kabinett. Das Recht, Ausnahmegesetze zu erlassen, wurde der Regierung zugestanden. Allerdings konnte das Parlament diese Ausnahmegesetze ablehnen. Der Präsident selbst behielt sich umfangreiche Machtbefugnisse vor. So konnte er beispielsweise das Parlament jederzeit auflösen und Neuwahlen anordnen. Ihm blieb es auch vorbehalten, über die Bildung von Ministerien zu entscheiden und Minister zu berufen. Zwei Wochen nach Verkündung der Verfassung berief Sukarno den Führer der extrem religiösen Masjumipartei, Natsir – einen Repräsentanten der moslemischen Grundbesitzer und Händler –, zum Ministerpräsidenten. Im Verlauf von drei Jahren folgten ihm noch zwei weitere Moslempolitiker auf diesem Posten, Sukiman und Wilopo.

In ihren politischen Konzeptionen differierten sie nur unerheblich. Vor allem waren sie sämtlich ausgesprochen antikommunistisch. Die ersten drei Ministerpräsidenten der Republik strebten außenpolitisch nach einer möglichst engen Bindung an die imperialistischen Staaten, vor allem an die USA. Auf wirtschaftlichem Gebiet verzichteten sie darauf, Indonesien von den Fesseln der ausländischen Monopole zu befreien, im Gegenteil, sie vertraten voll und ganz den kapitalistischen Weg, der mit Hilfe der imperialistischen Mächte gegangen werden sollte.

Die USA hatten ihre Chance in Indonesien bereits früh erkannt. Nach der Festigung des nun regierenden bourgeois-feudalen Blockes begannen die USA mit einer substantiellen Militär- und Wirtschaftshilfe, nachdem sie zuvor bereits Hatta mit einem Kredit von 100 Millionen Dollar gestützt hatten. Indonesiens Armee, die sich in vielversprechendem Maße antikommunistisch erwiesen hatte, genoß das besondere Interesse Washingtons. Sie erhielt militärische Geräte, Waffen und Ausrüstungen. Gefestigt werden sollte diese

Allianz zwischen den USA mit Indonesien durch einen Beistands- und Sicherheitspakt, der zunächst im Jahre 1951 durch Ministerpräsident Sukiman unterzeichnet wurde. Dieser Vertrag, der Indonesiens Gegendienst für die ihm »uneigennützig und ohne politische Verpflichtungen« erwiesene Dollarhilfe bilden sollte, enthielt handfeste politische und militärische Auflagen. So mußte sich Indonesien beispielsweise bereit erklären, »die militärischen Verpflichtungen zu erfüllen, die bereits in bilateralen oder multilateralen Verträgen, in denen die USA Partner sind, eingegangen wurden«.

Eine andere Bestimmung besagte: »Indonesien hat einen vollen Beitrag zu leisten für die Entwicklung und Aufrechterhaltung seiner eigenen Verteidigung und der defensiven Stärke der freien Welt.« Unversehens war das Land so in die Rolle eines Verteidigers imperialistischer Interessen manipuliert worden.

Das von Sukiman unterzeichnete Dokument sollte eigentlich geheimbleiben. Aber sein Inhalt wurde trotzdem bekannt. Der Geheimvertrag mit den USA rief die Patrioten zur Tat. Sie erreichten durch Kundgebungen und andere Proteste, daß Sukiman zurücktreten mußte. Im Verlaufe der öffentlichen Kampagne kam weiterhin ans Tageslicht, daß kriegswichtige Materialien aus Indonesien an die USA geliefert wurden, die soeben ihre Korea-Aggression begonnen hatten. Das alles trug dazu bei, daß die patriotischen Kräfte neue Aktivitäten entwickelten.

Inzwischen hatte sich allerdings in der Armee des Landes ein Prozeß vollzogen, den Hatta durch seine »Rationalisierungsmaßnahmen« und den Madiunterror eingeleitet hatte: Aus einem Instrument der nationalen Revolution, das sie zumindest während der Augustrevolution gewesen war, hatte sich die Armee bereits ein gutes Stück auf dem Weg

entwickelt, der sie zu einem Staat im Staate werden lassen sollte. In dieser Zeit begann sie, ihren Kurs zur unumschränkten Machtausübung einzuschlagen, wenngleich zunächst mit einer hastigen, wenig erfolgversprechenden Aktion.

Kurz nach Beendigung des Aggressionskrieges war ein Hauptmann der königlich-holländischen Kolonialarmee mit einigen Vertrauten aus der Armee desertiert und hatte eine Bande von Abenteurern um sich geschart, mit denen er einen Kleinkrieg gegen die Republik Indonesien begann. Er machte sich die verworrene Nachkriegslage zunutze, verschaffte sich Waffen und überfiel zunächst Bandung. Hauptmann Paul Westerling vertraute der auf der Round-Table-Conference festgelegten weiteren kolonialen Ausbeutung Indonesiens nicht; er wollte militärische Entscheidungen erzwingen.

Es gelang ihm, in einigen Orten Javas beträchtlichen Schaden anzurichten. Den Kugeln seiner Banditen fiel eine große Zahl von Indonesiern zum Opfer. Schließlich drang er in Djakarta ein und führte einen Angriff auf das Parlamentsgebäude. Erst danach gelang es den Truppen der Republik, ihn zu vertreiben. Westerling selbst, der bei seinen Unternehmungen mit den an vielen Stellen im Lande operierenden Banden des Darul Islam, einer fanatisch islamischen Sekte, zusammengearbeitet hatte, mußte fliehen. Ein holländisches Flugboot brachte ihn nach Singapore, von wo aus er nach Hause zurückkehrte. Während er in Holland eine Karriere als Sänger begann, distanzierte sich die Regierung in Den Haag offiziell von ihm, unternahm aber nichts, um ihn zu bestrafen.

Zur gleichen Zeit brachen an vielen Stellen in Indonesien Aufstände aus, die zweifellos zu einem Teil von Holland inspiriert waren und das Ziel verfolgten, die Autorität der von Sukarno geschaffenen Einheitsregierung zu untergraben.

Makassar, die Hauptstadt von Sulawesi, wurde von einem Putschistenführer namens Andi Azis eingenommen. Auch hier konnte die Armee erst nach längerer Zeit die Ordnung wiederherstellen.

Auf den Molukken gründeten Separatisten die »Republik Südmolukken«. Wieder mußte die Armee gegen die Verschwörer antreten.

Revolte auf Revolte folgte. Kahar Muzakar putschte in Sulawesi und der Darul-Islam-Führer Kartosuwirjo in Westjava. In allen Fällen ging es um die Zerschlagung des republikanischen Einheitsstaates.

Die Militärs spürten während dieser Aktion, die der Erhaltung der staatlichen Integrität dienten, daß die Armee die einzige organisierte Macht im Lande war, die echte Entscheidungen herbeiführen konnte. Das ermunterte sie, nun ihrerseits Forderungen an die Regierung zu stellen.

Nasution, während der Madiunereignisse noch Kommandeur der Siliwangidivision, war jetzt Stabschef der Armee. Aber die Politik, die er betrieb, blieb sogar innerhalb der Armee nicht unwidersprochen. Selbst einzelne höhere Offiziere verdächtigten ihn wegen seiner Machtambitionen und erklärten, er beabsichtige einen Putsch gegen die Regierung. Außerdem wurde seine politische Haltung kritisiert und der Stil, in dem er die Führung der Armee organisiert hatte. Die Diskussion breitete sich aus, und die Oppositionsparteien im Parlament, zu denen auch die PKI gehörte, beantragten eine Debatte über Maßnahmen zur politischen Kontrolle der Armee.

In den höheren Stäben der Armee herrschte daraufhin in den Tagen des beginnenden Herbstes 1952 eine gespannte Atmosphäre. Würde es dem Parlament gelingen, die Armee auf die Positionen zurückzuverweisen, auf der sie während der Augustrevolution gestanden hatte? Oder

besaß die Armee bereits genügend Machtmittel, um sich über eine ihr nicht genehme Entscheidung notfalls mit Waffengewalt hinwegzusetzen?

Ministerpräsident Wilopo, Repräsentant der dritten Regierung Indonesiens, Rechtsanwalt von Beruf, war erst seit April im Amt. Er hatte den juristisch seit 1939 bestehenden, noch von den Niederlanden verhängten Kriegszustand aufgehoben, politische Gefangene rehabilitiert und sich gelegentlich vorsichtig gegen die Mißverhältnisse in der Wirtschaft geäußert. Für 1953 plante er eine Kette von Sparmaßnahmen, mit denen ein weiterer Rückgang der Wirtschaft aufgehalten werden sollte. So hatte er vor, den Aufwand, der inzwischen von Staatsbeamten zu Repräsentationszwecken getrieben wurde, drastisch einzuschränken. Er schlug auch vor, den Personalbestand im Staatsapparat und in der Armee zu reduzieren. Sechzigtausend Zivilbeamte sollten entlassen werden, desgleichen sechzigtausend Soldaten und dreißigtausend Polizisten.

Schon das bloße Bekanntwerden dieser Pläne löste in der vielschichtigen Hierarchie der Generale und der lokalen Armeeführer Empörung aus. Abdul Haris Nasution, der bereits erkannt hatte, daß die Macht der indonesischen Armee davon abhängig sein würde, ob sie es schaffte, sich zu einem disziplinierten Instrument unter einheitlicher Führung zu entwickeln, gedachte, sich einen Teil der lokalen Befehlshaber, die allzu oft eigene Interessen über die Befehle stellten, vom Hals zu schaffen. Das wiederum brachte einflußreiche lokale Befehlshaber gegen ihn auf. Aber Nasution gelang es, ihre Entlassung zu erwirken.

Am Vormittag des 16. Oktober 1952 tagte das Parlament. Mit den Stimmen der PNI Sukarnos wurde eine Anzahl von Entschließungen angenommen, die die Befugnisse der Armee vorsichtig eingrenzen sollten. Die Fraktion der

PKI, die inzwischen wieder legal und zu einem ernstzunehmenden Faktor in der politischen Entwicklung des Landes geworden war, unterstützte die PNI. Die Armee entschloß sich daraufhin sofort zum Handeln.

Am Tage nach der Parlamentsdebatte, am 17. Oktober, trommelten Beauftragte der Armee bereits in aller Frühe einige tausend Demonstranten zusammen, von denen viele wie schnell in Zivil umgekleidete Soldaten aussahen. Auf Schildern, die sie mitführten, stand die Forderung nach sofortiger Auflösung des Parlaments. Um Djakarta waren inzwischen Truppen zusammengezogen worden. Es dauerte nicht lange, und die ersten Demonstranten verschafften sich Eingang in das Parlamentsgebäude. Hier demolierten sie einen Teil der Inneneinrichtung und zogen dann – wie auf ein Kommando – wieder ab, um sich vor dem Präsidentenpalast zu versammeln und dort lauthals ihre Forderungen herauszuschreien: Auflösung des Parlaments! Hinaus mit den Kommunisten! Neuwahlen!

Hinter ihnen rollten die ersten Panzer aus den Seitenstraßen heran und richteten drohend ihre Geschützrohre auf das Gebäude. Noch wurde nicht geschossen, aber eigentlich konnte es sich nur noch um Minuten handeln, bis die Hölle losbrach. Da erschien plötzlich auf der Freitreppe des Palastes Präsident Sukarno. Er wirkte furchtlos, und das verwirrte die Demonstranten. Niemand hatte erwartet, daß er sich überhaupt zeigen würde. Sukarno aber ging langsam bis an den Zaun des Grundstücks und stand dann den Demonstranten gegenüber. Er war ohne Begleitung. Er trug auch keine Waffe. Ein betretenes Schweigen breitete sich auf dem Platz aus, während sich der Präsident ruhig an die Demonstranten wandte, die dem Zaun am nächsten standen. Er fragte sie nach ihren Namen und nach ihren Kindern, erkundigte sich, ob sie ausreichend gegessen hätten

und ob sie nicht fürchteten, daß die Sonne, die jetzt schon auf den Platz brannte, sie schnell müde machen würde. Es waren belanglose Worte, aber sie verfehlten ihre Wirkung nicht. Bald riefen einige aus der Menge: »Hoch lebe der Präsident!« – »Lang lebe Bung Karno!« Die Rufe pflanzten sich fort. Es wurden Sprechchöre daraus. Niemand dachte mehr daran, den Palast zu stürmen.

Inzwischen war Sukarno bis an die Freitreppe zurückgegangen. Ein Adjutant reichte ihm ein Megaphon. Der Präsident brachte mit einer Handbewegung die jubelnde Menge zum Schweigen. Dann sprach er: Warum das Parlament auflösen? Weil es in einer bestimmten Frage Meinungsverschiedenheiten gäbe? Ein Parlament wäre dazu da, daß Meinungsverschiedenheiten darin ausgetragen würden! Neuwahlen? Warum nicht! Es würde ohnehin bald Neuwahlen geben, für die kommunalen Organe. Das wäre der Lauf der Dinge. Und warum in diesen Lauf eingreifen? Glaube denn jemand, die Indonesier seien so dumm, daß sie sich ein paar Monate vor geplanten Wahlen anders entscheiden würden als bei diesen Wahlen selbst? Im übrigen wäre es unfair, die demokratische Macht des Volkes mit Waffen anzutasten. Die demokratische Macht sei das Parlament, vom Volk gewählt. Das Militär habe kein Machtmonopol.

Sukarno sagte das, während die Kanonen der Panzer, die hinter den Demonstranten aufgefahren waren, auf den Palast gerichtet blieben. Und er vergaß nicht hinzuzufügen, daß er sie alle herzlich begrüße. Die Augustrevolution habe jedem Indonesier auch das Recht auf freie Demonstration seiner Meinung gebracht. Sie hätten sie gezeigt, und er habe ihnen, wie das in einer Demokratie üblich sei, seine eigene Meinung vorgehalten. Das sei ganz in Ordnung, und nun könnten sie ruhig wieder nach Hause gehen.

Die Leute gingen. Eine Stunde danach war der Platz vor

dem Präsidentenpalast leer. Nur die Panzer standen noch dort. Kurz nach 10.00 Uhr erschien eine Abordnung der höchsten Armeeoffiziere bei Sukarno, unter ihnen Abdul Haris Nasution.

Sukarno berief Dr. Hatta zu sich, den Ministerpräsidenten Wilopo und einige andere Kabinettsmitglieder.

»Ihr Anliegen?« erkundigte sich der Präsident dann.

Der Sprecher der Offiziere erläuterte die Haltung der Armee. Sie betrachte das Parlament nicht mehr als repräsentativ für die Kräfteverhältnisse im Lande. Die Regierung sei daher instabil. Die Entschließungen, die die Armee beträfen, müßten rückgängig gemacht werden. Die Armee werde sich nicht mit einer Bevormundung durch zivile Politiker der verschiedensten Schattierungen abfinden.

Nachdem Sukarno das alles ruhig angehört hatte, sagte er mit einem harten Unterton in der Stimme: »Es tut mir leid, ich muß Ihre Forderungen ablehnen. Sie sind nicht berechtigt.«

Die Offiziere gingen.

Sukarno machte wenig später die Entdeckung, daß sämtliche Telefon- und Fernschreiberleitungen zu seinem Palast durchschnitten worden waren. Er war isoliert. Aber er gab nicht auf. In der Stadt klebten bereits um die Mittagszeit Bekanntmachungen der Armee, wonach Versammlungen aller Art verboten waren. Von 20.00 Uhr bis 5.00 Uhr herrschte Ausgangssperre. Einige Kabinettsmitglieder wurden von der Armee festgenommen. Zeitungen, in denen noch am Abend desselben Tages die Aktion kritisiert wurde, hatten ihr Erscheinen einzustellen. Vor dem Palast fuhren weitere Panzer auf. Eine Batterie leichter Geschütze bezog Stellung, die Rohre auf den Palast gerichtet.

Sukarno erkannte die Absicht der Militärs sehr klar. Es ging ihnen nicht darum, ihn abzusetzen. Nein, im Gegenteil,

sie wollten ihn lediglich veranlassen, die augenblickliche Regierung aufzulösen und sie durch eine zu ersetzen, die ihren Ambitionen mehr entgegenkam. Sukarno selbst sollte, wenn er sich hinter die Armee stellte, nicht nur seine Macht behalten, sie sollte noch erhöht werden. Aber Sukarno wollte sich in dieser Phase der Entwicklung keinem Ultimatum beugen. Er rechnete kühl. Wenn er den Forderungen der Armee widerstand, würde sein Ansehen im Volke steigen. Und die Armeeführung war in sich bei weitem nicht so geeint, wie sie es nach außen hin demonstrieren wollte. Also gab es für ihre Forderungen nur die Ablehnung. Sukarno blieb dabei.

Noch in der Nacht wurden die Panzer abgezogen. Die Truppen kehrten in ihre Quartiere zurück. Nasution, der den Putsch inspiriert hatte, mußte sich geschlagen geben. Er wagte es nicht, den vom ganzen Volk verehrten Präsidenten anzugreifen. Eine Armee, die den Vorkämpfer der indonesischen Unabhängigkeit tötete, hätte zu dieser Zeit keine Basis mehr unter der Bevölkerung gehabt. Zähneknirschend mußte der Stabschef einsehen, daß seine Sache verloren war.

Sukarno zögerte nicht, seine eigenen Maßnahmen zu treffen. Er nahm das Rücktrittsgesuch des Verteidigungsministers Hamengku Buwono an. Er verfügte die Entlassung aller jener Militärs, die Ungehorsam gegen ihn gezeigt hatten, so auch des Stabschefs Nasution.

Der erste Anlauf der Armee, ihre Machtposition im Staat entscheidend auszubauen, war kläglich gescheitert. Die Militärs mußten umdenken.

1953 löste Ali Sastroamidjojo, ein fortschrittlicher Politiker aus Sukarnos PNI, Ministerpräsident Wilopo ab. Sastroamidjojo leitete das Kabinett zwei Jahre. Es schien, als würde sich die Lage im Lande nach und nach stabilisieren. Dr. Ali Sastroamidjojo setzte zunächst durch, daß diplo-

matische Beziehungen mit der Volksrepublik China aufgenommen wurden. Ein Jahr nach seinem Amtsantritt kündigte Indonesien einseitig die Union mit den Niederlanden und verfügte den Abzug der noch verbliebenen holländischen Militärmission. Im April 1955 fand in Bandung die historische Konferenz gegen Imperialismus und Kolonialismus statt, zu deren Vorbereitern Dr. Ali Sastroamidjojo gehörte. Die Bandungkonferenz war ein entscheidender Schritt des jungen Staates auf der internationalen Bühne. Der Geist von Bandung breitete sich in der Folgezeit in vielen Ländern aus. In Indonesien selbst allerdings kam es noch im gleichen Jahr zu neuen Erschütterungen. Wiederum war es die Armee, von der der Anstoß ausging.

Den Posten des stellvertretenden Stabschefs der Armee hatte Oberst Zulkifli Lubis innegehabt, ein junger, ehrgeiziger Mann aus Nordsumatera. Für ihn gab es hervorragende Aufstiegsmöglichkeiten, zumal er nicht nur Stellvertreter Nasutions war, sondern auch sein Vetter. Als Nasution im Anschluß an den mißglückten Putsch entlassen wurde, blieb Lubis. Er rechnete damit, dessen Posten zu übernehmen. Aber Sukarno entschied anders und berief Oberst Sugeng, von dem er sich mehr Loyalität versprach.

Lubis, der ohnehin die Meinung vertrat, daß der Armee unbedingt mehr politische Rechte eingeräumt werden müßten, begann vom ersten Tag an gegen den neuen Stabschef zu intrigieren. Mit seinen Verbindungen zu regionalen Armeebefehlshabern und seiner Verwandtschaft zu Nasution erreichte er die Isolierung Sugengs, so daß dieser schließlich im Januar 1955 um seinen Rücktritt bat. Sukarno nahm indessen die Abdankung nicht an. Nach einigen vergeblichen Versuchen Sugengs, die Einheit zwischen den Politikern und den Streitkräften wenigstens einigermaßen wiederherzustellen, gab er im Mai dann endgültig auf, und Su-

karno blieb nichts weiter übrig als zuzustimmen. Die Armee verlangte als Voraussetzung für eine Einigung mit den Politikern die Wiedereinsetzung der im Anschluß an den Putsch entlassenen Offiziere.

Sukarno und auch der derzeitige Verteidigungsminister Kusumasumantri stimmten dieser Forderung nicht zu. Lubis erhielt auch nicht den erstrebten Posten als Stabschef, sondern Sukarno verfügte Lubis' Entlassung.

Daraufhin entfesselte Lubis mit Hilfe rechtsgerichteter Zeitungen eine Kampagne gegen die Regierung, der er nachsagte, sie negiere die echten Interessen des Volkes und wolle die Armee zu einem Instrument dieser verwerflichen Politik machen. Es dauerte nicht lange, da gab Dr. Sastroamidjojo auf und stellte sein Amt zur Verfügung. Sukarno konnte den Lauf der Ereignisse nicht mehr aufhalten. Bevor er seine schon lange geplante Pilgerfahrt nach Mekka antrat, beauftragte er den Vizepräsidenten, ein neues Kabinett zu bilden. Hatta setzte Burnahanuddin Harahap, einen extremen Moslemführer und Repräsentanten der Masjumipartei, als Premier ein. Harahap berief umgehend Nasution wieder zum Stabschef der Armee, nun im Range eines Generalmajors. Für Oberst Lubis fand sich ein Posten an der Spitze des Geheimdienstes, wo er in der Lage war, weitere Verbindungen anzuknüpfen.

Premier Harahap versuchte, das Militär durch diese und andere Maßnahmen zu versöhnen und auf seine Seite zu ziehen. Die Folge war, daß die neue Armeeführung sehr bald begann, die Regierung unter Druck zu setzen: Die Mittel der Armee würden bei weitem nicht ausreichen, um die Erfüllung ihrer nationalen Pflichten zu sichern!

Doch diese Forderung konnte selbst der willfährige Harahap nicht erfüllen. Die Staatsfinanzen ließen das einfach nicht zu. Dabei war die Finanzkrise in nicht geringem Maße

von regionalen Militärs verschuldet worden. Seit längerer Zeit nämlich hatten die Militärbefehlshaber vieler Bezirke zu einem naheliegenden Hilfsmittel gegriffen, um ihre persönlichen Bezüge zu verbessern: In Sumatera und Sulawesi wurden Tee und Kaffee, Gewürze, Gummi und Kopra, Palmöl und andere einheimische Produkte unter dem Schutz der Armee ins Ausland verschoben. Ganze Flotten kleiner Küstenschiffe brachten die kostbaren Güter nach Singapore oder in die Häfen an der malaiischen Westküste. Der Verdienst floß zum größten Teil in die Taschen der regionalen Befehlshaber, die dadurch einen ähnlichen Status erreichten, wie ihn die »Warlords« im alten China gehabt hatten. Sie wurden samt ihren Truppen autark, unabhängig von der Zentralregierung und bekamen freie Hand für Aktionen, die von der Zentralregierung weder befohlen noch finanziert wurden.

Diese Schwarzgeschäfte nahmen stetig zu und entwikkelten sich, da sie natürlich nicht geheimblieben, zu einer Affäre, die das ganze Land erbitterte. 1955, so stellte eine Zeitung in Djakarta fest, sei beispielsweise mehr als ein Drittel der gesamten Kautschukproduktion Indonesiens auf diese Weise ins Ausland abgewandert. Bei anderen Produkten lagen die Zahlen nur wenig tiefer oder sogar höher. Alsbald kam es zu Demonstrationen der Bevölkerung gegen diese Veruntreuung von Staatseigentum. Wo die Armee dazu in der Lage war, unterdrückte sie solche Äußerungen. Aber der Skandal war bereits zu groß geworden. Er beherrschte die ersten Wahlen Indonesiens, die im September 1955 stattfanden. Die PKI erreichte einen entscheidenden Stimmenzuwachs, weil sie in aller Schärfe gegen die Manipulationen der Schieber auftrat. Sie konnte durch den Wahlerfolg, der ihr über sechs Millionen Stimmen brachte, die Zahl ihrer Sitze im Parlament von 17 auf 39 erhöhen.

Als im März 1956 das neue Kabinett durch Dr. Sastroamidjojo gebildet wurde, schien es, als könnten die Militärs noch einmal gezügelt werden. Präsident Sukarno versuchte in einer Art schmerzloser Entlassungsaktion die Macht der Regionalbefehlshaber zusätzlich abzubauen. Er dirigierte den einflußreichen und außerordentlich korrupten Befehlshaber von Westjava, Oberst Alex Kawilarang, als Militärattaché an die Botschaft in Washington. Oberst Warouw, der in Sulawesi die Schlüsselfigur des illegalen Koprahandels mit dem Ausland geworden war, wurde an die Botschaft in Peking delegiert. Einige andere exponierte Schmugglergenerale folgten in ähnliche, wenig einflußreiche Funktionen.

Doch das Militär durchschaute die Absicht Sukarnos sofort und widersetzte sich der kalten Entmachtung der »Warlords«. Wieder war es Oberst Lubis, der durch geschickte Intrigen veranlaßte, daß der amtierende Außenminister Abdulgani von der Armee unter dem Vorwand verhaftet wurde, er sei korrupt. Sukarno gelang es, die Verhaftung rückgängig zu machen. Lubis aber war zum Putsch entschlossen. Er zog sich in die Illegalität zurück und ließ in der rechten Presse verlauten, er werde zwar eine Regierung anerkennen, in der Sukarno, Dr. Hatta und Sultan Hamengku Buwono von Djogjakarta säßen, nie aber eine, der Dr. Ali Sastroamidjojo vorstehe.

Dr. Hatta, der Vizepräsident, fand es an der Zeit, sich zurückzuziehen. Er sah die Krise zwischen Regierung und Militär auf eine Katastrophe zutreiben und wollte sich aus diesen Auseinandersetzungen zunächst heraushalten, um im geeigneten Augenblick seine Dienste wieder anzubieten. Sein Rücktritt trug noch mehr Unruhe in die ohnehin gespannte Atmosphäre. Das war im Juli 1956.

Mitte Dezember desselben Jahres gingen die militärischen

Separatisten auf Sumatera endgültig zum Angriff über. Einige Dutzend höherer Offiziere aus den Militärbezirken Sumateras kamen zusammen und stellten der Regierung ein Ultimatum. Gleichzeitig übernahmen sie die Regierung in Sumatera. Lubis, der aus Djakarta geflohen war, befand sich unter ihnen; Oberst Achmad Hussein wurde Regierungschef von Zentralsumatera, während Oberst Simbolon eine Regierung in Nordsumatera ausrief. Wichtigste Forderung war, Hatta anstelle von Dr. Sastroamidjojo als Regierungschef einzusetzen. Sukarno sollte sein Amt behalten.

Der Präsident operierte in der komplizierten Situation, als die von ihm gehütete Einheit des Landes auf dem Spiel stand, nicht gerade mit starker Hand. Um die Militärs zu besänftigen, erklärte er, auch er habe eingesehen, daß für Indonesien regionale Autonomie notwendig wäre. Noch einmal wollte er versuchen, die Aktionen der Militärs durch geschicktes Verhandeln und kleine Zugeständnisse zu entschärfen.

Stabschef Nasution sah sich vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Im Grunde stand er den Forderungen der Putschisten in Sumatera nicht ablehnend gegenüber. Aber er hielt nichts von der übereilten, unkoordinierten Art und Weise, in der diese Hitzköpfe versuchten, die Politiker Djakartas dem Diktat der Armee zu unterwerfen. Nasution war ein kühler Rechner, und er wußte, daß nur die Einheit der Armee in der Lage sein würde, ihr zu mehr Einfluß zu verhelfen. Seine Sorge galt daher der Zusammenführung dieser Militärs mit der übrigen Armeeführung. Deshalb berief er im Januar 1957 eine Zusammenkunft der Putschisten nach Palembang ein.

Man traf sich auf dem Gelände des Golfclubs der Caltex, der California-Texas-Oil, einer amerikanischen Ölgesellschaft, die neben der Standard Vacuum die meisten Öl-

anrechte in Sumatera besaß und die insgeheim den Putschisten Gelder zufließen ließ. Die Putschisten waren Nasution gegenüber mißtrauisch. Sie hielten ihn für einen von Sukarno zu stark beeinflußten Mann und erkannten nicht, daß die Gründe für Nasutions scheinbare Treue zu Sukarno und der Regierung Sastroamidjojo taktischer Natur waren. Nasutions Strategie war langfristig konzipiert und zielte auf die Schaffung einer streng zentralisierten, schlagkräftigen Armee, die Schritt für Schritt an Einfluß im öffentlichen Leben gewann, bis sie an dem Punkt angelangt war, der es ihr erlaubte, die Macht ganz zu übernehmen. Deswegen identifizierte er sich mit Sukarnos Forderung nach Zentralismus. Das sahen die Putschisten wiederum als Zeichen seiner Unzuverlässigkeit an. Sie verstanden Nasution nicht, und man ging unverrichteterdinge wieder auseinander.

Allerdings hatte Nasution niemanden im Zweifel darüber gelassen, daß er selbst, sollte er zum militärischen Eingreifen gegen die Putschisten genötigt sein, dies nur ungern täte und die dabei entstehenden Verluste im Grunde für unnötig hielt, da sie die Armee insgesamt schwächen würden.

Als der kleine, drahtige Stabschef Sukarno Bericht erstattete, erkannte dieser, daß die Forderung der Putschisten darauf hinauslief, Indonesien unter ein Militärregime zu stellen, das er, Sukarno, repräsentieren sollte. Er war jedoch nicht bereit, dem zuzustimmen, und ordnete die Proklamierung des Kriegszustandes an. Gleichzeitig verkündete er, die bisherige Demokratie, wie sie in Indonesien bestand, sei ungeeignet, die echten Probleme des Staates zu lösen. Er sei dafür, sie durch ein System zu ersetzen, das auf den von ihm aufgestellten Prinzipien des Pantjasila basierte, auf Nationalismus, Internationalismus, stabiler Regierung, Wohlstand und dem Glauben an Gott. Wenig später berief er, nachdem Dr. Sastroamidjojo abgedankt hatte, Politiker

aller Richtungen zu sich und bildete eine neue Regierung mit dem parteipolitisch nicht gebundenen Ingenieur Djuanda an der Spitze, der bereits in vorangegangenen Kabinetten als Minister für Verkehrswesen und als Minister für staatliche Planung gearbeitet hatte. Djuanda übernahm nun als Ministerpräsident auch noch das Amt des Verteidigungsministers.

Im Sommer 1957 hielt das Tauziehen zwischen den Putschisten und der Zentralregierung an. Indessen erkannten die Vereinigten Staaten, daß ihr in den Repräsentanten dieser Armee potentielle Verbündete erwuchsen. Noch während die Militärs versuchten, ihre Forderung durchzudrükken, wurde bereits in den Vereinigten Staaten, von der Fordstiftung bezahlt, ein ganzer Stab Intellektueller eingesetzt, der die Verhältnisse in Indonesien gründlich studierte, sie auswertete und die Computer der Universität Berkeley mit den Ergebnissen fütterte, die geduldig zusammengetragen wurden. Gleichzeitig begann jenes langfristig gezielte Ausbildungsprogramm für indonesische Wirtschaftsfachleute, dessen Absolventen, die »Berkeley-Mafia«, zehn Jahre später gemeinsam mit der Armeeführung Indonesien zu einem Paradies des ausländischen Monopolkapitals machen sollten.

Als sich am 30. November 1957 die Eltern mit ihren schulpflichtigen Kindern vor dem Tjikinigymnasium in Djakarta einfanden, ahnten sie nicht, daß sie Zeugen einer Gewalttat werden sollten. Das Tjikinigymnasium besuchten Kinder von Staatsbeamten und Angehörigen der begüterten Schicht in der Hauptstadt. Das Gerücht, daß die beiden ältesten Kinder von Präsident Sukarno, der Sohn Guntur und die Tochter Megawati, ebenfalls hier eingeschult werden sollten, war bereits vor einiger Zeit aufgetaucht. Heute nun bewahrheitete es sich. Die Staatslimousine brauste samt ihrem Konvoi von Sicherungsfahrzeugen heran, und der Prä-

sident stieg mit den beiden Kindern aus. Er ging auf die Leute zu, die zu winken begannen, als plötzlich dicht neben ihm zwei Handgranaten explodierten. Leibwächter warfen sich sofort auf den Präsidenten und seine Kinder. Das Begleitkommando sprang ab und entsicherte die Waffen. Aber noch drei weitere Handgranaten explodierten in bedrohlicher Nähe des Präsidenten, bis es den Begleitsoldaten gelang, die Attentäter zu überwältigen.

Präsident Sukarno wurde am Fuß leicht verletzt. Man brachte ihn sofort ins Krankenhaus. Für eine Frau, die ihm zugewinkt hatte, und zwei seiner Leibwächter kam jede Hilfe zu spät. Eine Anzahl von Kindern, die zu ihrem ersten Schultag erschienen waren, wurden verletzt und mußten ärztlich versorgt werden.

Die vier jungen Handgranatenwerfer waren allesamt orthodoxe Moslems. Sie bezichtigten Sukarno der Zusammenarbeit mit den »ungläubigen« Kommunisten und gaben an, sie verträten die Idee eines islamischen Staates, der sich Sukarno nicht geneigt zeigte. Ihrer Meinung nach müsse er getötet werden, damit Indonesien an der Lehre des Propheten gesunden könne. Die Handgranaten, die sie geworfen hätten, würden von Oberst Lubis stammen. Der Prozeß, in dem die Attentäter abgeurteilt wurden, bewegte das ganze Land. Lubis indessen war schon seit einiger Zeit bei den Putschisten in Sumatera untergekrochen und für die Regierung in Djakarta unerreichbar.

Sukarno handelte, noch bevor der Prozeß begann. Zunächst ordnete er Maßnahmen gegen das holländische Eigentum in Indonesien an. Ein Antrag auf Lösung des Westirian-Problems war von einer Mehrheit in der UNO abgelehnt worden. Da Holland keine Anstalten traf, Verhandlungen über die Rückführung Westirians zu beginnen, verfügte Sukarno die Einziehung des holländischen Besitzes. Darunter

fielen eine große Zahl von Industriebetrieben, Plantagen, aber auch Schiffahrtslinien und andere Einrichtungen. Die Bevölkerung stimmte diesem Schritt spontan zu. Aber es blieb auch nicht verborgen, daß die Armee sofort begann, ihre Leute an die Spitze der ehemals holländischen Unternehmungen zu setzen. Dort, wo Arbeiter versuchten, die Betriebe selbst zu verwalten, wurden sie nicht selten mit Waffengewalt daran gehindert.

Gleichzeitig begannen einige Djakartaer Zeitungen über die Hintermänner des Attentats gegen Sukarno zu berichten. Oft waren es nur Vermutungen, die da ausgesprochen wurden, aber einige Politiker, die zu den Putschisten auf Sumatera tendierten, wurden beim Namen genannt; so der Vorsitzende der Masjumipartei und ehemalige Ministerpräsident Natsir und Sjafruddin Prawiranegara, Präsident der Bank von Indonesien, sowie der ehemalige Premierminister Harahap. Sie packten eines Nachts ihre Koffer – der Bankpräsident packte ihn voller Geldscheine aus dem Tresor der Bank von Indonesien – und flohen nach Sumatera.

Präsident Sukarno begab sich nach Ausheilung seiner Fußverletzung auf eine Erholungsreise. In Sumatera begannen Gerüchte zu kursieren, Sukarno würde in Japan bleiben, zumal er angeblich dort eine neue Frau genommen habe. Allein er kehrte zurück. Bankpräsident Prawiranegara, der in Sumatera inzwischen – wohl in Anerkennung der Rupiahs, mit denen er die Kasse der Putschisten gefüllt hatte – zum Premier einer regionalen Regierung gemacht worden war, hetzte im Radiosender der Putschisten gegen Sukarno und beschimpfte ihn als feigen Lügner, der skrupellos die Nation verrate. Oberst Hussein, Oberhaupt der Putschistenregierung von Zentralsumatera, drohte der Regierung in Djakarta mit einer Strafexpedition, falls sie nicht einlenke. Sukarno ließ sich durch diese Ereignisse nicht sonderlich be-

eindrucken. Er wußte, daß Nasution – wenn auch aus anderen Gründen – ein Verfechter der Zentralgewalt war und daß hinter Nasution immerhin eine schlagkräftige Armee stand. Also hielt er am 21. Februar 1958 eine öffentliche Rede und kündigte an, daß die Regierung nun am Ende ihrer Geduld sei. Sie werde den Putschisten mit allen verfügbaren Mitteln entgegentreten und den Spuk auf Sumatera beenden. Er eröffnete den Zuhörern, daß er bereits Befehl gegeben habe, ihre Stützpunkte in Padang und Bukkittingi anzugreifen.

Es dauerte eine Weile, bis die Armee unter Nasution sich in Bewegung setzte. Er ließ Truppen auf Sumatera landen und marschierte, nur mäßigem Widerstand ausgesetzt, bis in die Hauptquartiere der Putschisten. Nicht viel anders verhielt es sich in Sulawesi, wo sich die Scharmützel bis zum Juni hinzogen. Dann aber war Nasution Herr der Lage. Der Sieg der Zentralregierung stand fest.

In den Hauptquartieren der Putschisten nahmen Offiziere der Truppen Nasutions in formellen Kapitulationsakten die Waffen ihrer Gegenspieler in Empfang. Man hob die Hand an den Mützenschirm, und dann ging man auseinander. Niemand wurde standrechtlich wegen Hochverrats erschossen. Die Verluste blieben überhaupt gering. Wer sich Nasution ergab, hatte lediglich mit einem militärischen Disziplinarverfahren zu rechnen. Auch Ausländer, die an den Kämpfen teilgenommen hatten – wie etwa der amerikanische Pilot Pope, der über Amboina abgeschossen wurde, nachdem er die Stadt bombardiert hatte –, wurden zunächst inhaftiert und später stillschweigend entlassen. Offenbar kannten die amerikanischen Kreise, die die Putschisten unterstützen, das milde Konzept Nasutions im voraus, denn sie zogen sich zurück, ohne auf eine harte Entscheidungsschlacht zu drängen.

Nasution indessen wollte die Einigung der Armee unter seinem Kommando. Keine Prozesse, keine Verfolgungen, keine Hinrichtung. Einige der am meisten exponierten Putschistenführer verschwanden ins Ausland. Sie blieben in Singapore oder Hongkong, andere auf den Philippinen. Ein Teil aber begab sich auf Einladung der Fordstiftung in die USA, um dort weiter an der Ausarbeitung einer geeigneten US-Politik gegenüber Indonesien mitzuwirken. Ausländische Beobachter sprachen von einem Operettenkrieg, der ein Happy-End gefunden habe. Jedenfalls war die Autorität der Armee im Verlaufe der Aktion wesentlich gestiegen. Dazu kam, daß ihr im Rahmen des von Sukarno verkündeten Kriegszustandes weitgehende administrative Befugnisse überall im Lande zufielen. Die PKI veröffentlichte in ihrer Zeitung eine Statistik, wonach zu dieser Zeit vier Fünftel aller entscheidenden Posten in der Verwaltung Indonesiens vom Militär besetzt seien. Außerdem waren allein viertausend höhere Offiziere abkommandiert worden, um die enteigneten holländischen Betriebe zu verwalten. Was die »Warlords« illegal betrieben hatten, wurde nun gleichsam offiziell sanktioniert. Erträge aus der Volkswirtschaft flossen, ohne durch die staatlichen Finanzorgane kontrolliert zu werden, in die Kasse der Armee, aber auch in die Taschen korrupter Offiziere. Jedenfalls wurden sie der Volkswirtschaft entzogen.

Der Kriegszustand wurde nicht aufgehoben, da es angeblich immer noch Banden gäbe, die unter Führung von Darul-Islam-Fanatikern das Land unsicher machten. Obwohl diese Gefahr gering war, gab die Aufrechterhaltung des Kriegszustandes der Armee Gelegenheit, ihre Machtpositionen ungehindert weiter auszubauen. Genau betrachtet, war um diese Zeit Sukarno bereits machtlos. Auch das Parlament spürte, daß sich Indonesien auf einem Weg befand, der es

der Armee eines Tages möglich machen würde, die Regierung davonzujagen und sie durch ein Militärregime zu ersetzen.

Sukarno indessen propagierte die Idee der »gelenkten Demokratie«. Die Armeeführung enthielt sich einer Stellungnahme. Aber sie beobachtete mit wachem Mißtrauen, wie sozialistische Gedanken im Lande immer mehr um sich griffen, wie die Mitgliederzahl der PKI wuchs und die linken Organisationen stärker wurden. In den führenden Kreisen der Armee rief es wachsende Beunruhigung hervor, daß die kommunistische Partei mehr und mehr zu einem politischen Faktor ersten Ranges wurde. Früher oder später, so sagte man sich, werde man mit aller Härte gegen die Kommunisten losschlagen müssen, wenn man nicht verlieren wolle, was man an Macht bereits gesichert hatte. Und es sah so aus, als würde die Armee bei dieser Auseinandersetzung den größten Teil der Bevölkerung gegen sich haben, auch den Präsidenten. Aber das sollte nicht lange so bleiben. Es gab noch Möglichkeiten, diese Entwicklung zu bremsen und günstigere Ausgangspositionen für die Armee zu schaffen.

Den Geist des Büffels wecken

»Kopi tubruk?« fragte Suraminoto.

Marian Pawlicki nickte. »Kopi tubruk.«

Es fiel nicht schwer, eine Wahl zu treffen, denn Kopi tubruk, der bittere, kohlschwarze Kaffee, den es in dem Restaurant zu trinken gab, war bei weitem das angenehmste Getränk. Die Limonade schmeckte wie schales Zuckerwasser, Bier war nicht vorhanden, und Tee hatte Pawlicki noch nie gern getrunken.

Während der Indonesier der Kellnerin ein Zeichen gab, Kaffee zu bringen, brannte Pawlicki sich eine der letzten polnischen Zigaretten an, die er in der Tasche hatte. Sie stammten noch von zu Hause, und er hatte sie wie Kleinodien behütet, in den Monaten, die er in Indonesien verbrachte. Er bevorzugte sie gegenüber den kräftigen einheimischen Sorten, die er hier kaufen konnte. Vor allem hatte er sich nicht an den Geruch des Nelkenöls gewöhnen können, mit dem der Tabak der billigsten Marken getränkt war. Als seine »Piast« brannte, lächelte er Suraminoto zu und sagte: »Ein bißchen werde ich es bedauern, wenn ich morgen abfliege. Indonesien ist ein herrliches Land.«

»Du wirst wiederkommen«, tröstete ihn Suraminoto. »Vielleicht sehen wir uns auch vorher noch einmal in Polen.«

»Hast du schon Reisepläne?«

Suraminoto zuckte die Schultern. »Vielleicht nächstes Jahr.«

Er hatte mehrere Jahre als Korrespondent der Nachrichtenagentur Antara in Warszawa verbracht, und danach war ihm der Abschied von dem gastfreundlichen Land, in dem er viele Freunde gewonnen hatte, nicht leichtgefallen. Pawlicki gehörte zu den polnischen Journalisten, mit denen er in seinen Warschauer Jahren oft und gern zusammengewesen war. Sie hatten sich schnell angefreundet, zumal Pawlicki in seiner Zeitung das Ressort Südostasien bearbeitete. Zuweilen hatten sie Heiterkeit ausgelöst, wenn sie zusammen in einem Klub oder auf einer Feier erschienen: der beinahe zwei Meter große, breitschultrige Pawlicki mit dem kurzgestutzten schneeweißen Haar und der kleine, zarte Indonesier, der die Figur eines Jünglings hatte und die zerbrechlich anmutenden Glieder eines Tänzers. Man hatte sich an die beiden gewöhnt. Auch an ihre Frauen, die man gelegentlich mit ihnen sah. Ihre Kinder waren ebenfalls miteinander befreundet. Als die Zeitung Pawlicki vor einem Vierteljahr nach Indonesien geschickt hatte, der ersten Station einer längeren Informationsreise durch mehrere Länder Asiens, war Pawlickis erster Gedanke gewesen, daß er Suraminoto wiedersehen würde. Die Freude darüber hatte bereits kurz nach seiner Ankunft in Djakarta eine Trübung erfahren, und Pawlicki war alles andere als glücklich über das, was dazu geführt hatte.

»Wie war es in Bali?« wollte Suraminoto wissen. Er hatte Pawlicki nur in Java begleitet, aber der polnische Journalist war auch in Sumatera und Sulawesi gewesen. Eben erst war er mit der Nachmittagsmaschine von Denpasar zurückgekommen, um sich auf die Weiterreise nach den Philippinen vorzubereiten.

»Was soll ich dir sagen?« Der Pole nickte der Kellnerin zu, als sie den Kaffee hinstellte. »Paradies Bali? Hölle der sozialen Gegensätze? Was willst du hören?«

»Es hat dir nicht gefallen?«

Pawlicki hielt nichts von Pauschalurteilen. Gewiß, Bali war eine der schönsten Gegenden der Welt. Schloß man die Augen und verstopfte sich die Ohren, dann konnte man sich in eines der letzten Paradiese der Menschheit versetzt fühlen. Aber die unvergleichliche Schönheit der Landschaft Balis wurde eben nicht harmonisch ergänzt durch die Schönheit des Lebens für die Bewohner. Viel Land für wenige. Lächerliche Handtuchfelder für die meisten, mühsam bewirtschaftete Geröllhalden. Astronomische Pachtzinseinkünfte und Luxusvillen für die Schicht, die auf den Transparenten in der Hauptstadt als KABIRS bezeichnet wurde. Kapitalistische Bürokraten, jene Parasitenschicht, die sich in Indonesien im Ergebnis der chaotischen Wirtschaftspolitik entwickelt hatte. Ihr Reichtum stammte aus Geschäften, die sie mit Getreide machten, das noch auf dem Halm stand, mit Öl, das noch unter der Erde lag, oder mit Kopra, das ins Ausland verschoben wurde, mit Exportlizenzen für Firmen, die es nur auf dem Papier gab, mit Importgenehmigungen, an denen sich Staatsbeamte mästeten, oder mit Devisenmanipulationen, die so undurchsichtig waren, daß selbst der fähigste Buchprüfer Mühe gehabt hätte, sie aufzudecken.

»Es hat mir überall gefallen«, sagte Pawlicki. »Aber ich habe viel Anlaß zum Nachdenken bekommen.«

»Ist es nicht immer so, daß man ein fremdes Land nachdenklicher verläßt, als man es betreten hat?«

Pawlicki nickte. Dann fügte er hinzu: »Wir sind Freunde, und ich rede offen mit dir. Ich mache mir einige Sorgen. Zu viele, um leichten Herzens weiterreisen zu können.«

Sie tranken Kaffee aus den winzigen Schalen, und als Pawlicki aufblickte, sah er, daß Suraminoto ihn aufmerksam musterte. »Hör mal«, fragte er ernst, »hältst du mich nun für einen Kommunisten oder nicht?«

Suraminotos Gesicht überzog sich mit einem verlegenen Lächeln. Pawlicki kannte das. So hatte der Indonesier auch in Polen immer ausgesehen, wenn er sich genötigt fühlte, etwas zu sagen, das ihm peinlich war. Damals war Suraminoto Korrespondent gewesen. Heute, 1965, war er Absolvent der Aliarcham-Akademie, jener von der Kommunistischen Partei Indonesiens geführten Hochschule für Gesellschaftswissenschaften, in der höhere Parteikader ausgebildet wurden. Noch hatte Suraminoto keine neue Aufgabe bekommen, aber die Partei würde ihm eine hohe Funktion übertragen, denn er hatte die Aliarcham-Akademie mit ausgezeichneten Noten absolviert.

»Sag schon«, drängte der Pole. »Laß die Höflichkeit. Du hast einen Polen vor dir. Wir sind auch höfliche Leute. Wir küssen einer schönen Frau sogar die Hand. Aber wenn wir uns die Meinung sagen, pflegen wir offen miteinander zu sein!«

Langsam antwortete Suraminoto: »Natürlich bist du für mich ein Kommunist, Marian. Du warst schon Kommunist, als ich noch ein kleiner Junge gewesen bin. Nur . . .«

»Nur?«

Der Indonesier rührte betreten in seiner Kaffeetasse, obwohl sie beinahe leer war. Schließlich sagte er: »Du weißt, daß unsere Partei in vielen Fragen anderer Meinung ist als die eure.«

»Die ganze Partei? Oder die Führung?«

Suraminoto überging die Frage. Er wußte, daß man mit Pawlicki streiten konnte, ohne daß sich ein solcher Streit unversehens in persönliche Feindschaft verwandelte. »Sieh mal«, sagte er eindringlich, »es ist doch eine Tatsache, daß die Sowjetunion und die meisten sozialistischen Länder den Weg des reinen Marxismus verlassen haben. Daraus ergeben sich die Meinungsverschiedenheiten.«

»Und ihr befindet euch auf dem Wege des reinen Marxismus?« fragte Pawlicki. Er zerdrückte den letzten Rest der »Piast« im Aschenbecher. »Ihr, die Pekinger und die Albaner?«

»Warum bist du so ironisch?« wies ihn Suraminoto zurecht. »Es gibt heute bereits in vielen Ländern kommunistische Parteien, die ebenfalls die Fahne des wahren Marxismus-Leninismus hochhalten.«

»Ja«, sagte Pawlicki, »es gibt ein paar Grüppchen, die den Idealen des ‚großen Steuermanns' folgen, in Belgien, in der BRD, in Australien und in Neuseeland. Sie quasseln den Unsinn aus der Pekinger Küche nach und kommen sich dabei wie der Nabel der kommunistischen Bewegung vor. Dabei ist es weiter nichts als kleinbürgerliches, chauvinistisches, antisowjetisches Gewäsch, das sie verbreiten.«

»Du bist ungerecht, Marian.«

Das ist es, dachte Pawlicki. Suraninoto fühlt sich ungerecht behandelt, wenn ihm ein Freund zu verstehen gibt, daß die Vorstellungen, die man ihm eingetrichtert hat, unrichtig sind. Wie kann man ihm nur klarmachen, daß man ihn nicht verletzen will, sondern helfen, die Wahrheit zu erkennen? Er sollte sich an den VI. Parteitag 1959 erinnern und daran, was dort beschlossen wurde. Was davon gilt heute noch in dieser Partei? Und warum stimmt so vieles nicht mehr? Ebenso wie vieles, das der VIII. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas 1956 beschloß und das heute vergessen werden soll. Ein paar Jahre nur nach diesem VIII. Parteitag der chinesischen KP war die Pekinger Parteiführung unter Mao Tse-tung endgültig auf einen kleinbürgerlich-chauvinistischen Kurs eingeschwenkt. Verbunden mit massiven Angriffen auf die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder, hatte man in Peking die Sowjetunion auf eine Ebene mit dem amerikanischen Imperialismus ge-

stellt und als Hauptfeind der internationalen Arbeiterbewegung bezeichnet, getreu der Annahme, daß die größte, die massivste Lüge angeblich die meisten Chancen hat, geglaubt zu werden.

Man brauchte sich mit diesen unsinnigen Theorien überhaupt nicht zu beschäftigen, wenn sie nicht in die Köpfe solch aufrichtiger Genossen wie Suraminoto Eingang gefunden hätten.

Etwa ein Jahr nach dem VI. Parteitag der indonesischen Kommunisten war für ausländische Beobachter offenkundig geworden, daß die Partei auf die Linie der Pekinger Führer eingeschwenkt war. Das schwächte ihre Position und lähmte ihre Kraft. In der ganzen Welt hatten sich indessen, mit wenigen Ausnahmen, die kommunistischen Parteien mit den maoistischen Vorstellungen auseinandergesetzt und sie abgelehnt. Jene abenteuerlichen Theorien stellten gewiß den bisher gefährlichsten und umfassendsten Versuch dar, die internationale kommunistische Bewegung zu spalten. Trotz aller Anstrengungen erreichten die chinesischen Chauvinisten ihr Ziel nicht. Indonesien allerdings war ihnen von Beginn an auf eine besondere Weise ausgesetzt.

Pawlicki drehte seine Kaffeetasse auf der Untertasse hin und her. Er blickte Suraminoto dabei an und sagte langsam: »Ich bin nicht ungerecht zu dir. Überhaupt nicht. Aber ich bin wütend!«

»Auf mich?«

»Ja, auf dich!« Pawlicki nickte, um es zu bekräftigen. Der Indonesier blickte zur Seite und schwieg. Er tat nicht beleidigt, aber er war enttäuscht, das konnte Pawlicki sehen. So saßen sie einander gegenüber, und Pawlicki erinnerte daran, wie Präsident Sukarno China besucht habe, um mit den Pekinger Parteiführern lange Gespräche zu führen. Dabei hatten die Pekinger Politiker ihn sehr geschickt für sich ein-

genommen, indem sie seine antiimperialistische Haltung honorierten und ihm alle Ehren erwiesen, die einem fremden Staatsoberhaupt schlechthin bezeugt werden konnten. Sie spekulierten nicht umsonst auf die Eitelkeit des Präsidenten. Sie zeigten ihm Errungenschaften, allerdings aus der Zeit vor dem »großen Sprung«, die ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlten.

In der Folgezeit wurden die staatlichen Beziehungen immer weiter ausgebaut. Nach und nach entwickelte sich eine enge Zusammenarbeit zwischen Sukarnos Staatsapparat und den Maoisten. Sie führte zu einer Art politischer Achse Peking–Djakarta und förderte die Durchdringung Südostasiens im Sinne der Theorien Maos.

Sukarno wiederum versprach sich von der engen Bindung an Peking einen Prestigezuwachs, der ihm helfen würde, mit der nicht gerade einfachen innenpolitischen Situation fertig zu werden und außerdem seine internationale Position zu stärken. Gemeinsam mit den chinesischen Politikern entfaltete er eine emsige außenpolitische Aktivität mit dem Ziel, das Ansehen Indonesiens zu stärken und es in eine Führungsrolle unter den Entwicklungsländern zu manövrieren. Bei diesem Vorhaben konnte ihm eine kommunistische Partei, die konsequent für die Interessen der Arbeiter und Bauern kämpfte, unter Umständen erhebliche Schwierigkeiten machen. Deshalb versicherte sich Sukarno zunächst der Loyalität der PKI gegenüber seiner mit Peking koordinierten Politik.

»Das hat er direkt gemacht«, sagte Pawlicki zu dem still zuhörenden Suraminoto, »aber auch indirekt, nämlich auf dem Umweg über Peking! Auf diese Weise wurde die Spitze eurer Partei systematisch mit dem Gift infiziert, das die internationale Arbeiterbewegung seit Generationen als Opportunismus bezeichnet. Peking hat die Führer der PKI

überredet, sich völlig mit der konfusen bürgerlichen Politik Sukarnos zu identifizieren, um auf diese Weise sozusagen sein Vertrauen zu gewinnen und daraus für die Revolution zu profitieren. Welch eine Illusion!«

Suraminoto schüttelte den Kopf. «Marian, du übersiehst, daß unsere Partei ihre eigenen Entscheidungen trifft. Immer, seit ihrem Bestehen.«

»O nein«, entgegnete Pawlicki, »das übersehe ich nicht! Ich weiß, wie schwer es war, Pekings sogenannte Theorien in eurer Partei durchzusetzen. Erinnerst du dich an die Zeit, als die Maoisten ihre sektiererische ‚neue Linie für die kommunistische Weltbewegung' propagierten? Ein kleines Heftchen, das ich in Warszawa in die Hände bekam und das ich zunächst für einen Scherz hielt. Aber es war kein Scherz! Für uns vielleicht, wir hatten einen klaren Standpunkt dazu. Wie war es bei euch? Gab es nicht eine Menge Auseinandersetzungen darüber? Gab es nicht Genossen in der Führung, die nein dazu sagten? Es gab sie! Du weißt es genauso wie ich! Aber eure Parteiführung kränkelte an der Zusammensetzung ihrer Kader, mein Lieber! Ihr hattet sehr wenige proletarische Führungskader, die meisten stammten aus bürgerlich-intellektuellen Kreisen. Und diese erlagen den chinesischen Theorien! Die Bedenken eurer proletarischen Kader wurden nicht mehr gehört. Selbst Genosse Aidit konnte diese Entwicklung nicht aufhalten. Es gelang ihm nicht, die Parteiführung davor zu bewahren. Nach eurem Sonderparteitag im April zweiundsechzig ordnete sie sich völlig Sukarno unter und damit der Linie, die Peking eurer Partei zugedacht hatte!«

»Ich glaube trotzdem, daß du ungerecht bist, Marian«, sagte der Indonesier ruhig. »Und du machst dir Sorgen, die unnütz sind. Unsere Revolution marschiert!«

Phrasen, dachte Pawlicki. Man sieht nicht mehr die Reali-

tät, und man hat – so scheint es wenigstens – seine eigene Geschichte vergessen. Sie ist unter einem Wust von pseudorevolutionären Phrasen begraben. Warum verfügen kluge Leute wie dieser Suraminoto nicht über ein bißchen mehr Souveränität bei der Beurteilung der Lage?

Indonesien befand sich in einer wirtschaftlich prekären Situation. Um aus dieser Misere herauszukommen, hatte Präsident Sukarno verkündet, daß die parlamentarische Demokratie für Indonesien offenbar untauglich sei und er sich entschlossen habe, sie durch ein Regierungsprinzip zu ersetzen, das er »gelenkte Demokratie« nannte.

Er verstand darunter die Vereinigung aller legislativen Gewalt in seiner Person und betrachtete eine Anzahl demokratischer Einrichtungen und Organisationen, auch Parteien, die er zuließ, lediglich als konsultative Partner. Den Weisungen Pekings folgend, identifizierte sich die PKI mit diesem Vorgehen des Präsidenten und unterstützte seine Politik. Das bedeutete für Indonesiens Kommunisten, die Klasseninteressen der Arbeiter und Bauern freiwillig den verwaschenen politischen Vorstellungen einer bürgerlichen Politik unterzuordnen.

In den Dörfern Zentraljavas hatten kommunistiche Landarbeiter und besitzlose Bauern lange über die Beschlüsse des VII. Sonderparteitages diskutiert. Einerseits vertrauten sie auf den Präsidenten, der die hervorragendste Persönlichkeit des Unabhängigkeitskampfes gewesen war. Andererseits aber erkannten sie, daß die Beschlüsse des VII. Sonderparteitages nicht mehr von ihren eigenen, unmittelbaren Problemen ausgingen. Da wurde zunächst das Politische Manifest des Präsidenten, das die Einheit aller revolutionären Kräfte auf der Basis der »gelenkten Demokratie« vorsah und in dem es weiterhin hieß, daß man eine »indonesische Gesellschaft ohne Ausbeutung des Menschen durch den

Menschen» wolle, als zweites Parteiprogramm der PKI bezeichnet. Daß dieses Manipol, wie es in der von Sukarno so geschätzten Sprache der Abkürzungen hieß, außerordentlich unklar formuliert war und zudem die Klassenunterschiede in der Gesellschaft völlig ignorierte, verwirrte einen großen Teil der Parteimitglieder. Doch sie vertrauten ihrem Zentralkomitee.

Ebenso verwundert waren sie, daß die von Sukarno geprägte Staatsdoktrin Pantjasila, die die Klassengegensätze verwischte und eine Zusammenarbeit aller Schichten und Gruppen vorsah, von der Parteiführung als Philosophie des gesamten Volkes, also auch der Kommunisten, anerkannt wurde. Gleichzeitig betonte die Parteiführung, daß es notwendig sei, den Kampf um eine gerechte und wohlhabende Gesellschaftsordnung in Indonesien unbedingt auf friedliche Weise zu führen und in Bung Karno den hervorragendsten Vertreter der indonesischen Revolution zu sehen. Wenn auch erstaunt und verwirrt, so folgten doch die meisten Mitglieder diesen Richtlinien.

Trotzdem gab es immer wieder Diskussionen darüber, was denn eigentlich unter Revolution zu verstehen sei und ob die subjektiven Vorstellungen Sukarnos über die indonesische Revolution, die kaum mehr waren als eine kleinbürgerlich-nationalistische und teilweise sozialreformistisch-utopische Interpretation der Geschichte Indonesiens seit 1945, in der Lage wären, die marxistisch-leninistische Strategie zu ersetzen. Die Parteiführung versuchte ständig, diese Bedenken zu zerstreuen, aber sie mußte dazu bereits mit Argumenten operieren, die ebenfalls kleinbürgerlich-nationalistisch waren: »Sukarno ist die Revolution, wer ihm nicht folgt, ist ein Reaktionär.« In solchen Suggestivformeln war unschwer die Handschrift der maoistischen Propagandisten zu erkennen. Sie spielten auch in China eine bedeu-

tende Rolle, nur fand sich dort statt Sukarnos Name die »röteste aller Sonnen«.

Es fehlte nicht an Mahnern in der Partei, aber ihre Stimmen verloren sich im Lärm der Pro-Sukarno-Agitation.

So wurde es für die Partei schwierig, das Vertrauen der Werktätigen zu behalten, das sie sich errungen hatte. Daher engagierte sie sich in vielen Einzelaktionen im Interesse der Werktätigen, die allerdings an der im Prinzip chaotischen Staatspolitik nichts änderten, sondern lediglich Symptome und Oberflächenerscheinungen berührten. Die PKI arbeitete in der Kultur und Landwirtschaft, im Bildungswesen und in der Landesverteidigung. Aber dies alles waren Sisyphusarbeiten, denn sie vermochten nichts daran zu ändern, daß die Lage der Werktätigen in dem von Sukarno regierten bürgerlichen Staat immer schlechter wurde. Und die PKI verlor angesichts der offiziell lautstark betonten Identifizierung mit Sukarno in wachsendem Maße ihre Glaubwürdigkeit als proletarische Kampfpartei. Pawlicki erinnerte sich, daß Aidit noch auf dem VII. Sonderparteitag erklärt hatte: »Es besteht nicht der geringste Grund, das Proletariat für Maßnahmen einer Regierung zu verurteilen, in der das Proletariat nicht die Regierungsgewalt hat.« Aber diese Worte waren ungehört verhallt.

»Ich habe damals«, sagte Pawlicki, »aufmerksam verfolgt, was auf eurem Sonderparteitag an Thesen verkündet wurde. Ich kam zu dem Ergebnis, daß die Hauptthesen, die den Parteitag beherrschten, falsch waren. Sie gingen nicht von den wirklichen Voraussetzungen aus.«

»Du glaubst, du konntest das von Polen aus richtig beurteilen?«

»Warum nicht?« fragte Pawlicki. »Ein Kommunist muß die Situation in vielen Ländern von seinem Standort aus richtig beurteilen können. Das hat er zu lernen, denn er

kann sich meist nicht den Luxus leisten, immer gleich an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen. Sicher gibt es gelegentlich Besonderheiten, die aus der nationalen Entwicklung stammen. Aber unsere Theorie ist verallgemeinerungsfähig. Ich habe weiter nichts getan, als mich dieser Theorie bedient. Da bekam ich ernstliche Bedenken.«

Suraminoto hörte ihm zu. Er sagte nicht viel dazu, er unterbrach ihn auch nicht. In der Tat war nur wenig gegen Pawlickis Argumente vorzubringen. Aber Suraminoto stellte wieder einmal fest, daß er bereits in erheblich anderen Kategorien dachte als sein Freund.

Auf dem Sonderparteitag wurde postuliert: »Wir müssen fest das Hauptprinzip vertreten: die Klasseninteressen den nationalen Interessen unterzuordnen und die nationalen Interessen über die Klasseninteressen und Parteibelange zu stellen.«

Deutlicher konnte eine Partei ihre ideologische Abrüstung nicht dokumentieren.

Eine andere These, die auf dem Sonderparteitag aufgestellt wurde und unheilvoll auf die künftige Strategie und Taktik der Partei einwirken sollte, lautete, in Indonesien bestünde eine »hervorragende revolutionäre Situation«. Es hieß: »Die Volksmassen kämpfen aktiv für die Veränderungen, die ihr Leben verbessern.« Das stimmte nicht, denn die Volksmassen waren von Sukarno aufgefordert worden, ihre Interessen hinter das zurückzustellen, was er Revolution nannte. Im Hinblick auf die von Sukarno selbst herbeigeführte Konfrontationspolitik mit Malaysia waren selbst Lohnstreiks und jegliche anderen Formen des sozialen Kampfes um bessere Lebensbedingungen verboten. Die PKI hatte sich diesem Verbot unterworfen, sie unterstützte Sukarno hier bedingungslos. So fand sich die Partei in der komplizierten Lage, Arbeitern den Lohnkampf zu unter-

sagen, obwohl sie in Verhältnissen lebten, die unterhalb des Existenzminimums lagen.

»Illusionen einer Parteiführung«, sagte Pawlicki, »die auf Kosten der Arbeiterklasse gehen!«

Dann setzte er Suraminoto auseinander, wie er über eine andere Feststellung des Sonderparteitages dachte, die »Theorie von den Aspekten«. Auf dem Parteitag hieß es: »Die gegen das Volk gerichteten Aspekte der politischen Macht werden immer mehr zurückgedrängt. Die volksfreundlichen Aspekte treten zunehmend hervor. Die Politik der Regierung wird immer mehr in Übereinstimmung mit den Forderungen des Volkes gebracht. Die Massenaktionen des Volkes weiten sich zunehmend aus, so daß die Rolle der Volksmassen immer größer wird und das Leben der Gesellschaft sowie die Politik des Staates bestimmt.«

Suraminoto lächelte. »Du hast nie eine unserer Massendemonstrationen gesehen, Marian!« erinnerte er den Polen. Aber dieser sagte: »O doch! Ich habe mich nur immer gefragt, warum die Arbeiterklasse für oder gegen Dinge demonstriert, die für ihre eigenen Interessen überhaupt nicht relevant sind, jedenfalls nicht zu dieser Zeit!«

Tatsächlich war die Theorie von den volksfreundlichen und volksfeindlichen Aspekten nicht nur eine unwissenschaftliche Fehleinschätzung, sie war auch eine Umkehrung der Tatsachen. Nichts nämlich deutete darauf hin, daß sich die Regierungspolitik in wachsendem Maße den Interessen der Werktätigen gewidmet hätte. Im Gegenteil, sie verlangte immer mehr Entbehrungen von ihnen, und Sukarno selbst kleidete das in die Worte: »Ich habe eine solche Beredsamkeit über das Volk entwickelt: Wenn ich sage, ‚eßt Steine', dann tun die Leute das!«

Pawlicki beugte sich über den kleinen Tisch und sagte leise zu Suraminoto: »Junge, du weißt es ebenso, wie ich

es weiß: In eurem Lande gab es Hungerrevolten. Arbeiter brachen in den Fabriken zusammen, weil sie mit einer Schale Reis pro Tag auskommen mußten. Nichts wie Reis! Da kann doch von einer Regierungspolitik, die immer mehr in Übereinstimmung mit den Forderungen des Volkes gebracht wird, keine Rede sein!«

Warum kann ich eigentlich nicht einfach sagen: Ich rede auf dieser Basis nicht weiter mit dir, überlegte Suraminoto. Warum tue ich das nicht? Es ist nicht nur, weil Marian Pawlicki, der alte Freund, vor mir sitzt. Nein, da ist noch etwas anderes. Wenn ich genau überlege, ist das, was er denkt, nicht so einfach von der Hand zu weisen. Er geht der Sache auf den Grund. Und trotzdem . . .

»Marian, du übersiehst, daß wir die Einheit des Volkes hochhalten. Das hat uns Sukarno gelehrt. Deshalb fühlt sich die Arbeiterklasse für die Belange der ganzen Nation verantwortlich, und sie hat sich dafür engagiert!«

»Ja«, meinte Pawlicki betrübt. »Du hast recht, Sukarno hat euch gelehrt, in der Einheit mit dem Bürgertum eure eigene Identität aufzugeben!« Er dachte: Was die sogenannten Massenaktionen des Volkes betrifft, so handelt es sich dabei doch vorwiegend um Kundgebungen für die politischen Ziele Sukarnos; ob es dabei gegen den Import ausländischer Filme oder gegen Malaysia geht. Auch wenn die PKI ihre Wähler aufruft, sich an diesen unablässigen »Volksbewegungen« zu beteiligen, wird ihr Inhalt nicht zu Zielen der Arbeiter und Bauern. Sie bleiben Attribute einer bürgerlichen Politik, die sich in wachsendem Maße auf die außenpolitische Ebene verlagert, um den innenpolitischen Schwierigkeiten auszuweichen. Nicht die Rolle der Volksmassen wird größer, sondern der Mißbrauch der bürgerlichen Regierung Sukarnos mit den Volksmassen.

»Und die Kommunistische Partei Indonesiens«, setzte

Pawlicki das Gespräch fort, »nimmt das als Zeichen für eine ‚hervorragend revolutionäre Situation' im Lande!«

Suraminoto lächelte verlegen. Schließlich sagte er: »Marian, du bist erregt. Eigentlich müßte ich mich freuen, daß du soviel Anteil an unserem Schicksal nimmst.«

Der Pole fuhr auf. »Schicksal! Junge, ich bin wütend! Vor allem auf dich. Weil du auch auf diesen gefährlichen Unsinn hereingefallen bist. Ich hatte dich nämlich als einen klugen Genossen in Erinnerung. Und ich habe Sorgen, weil ich befürchte, daß eure Partei ihren Kopf freiwillig in die Schlinge ihrer Gegner gelegt hat. Wenn ihr so weitermacht, wie der Pekinger Steuermann es befiehlt, dann wird diese Schlinge eines schönen Tages zugezogen werden. Weißt du, was ein Kommunist mit einer Schlinge um den Hals ist?« Als Suraminoto nicht antwortete, sagte Pawlicki: »Tot.« Er griff in seine Umhängetasche, die über der Stuhllehne hing, und entnahm ihr ein kleines Heftchen, das er auf den Tisch legte. Es war die Rede Peng Dschens, des chinesischen Zentralkomiteemitglieds und Oberbürgermeisters von Peking, die dieser im Mai, anläßlich des 45. Jahrestages der Gründung der Kommunistischen Partei Indonesiens in der Aliarcham-Akademie in Djakarta gehalten hatte.

»Hast du das genau gelesen?«

»Ich habe die Rede gehört«, antwortete der Indonesier. »Um diese Zeit war ich noch Student der Akademie.«

»Und du bist nicht aufgesprungen und hast gerufen: Herr Peng Dschen, was Sie uns da erzählen, ist das verlogenste Geschwätz, das mir jemals zu Ohren gekommen ist?«

»Was hast du gegen diese Rede? Sie charakterisiert die gegenwärtigen Verhältnisse in der kommunistischen Weltbewegung sehr genau und zieht ausgezeichnete Schlußfolgerungen.«

»Ach!« machte Pawlicki. »Willst du mir einreden, man

könnte den amerikanischen Imperialismus und die Sowjetunion wirklich auf ein und dieselbe Stufe stellen, einfach als ‚Großmächte, die die Weltherrschaft anstreben'?«

Suraminoto meinte versöhnlich: »Marian, ich weiß, daß du zur Sowjetunion ein besonderes Verhältnis hast. Du hast in ihrer Armee gekämpft, während des zweiten Weltkrieges.«

Pawlicki knurrte: »Unsinn! Ich habe in einer polnischen Einheit gekämpft, an der Seite der Sowjetarmee. Ich war Arbeiter. Deshalb gehörte ich auf diese Seite der Front. Ich habe für den Sieg der Arbeiterklasse in Polen gekämpft. Und für den Sieg der internationalen Arbeiterklasse gegen den Faschismus. Ist dir denn schon eine so einfache Sache unverständlich geworden?«

»Aber die Sowjetunion ist dabei, die internationale Arbeiterklasse zu verraten, Marian!« erinnerte der Indonesier. »Was damals war, das ist heute nicht mehr.«

Pawlicki blickte ihn traurig an. »Junge«, sagte er leise, »benutze doch deinen Kopf und nicht dein Gedächtnis, in das sie diese Pekinger Phrasen getrichtert haben! Wer verrät hier wen? In der Rede dieses Oberbürgermeisters steht, daß in der Sowjetunion heute der Kapitalismus restauriert wird. Wo gibt es denn nun wirklich große kapitalistische Betriebe? In der Sowjetunion oder in China? Und wer ist ein Verräter, wenn nicht der, der eine solche Lüge wie die über den Kapitalismus in der Sowjetunion verbreitet?«

»Man müßte es genauer untersuchen«, wich Suraminoto aus. »Ich selbst habe nicht den genügenden Überblick dafür. Wenn man es näher untersuchte . . .«

Pawlicki lachte. »Ja, wenn du das tätest, würdest du sehr bald herausfinden, wer lügt. Ich glaube, du solltest einmal die Denkweise jener Führer in Peking untersuchen, und zwar darauf, wen und was sie eigentlich vertreten. Für mich sind sie getarnte bürgerliche Nationalisten, die nach einem

chinesischen Imperium streben. Das sind keine Kommunisten mehr. Wenn du kannst, beweise mir das Gegenteil!«

»Marian, du verleumdest Revolutionäre!«

»Ach!« sagte Pawlicki. »Du bist wohl auch schon der Meinung, nur wer das Spiel des Steuermanns mitspielt, ist ein Revolutionär, und wer nicht mitspielt, der ist Kapitalist oder Revisionist, wie?«

»Aber es ist eine Tatsache, daß es die Gefahr des Revisionismus in der Sowjetunion und in den sozialistischen Ländern gibt, Marian!«

»Es ist eine Tatsache«, entgegnete Pawlicki, »daß es an der Spitze der chinesischen Partei Leute gibt, die die internationale Arbeiterbewegung spalten wollen. Und dabei bedienen sie sich vieler Methoden, die wir in Europa aus einer langen politischen Erfahrung mit unseren Gegnern kennen. Das ist auch eine Tatsache. Sie haben nicht einmal originelle neue Varianten für die alte Platte erfunden. Sie wollen uns weismachen, daß man nicht mehr nach Klassen unterscheiden soll, sondern nach ‚Weltdorf' und ‚Weltstadt', und daß nicht mehr der Imperialismus unser gefährlichster Feind ist, sondern etwas, das sie ‚sowjetischen Revisionismus' nennen und von dem niemand genau weiß, was er sich darunter vorstellen soll. Oder weißt du es etwa?«

Es entstand eine längere Pause, in der Pawlicki wütend murmelte: »Alles schon mal dagewesen, so oder so ähnlich. Nichts daran ist neu. Höchstens die Frechheit, mit der sie die Wahrheit auf den Kopf stellen.«

»Weißt du«, wandte er sich erneut an Suraminoto, »daß an der sowjetischen Grenze zu China Tausende Tonnen von Hilfsmaterial für die vietnamesischen Genossen lagern? Und daß die Chinesen sich weigern, sie durch China nach Vietnam zu befördern?«

Dann griff er nach dem Heftchen mit der Rede Peng

Dschens und fuhr fort: »Aber hier drin steht, daß die sozialistischen Länder, vor allem die Sowjetunion, Vietnam verraten wollen! Und daß man keine gemeinsamen Hilfsaktionen für die vietnamesischen Genossen mit diesen Verrätern zusammen unternehmen wird! Eine Sache der Ehre! Man könnte heulen! Womit sollen die vietnamesischen Genossen sich gegen die amerikanischen Flieger wehren, Junge? Sollen sie mit der Rede Peng Dschens wedeln, wenn die Bomber kommen? Du kannst dich darauf verlassen, daß wir ihnen auch ohne die gnädige Durchfahrtserlaubnis helfen werden! Wir werden unsere Schiffe quer über den halben Erdball schicken, mit allem, was sie brauchen. Auf unsere Kosten. Ohne zu murren. Weißt du warum? Weil in Vietnam wirklich gegen den Imperialismus gekämpft wird. Und weil wir die Genossen, die das tun, nicht im Stich lassen. Die ganze Welt wird merken, wo der proletarische Internationalismus unumstößliches Prinzip ist.«

Er verstaute das Pamphlet wütend wieder in seine Umhängetasche, und als er merkte, daß Suraminoto betreten schwieg, sagte er: »Verzeih mir, ich bin laut geworden. Man schätzt das bei euch nicht, ich weiß. Ich wollte dich auch nicht beleidigen. Ich respektiere eine andere Meinung. Aber ich kann es nicht leiden, wenn Lügen zur Wissenschaft erklärt werden. Sag mir nur eines, glaubst du sie wirklich? Oder fühlst du dich bloß aus Parteidisziplin dazu verpflichtet, diesen Unsinn nachzuplappern?«

»Angenommen, ich täte das«, sagte Suraminoto. »Es würde bedeuten, daß unsere Parteiführung ihre gesamte Politik auf falsche Voraussetzungen baut. Wie kann man unsere Parteiführung für so dumm erklären, Marian?«

Es klang höflich, aber der vorwurfsvolle Unterton war nicht zu überhören. Pawlicki suchte in seinen Taschen, fand noch ein paar Rupiahs und winkte der Kellnerin, zwei wei-

tere Tassen Kopi tubruk zu bringen. Als das Getränk vor ihnen stand, wandte der Pole sich Suraminoto zu und sagte: »Nun laß uns mal die Pekinger Lügen eine Weile vergessen. Ich bin nicht unterwegs, um Betrachtungen über die kleinbürgerliche Entartung der chinesischen Parteiführung anzustellen. Ich habe mich in Indonesien umgesehen. Dabei sind bei mir ein paar Fragen aufgetaucht, die die Politik eurer Partei in der gegenwärtigen Phase betreffen. Glaub mir, ich will dich nicht provozieren, es sind wirklich Fragen, auf die ich keine Antwort weiß. Kannst du mir helfen?«

Suraminoto lächelte. »Ich habe mich immer gern mit dir gestritten. Und in Polen hast du mir so viele Fragen beantwortet, daß ich ein Schuft wäre, wenn ich mich jetzt nicht revanchierte.«

»Also, du Akademiker«, sagte Pawlicki schmunzelnd, »dann kläre mich darüber auf, was eure Partei unter Revolution versteht und wer in diesem Lande nach eurer Meinung Revolutionäre sind. Vor allem sag mir: Vertritt Sukarno die Kommunisten oder vertritt er das Bürgertum?«

»Der Präsident vertritt die Revolution in Indonesien!« antwortete Suraminoto ihm vorwurfsvoll. »Er steht für jeden fortschrittlichen Indonesier.«

»Gut, gut«, lenkte Pawlicki ein, »aber ich möchte eben von der Klassenzugehörigkeit an die Sache herangehen. Ich habe den Verdacht, Sukarno meint etwas anderes als ich, wenn er Revolution sagt. Er ist ein Bürger und ich bin ein Arbeiter, daher der Unterschied. Außerdem habe ich den Eindruck, daß ein paar Militärs, mit denen ich mich unterhalten habe, auch etwas anderes unter Revolution verstehen als Sukarno. Von mir gar nicht zu reden! Und wenn ich mich an einen Moslemgeistlichen erinnere, mit dem ich sprach, dann habe ich den Verdacht, er versteht unter Revolution wieder etwas ganz anderes, nämlich das, was der

Koran an der Stelle sagt, wo es um die uneigennützige Hilfe der Besitzenden für die Besitzlosen geht. Das alles wäre nicht schlimm. Nur – wenn ich mit kommunistischen Funktionären sprach, dann haben die mir auf das Stichwort Revolution auch immer ungefähr das gesagt, was ich zuvor schon von den bürgerlichen Leuten gehört hatte. Und deshalb mein Eindruck, daß eure Partei tatsächlich dabei ist, die Klasseninteressen der Arbeiter und Bauern denen der Bourgeoisie völlig unterzuordnen.«

Suraminoto protestierte entschieden. »Unsere Bourgeoisie hat gesamtnationale Interessen, Marian! Und die politische Konzeption wird vom größten Revolutionär unserer Nation ausgearbeitet, von Bung Karno.«

Pawlicki lauschte ihm mit wachsendem Erstaunen. Er mußte sich beherrschen, um nicht ironisch zu werden. Aber er konnte es sich nicht versagen, die Frage zu stellen: »Und das nennt er deshalb ‚gelenkte Demokratie'?«

»Ja«, antwortete Suraminoto einfach. Die versteckte Ironie entging ihm.

»Also«, sagte Pawlicki, »kann ich es so verstehen, daß die Partei von den Arbeitern verlangt, daß sie ihre Klasseninteressen hinter jene zurückstellt, die der Bürger Sukarno für ganz Indonesien für wichtig hält?«

»So ist es.«

»Bliebe die Machtfrage zu erörtern«, fuhr Pawlicki fort. »Ich möchte wissen, welche Klasse in diesem Lande die Macht ausübt. Sind es die Kommunisten?«

»Nein!« wehrte Suraminoto ab. Er merkte nicht, daß Pawlicki lächelte.

»Ja, ich verstehe schon«, sagte der Pole schließlich. »Eine Einheitsfront. NASAKOM. Aber die amtierenden Minister sind Bürger. Und in der Regierung gibt es keinen Kommunisten, oder irre ich mich?«

Sogleich berichtigte Suraminoto ihn, indem er erläuterte, daß der Parteivorsitzende Aidit und das ZK-Mitglied Njono Minister im Kabinett Sukarnos seien.

»Minister ohne Amtsbereich«, warf Pawlicki ein. »Oder untersteht ihnen ein Ressort?«

»Kein Ressort.«

»Ah«, machte der Pole nachdenklich. »Vielleicht könnte man es so ausdrücken: Die Partei ist durch zwei Minister an der Repräsentation der Macht beteiligt. Ausgeübt wird die Macht aber von der Bourgeoisie. Ist das richtig?«

Suraminoto zuckte die Schultern. »Du mußt alles ironisieren, Marian. Für uns ist das sehr ernst. Zum erstenmal in der Geschichte hat unsere Partei eine echte Position im Staate. Es gibt keine Entscheidungen, bei denen wir nicht mitsprechen.«

»Ach ja«, erinnerte sich Pawlicki, »darauf wollte ich gerade kommen. Der Präsident hat Streiks verboten. An dieser Entscheidung ist die Partei auch beteiligt?«

Er hörte sich geduldig an, wie Suraminoto ihm erklärte, daß es für die Festigkeit der Nation, die sich in der Konfrontation mit Malaysia befände, nötig wäre, Stabilität zu wahren. Streiks würden diese Stabilität untergraben und dem Gegner dienen.

»Aber wenn die Kinder der Arbeiter hungern, das stört die Stabilität der Nation offenbar nicht, oder sehe ich das falsch?«

»Wir müssen Opfer bringen, Marian«, entgegnete Suraminoto. Pawlicki blickte aus dem Fenster des Restaurants. Es lag an einer stark befahrenen Straße. Als da draußen der nächste große ausländische Wagen auftauchte, deutete Pawlicki mit dem Finger hinaus und erkundigte sich: »Die Klasse, die diese Autos fährt, ist offenbar nicht so opferfreudig?«

»Wir kämpfen gegen sie«, antwortete Suraminoto un-

gerührt. »Wir führen die Kampagne gegen die KABIRS durch, gegen die Dorfteufel, gegen Korruption und Verschwendung. Wir sind die führende Kraft dieser revolutionären Bewegungen.«

»Ich erinnere mich«, brummte Pawlicki. »Ich habe eine Resolution gelesen, in der die Partei zum Kampf gegen diese Dinge aufruft. Es hieß, man müsse im ganzen Lande den Geist des Büffels wecken. Einige Arbeiter in Sumatera haben mir erzählt, überall da, wo sie versucht hätten, das zu tun, wäre sofort die Armee gekommen und hätte den Geist des Büffels mit bewaffneter Gewalt wieder eingeschläfert.«

Suraminoto gestand: »Ja, es gibt Auseinandersetzungen. Sie sind in einer Revolution unvermeidlich.«

»In einer Revolution«, wiederholte Pawlicki gedankenvoll, aber er führte den Satz nicht zu Ende. Er griff in die Tasche und zog die zerknitterte Packung mit den »Piast« hervor. Noch drei Stück. Hol's der Teufel, dachte er, ich werde noch eine davon rauchen. Er brannte die Zigarette an und blickte durch das Fenster auf das Gewimmel von Menschen und Betjaks, von Omnibussen und Autos.

»Weißt du«, sagte er schließlich, »ich habe viel Elend bei euch gesehen. Eure Wirtschaft ist auf beiden Beinen lahm. Dabei ist euer Land unvergleichlich reich. Nur ist offenbar das gegenwärtige System nicht in der Lage, den Reichtum für das Volk nutzbar zu machen. Wenn ich mir das alles so überlege, dann werde ich den Verdacht nicht los, daß die Konfrontation mit Malaysia den Leuten, die bei euch die Macht ausüben, ganz gelegen kommt. Man kann eine Menge innenpolitischer Schwierigkeiten hinter dieser äußeren Bedrohung des Staates verstecken. Ich müßte sagen: angebliche Drohung. Oder glaubst du wirklich, daß Malaysia euch angreift?«

»Es wird nicht wagen, uns anzugreifen!« bekräftigte Suraminoto. »Wir würden dieses künstliche Gebilde sofort zerschmettern.«

»Mit leerem Magen«, konnte Pawlicki sich nicht verkneifen zu sagen. Der Indonesier überhörte es höflich. Pawlicki fragte ihn: »War es nicht so, daß euer Präsident die Konfrontation mit Malaysia von sich aus, auf Drängen Pekings, herbeigeführt hat?«

»Die UNO hat Malaysia aufgenommen. Daraufhin sind wir ausgetreten, und die Konfrontation begann.«

Pawlicki nickt. »Ja, das habe ich damals gelesen, im zeitigen Frühjahr diesen Jahres. Ich las da eine Nachricht, die gerade aus dem Fernschreiber kam. Euer stellvertretender Ministerpräsident war in Peking, und als er abreiste, wurde ein Kommuniqué herausgegeben, in dem es hieß, daß China stolz darauf sei, einen so zuverlässigen, revolutionären Staat wie Indonesien als Waffengefährten zu haben. Mich würde nur interessieren, was eure Armee von dieser Waffenbrüderschaft hält?«

»Unsere Armee folgt dem Befehl Bung Karnos. Er ist der Oberste Befehlshaber.«

Pawlicki hatte Armee-Einheiten besucht. Er hatte mit Offizieren gesprochen und sich ihre Ansichten über die politische Zukunft Indonesiens schildern lassen. Er hatte nach ihrem Ausbildungsgang gefragt und nach ihrer Herkunft. Jetzt machte er Suraminoto aufmerksam: »Weißt du, was für mich das überraschendste Phänomen war? Eure Armee. Ihre führenden Leute machen sehr viel Politik. Aber sie machen auch Wirtschaft. Ich habe Betriebe gesehen, die bis vor kurzem noch den Holländern gehörten. Man hat sie enteignet. Arbeiter hatten sich angeschickt, sie selbst zu verwalten, im Auftrag des Staates. Dann kamen Angehörige der Armee und jagten sie auseinander. Danach übernahm irgend-

ein General so einen Betrieb. Auch im Auftrag des Staates. Wirklich, eine sehr rührige Armee. Soll man ihre Tätigkeit in der Wirtschaft oder der Verwaltung als Volksfreundschaft werten? Oder wie würdest du das erklären?«

Wieder entging dem Indonesier die Ironie der Fragestellung. Er antwortete sachlich: »Wir müssen unsere Armee in dieser Phase voll und ganz unterstützen. Allein schafft sie die Aufgaben der Konfrontation nicht. Abgesehen davon gibt es natürlich Probleme mit enteigneten Betrieben. Der Präsident hat auch dagegen gesprochen, daß einzelne Leute sich bereichern. Wir werden das abändern.«

»Und die Armee wird sich fügen?«

»Der Präsident wird das regeln.«

»Interessant ist«, warf Pawlicki ein, »daß die Armee ihren Nachwuchs an Offizieren so gut wie ausschließlich aus dem Bürgertum, den Landbesitzern und Kaufleuten holt und daß die Ausbildung der höheren Offiziere fast ausschließlich auf Kriegsschulen der Amerikaner erfolgt. Habt ihr eigentlich gar keine Angst, daß eure Militärs in den Vereinigten Staaten nicht nur das Kriegshandwerk lernen, sondern auch die Ideologie dieses Systems annehmen?«

Suraminoto wurde nachdenklich. Er gab zu, daß es im Zusammenhang mit der Armee in der Partei Überlegungen gab, aber er beruhigte Pawlicki mit dem Hinweis, daß die Armee niemals gegen den Befehl des Oberkommandierenden Sukarno handeln würde. »Wie sie das ja im Jahre achtundvierzig auch schon getan hat«, bemerkte der Pole. »Da war es doch der Präsident, der sie nach Madiun schickte?« Verlegen lächelte Suraminoto. »Die Zeiten sind vorbei. Wir haben damals Fehler gemacht. Außerdem hat sich die Haltung des Präsidenten zur Partei grundlegend geändert.«

Nachdem die Partei ihre Politik nur noch im Einverständnis mit dem Präsidenten macht, dachte Pawlicki, aber er

sagte es nicht. Der Hintergrund, auf dem sich das abspielte, war erkennbar. Peking hatte sich mit dem bürgerlichen Nationalisten Sukarno arrangiert. Mit seiner Hilfe hoffte es, seine Großmachtambitionen im südostasiatischen Raum realisieren zu können. Sukarno hatte als Gegenleistung von Peking die Versicherung erhalten, daß die Kommunistische Partei Indonesiens sich völlig der Politik Sukarnos unterordnen würde. Diese Entwicklung würde nach Meinung der Pekinger Führer die PKI in kurzer Zeit schließlich an die Macht bringen. Eine abenteuerliche Vorstellung! Die Partei würde gegen eine bis an die Zähne bewaffnete, antikommunistisch konzipierte Armee stehen. Und diese Armee, soviel hatte Pawlicki während seines Aufenthaltes im Lande begriffen, verfügte nicht nur über militärische Mittel. Sie beherrschte einen nicht geringen Teil der nationalen Wirtschaft. Sie paralysierte in den ländlichen Gebieten die Initiative der kommunistischen Bauernorganisation und der PKI, die versuchten, das bereits 1960 erlassene Landreformgesetz endlich in die Tat umzusetzen. Es war zu blutigen Ausschreitungen der Armee gekommen. Für die Grundbesitzer waren die Kommunisten der Feind Numme 1. Der Armee konnte das nur lieb sein, und sie bereitete sich in aller Ruhe auf die Vernichtung der PKI vor. Es war nicht zu übersehen, daß zwischen der Armee und den zahlenmäßig starken fanatischen Moslemgläubigen im Lande ein außerordentlich gutes Einvernehmen herrschte. Und für die fanatischen Anhänger des Islam waren die Kommunisten von jeher die verteufelten Ketzer gewesen, die Ungläubigen, die man nach dem Koran am besten in die Flammen der Hölle warf oder in stinkende Jauchegruben, wo sie den Propheten vergeblich um Gnade anflehen sollten, bevor sie verreckten.

»Weißt du«, sagte Pawlicki müde zu Suraminoto, »ich habe dir eine Menge dummer Fragen gestellt, und ich habe

mich nicht sehr höflich benommen. Aber du kennst mich, und ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, wenn ich dir am Schluß sage, daß du es nicht fertiggebracht hast, meine Sorgen zu zerstreuen.«

»Das tut mir leid, Marian.« Suraminoto meinte das ehrlich, man sah es ihm an. Auch Pawlicki spürte es. Um so schwerer war es ihm, sich damit abzufinden, daß sich der Spalt zwischen den Kommunisten der sozialistischen Länder und denen, die von den Pekinger Führern in diese abenteuerliche Außenseiterrolle gedrängt worden waren, vermutlich in der Zukunft noch vertiefen würde.

Versonnen sagte er zu Suraminoto: »Junge, was immer du auch von mir denken magst, wenn ich dir sage, daß ihr hier auf einem gefährlichen Kurs seid – erinnere dich rechtzeitig daran, daß eure Gegner kein Erbarmen mit euch haben werden, wenn ihr ihnen die Chance gebt, über euch herzufallen. Auch die Gegner, die sich heute Revolutionäre nennen. Sie werden euch mit Vergnügen aufhängen. Vergiß das nie! Und sie werden selbst das noch als revolutionäre Handlung bezeichnen. Glaub mir, der ‚große Steuermann' wird euch nicht helfen.«

Er hielt ihm die Hand hin. »Wollen wir Freunde bleiben?«

Der Indonesier nickte verwirrt.

»Und Genossen«, sagte Pawlicki. »Bitte, laß dir nicht einreden, wir in Warszawa oder in Moskau wären Kapitalisten, die euch verraten. Ich kann dich im Augenblick nicht überzeugen, ich merke das. Ich kann dich nur bitten, deinen proletarischen Verstand zu benutzen und selbst nachzudenken. Für mich bist du ein Genosse am anderen Ende der Welt. Ich gestehe dir zu, daß du dich irrst. Aber irre dich nicht so sehr, daß du daran zugrunde gehst.«

Suraminoto lächelte. Er war gerührt, und es gelang ihm

nicht ganz, das zu verbergen. Als er Pawlicki vorschlug, mit ihm nach Hause zu kommen, folgte der seiner Einladung. Er blieb eine Stunde in der kleinen Wohnung der Familie, spielte mit den beiden Kindern, sprach mit Suraminotos Frau darüber, was sich in Warszawa verändert hatte. Als er aufbrach, war es ihm schwer, noch irgend etwas zu Suraminoto zu sagen.

Er sah ihn nur an. »Auf Wiedersehen, Junge! Bei uns oder bei euch. Und halte dich tapfer!«

Er verbrachte eine unruhige Nacht, während der er seine letzten beiden »Piast« rauchte, und am Morgen, auf dem Flugplatz in Kemajoran, erschien er dem Presseattaché der polnischen Botschaft, der ihn verabschiedete, ziemlich mürrisch, so daß dieser sich erkundigte: »Ärger gehabt, Marian?

Aber Pawlicki schüttelte nur den Kopf. »Gedanken. Weiter nichts. Am liebsten möchte ich weinen. Aber das wäre wohl nicht die geeignete Reaktion.«

Nächtliches Intermezzo

Hauptmann Supomo, Stabsoffizier im 2. Regiment der Division Siliwangi, wurde am 20. September des Jahres 1965 zu seinem Dienstvorgesetzten gerufen.

Oberstleutnant Widijono, Kommandeur der Einheit, die in einer kleinen Stadt Ostjavas in Garnison lag, hatte einen Unfall gehabt. Sein Fahrzeug war auf regennasser Straße ins Schleudern gekommen und gegen eine Palme geprallt. Es war niemand getötet worden, aber der Oberstleutnant hatte bei dem Unfall einen Bruch des rechten Oberschenkels und schmerzhafte Rippenprellungen davongetragen. Der kleine, füllige Mann lag in einer Sonderabteilung des städtischen Hospitals, das Bein bis zur Hüfte in Gips. Als Supomo sich bei ihm meldete, verzog er ächzend das Gesicht und versuchte sich aufzurichten. Supomo rückte ihm das Polster im Rücken zurecht, so daß er einigermaßen aufrecht saß. Dann stand er abwartend neben der Lagerstatt und hörte zu, während Widijono ihm mit gedämpfter Stimme erläuterte, weswegen er ihn gerufen hatte.

»Sie sind der zuverlässigste Mann, den ich im Stab habe«, sagte der Oberstleutnant. »Ich weiß, daß Sie schweigen können. Deshalb werden Sie einen Auftrag erledigen, den ich selbst hätte erledigen müssen. Ich ermahne Sie ausdrücklich, mit niemandem auch nur ein Wort darüber zu sprechen. Ist das klar?«

Supomo nahm Haltung an, aber der Oberstleutnant winkte

ab. »Stehen sie bequem. Wir sind allein. Es geht nicht um die Form, es geht um die Sache. Ich werde noch Wochen hier zubringen. Bewegungsunfähig. Ausgeschaltet. Aber es wird in einer, höchstens in zwei Wochen Aufgaben für das Regiment geben, die mein Stellvertreter nun für mich wird lösen müssen. Ich habe Sie rufen lassen, weil eine wichtige Voraussetzung dafür noch zu schaffen ist. Die Aufgabe ist konspirativ, daher meine Ermahnung an Sie.«

Widijono griff nach seiner Kartentasche, die neben ihm auf dem Nachttischchen lag. Er entnahm ihr einen zusammengefalteten Zettel und gab ihn Supomo. »Lesen Sie!«

Supomo faltete den Zettel auf und las: »Hadji Salim Alor, Bantengplatz fünf; zwanzigster September, zweiundzwanzig Uhr.« Der Hauptmann blickte auf. »Wiederholen Sie!«

Supomo tat es. Der Oberstleutnant forderte ihn auf: »Lesen Sie diese Adresse so oft, bis Sie sie auswendig können.« Als ihm der Hauptmann daraufhin den Zettel zurückgab, machte er ein ungläubiges Gesicht. Aber Supomo bemerkte: »Ich kenne die Gegend. Name und Hausnummer habe ich behalten, die Tageszeit auch.«

»Gut«, sagte der Oberstleutnant knapp. Er verstaute den Zettel wieder in der Kartentasche und legte sie auf das Tischchen. Dann sah er den Unterstellten an.

»Sie werden heute abend zu der angegebenen Zeit den Hadji besuchen und ihm sagen, daß ich Sie schicke. Hadji Salim Alor wird Ihnen Papiere übergeben. Etwa ein Dutzend Listen mit Namen und Hausnummern. Diese Listen werden Sie aufbewahren, bis der Stab des Regiments den Befehl bekommt, eine Aktion zu beginnen, die das Kennwort ‚Djakarta' trägt. Haben Sie das verstanden?«

»Bis hierher ja«, bestätigte Supomo. »Nur weiß ich nicht, was die Aktion ‚Djakarta' ist.«

»Nicht nötig«, meinte der Oberstleutnant. »Das werden Sie früh genug erfahren. Ich kann Ihnen heute nur sagen, daß sich diese Aktion gegen Leute richten wird, die ihrerseits eine Aktion gegen uns planen. Näheres wird Ihnen mitgeteilt, wenn es an der Zeit ist. Nur so viel noch: Es wird eine entscheidende Aktion sein. Und die Listen, die Sie von Hadji Salim Alor holen und aufbewahren, spielen darin eine Schlüsselrolle. Auf keinen Fall darf sie irgend jemand vor Auslösung der Aktion zu Gesicht bekommen.«

»Auch nicht Ihr Stellvertreter?«

»Auch nicht mein Stellvertreter. Sie sind sozusagen ein Tresor, in dem diese Listen aufbewahrt werden, bis es soweit ist. Auf das Stichwort übergeben Sie sie meinem Stellvertreter. Damit ist Ihre Aufgabe erledigt. Ist das klar?«

»Es ist klar, Herr Oberstleutnant.«

Der Kommandeur entließ ihn, nicht ohne vorher noch einmal darauf verwiesen zu haben, daß er absolutes Schweigen erwarte. Soweit es Supomo betraf, glaubte er, die Sache in die richtigen Hände gelegt zu haben. Aber er bedauerte es doch, daß er gerade in dieser Situation auf dem Krankenlager würde liegen müssen. Jahrelang hatte er, wie Tausende andere Offiziere der Armee, auf den Tag gewartet, an dem losgeschlagen werden sollte. Und jetzt wird er das alles nur am Radio verfolgen können! Immerhin war wenigstens der Einsatz seiner Einheit vorbereitet. Sein Stellvertreter war ein zuverlässiger Mann, und Supomo würde genau das tun, was er ihm aufgetragen hatte.

Er irrte sich darin nicht, denn der Hauptmann wiederholte noch auf dem Weg aus dem Hospital mehrmals die Adresse des Hadji. Am Bantengplatz lag ein Café, das er gelegentlich besuchte, und die Hausnummer 5 stand an dem Gebäude, das dem Café genau gegenüberlag. Supomo wußte sogar, wer dort wohnte, und er hatte den Hadji auch schon

gesehen, einen würdigen älteren Herrn mit ergrautem Haar. Er wußte nicht viel von ihm, nur, daß er einer der einflußreichsten Moslempolitiker der Stadt war. Es hieß, er hätte in früheren Jahren einmal mit der Darul Islam sympathisiert, aber das war ihm wohl nicht nachzuweisen gewesen. Jedenfalls gehörte er zu den Personen, die oft gegrüßt wurden, wenn sie durch die Stadt gingen. Er war mehrmals in Mekka gewesen und gehörte heute zu den Moslemgelehrten der Nahdatul Ulama. Was mochte es zwischen ihm und dem Regiment für eine Verbindung geben?

Supomo versah seinen Garnisonsdienst bis zum Abend, danach war er dienstfrei. Der Hauptmann war ledig, obwohl er vierzig Jahre alt war und von seinen Einkünften eine Familie hätte ernähren können. Daß er nicht geheiratet hatte, mochte daran liegen, daß er es vorzog, hier und da lieber eine flüchtige Bindung einzugehen, die er schnell wieder lösen konnte.

Er ließ sich gegen Abend in dem Café am Bantengplatz nieder und rauchte ein paar Zigaretten. Der Kaffee schmeckte nicht besonders gut, aber Supomo trank trotzdem einige kleine Tassen des teuer gewordenen Getränks, während er auf die Leute blickte, die draußen vorbeigingen. Händler hatten ihre Verkaufsstände mit zischenden Karbidlampen beleuchtet und verkauften dünne Suppe und Reisgerichte. Betjaks, die kleinen, dreirädrigen Fahrzeuge, rollten dahin, die Fahrer auf der Suche nach Passanten, die ein Beförderungsmittel benötigten. Ein Pfannenflicker trug an einer langen Stange sein Werkzeug vorbei, laut nach Kunden rufend. Dann und wann keuchte ein Bus über den Platz, vollgestopft mit Fahrgästen. Das Haus, in dem der Hadji wohnte, lag still. Aber hinter einigen Fenstern brannte Licht. Als es Zeit war, erhob sich Supomo und winkte dem Servier-mädchen, einem halben Kind noch, das in einem kurzen

Rock und einer einstmals weißen Schürze zwischen den Tischen hin und her lief. Er gab ihr etwas mehr Trinkgeld, als er das sonst tat, und das Mädchen sah ihn erstaunt an. Supomo nickte nur lächelnd.

Der Hadji öffnete ihm selbst und hörte sich interessiert an, was Supomo ihm von Oberstleutnant Widijono berichtete. Schließlich bat der Hadji ihn, einzutreten. Dann bemerkte er gelassen: »Ich habe von dem Unfall gehört. Ich wünsche, daß er bald wieder gehen kann, der Herr Oberstleutnant.«

Er führte Supomo in eine Diele, in der es angenehm kühl war. An der Decke drehte sich ein Ventilator. Nur eine einzige Öllampe brannte in dem Raum. Der Schatten des Hadji war merkwürdig lang, als er an einen Wandschrank ging und ihm ein Dutzend eng beschriebener Blätter entnahm, die er in einen Umschlag steckte und dann Supomo übergab.

»Sind Sie informiert?«

Supomo nickte, obgleich ihm nicht mehr bekannt war als das, was der Oberstleutnant ihm mitgeteilt hatte. Aber der Hadji mußte wohl annehmen, daß er mehr wußte, denn er sagte merkwürdig leise und dabei mit einer Kälte, die eigentlich nicht zu seinem eher väterlichen Aussehen paßte: »Der Tag ist nah, und die Stunde wird lang sein, mein Sohn. Wir vertrauen auf euch, und ihr könnt euch auf uns verlassen. Gemeinsam werden wir das Land von den Ungläubigen reinigen. Wir werden die Aufrührer und Unfriedenstifter hinwegfegen, für immer!«

Der Hauptmann erwiderte nichts. Der Hadji hatte auch nicht die Absicht, sich länger mit ihm zu unterhalten, denn er ging zur Tür und warf einen Blick hinaus. Dann winkte er dem Offizier und sagte, als dieser auf die Straße hinaustrat: »Alles Gute, mein Sohn! Möge der Unerforschliche alle deine Schritte lenken!«

Dann schloß er die Tür, und Supomo stand auf der Straße. Er sah verwundert noch einmal zurück, dann begab er sich in sein Quartier in der Kaserne.

Als er den Umschlag öffnete und einen ersten Blick auf die Papiere warf, die der Hadji ihm mitgegeben hatte, wußte er schlagartig, worum es ging. Auf dem Papier waren Hunderte von Namen vermerkt, mit Straßen und Hausnummern. Sie gehörten nicht nur Bürgern der Stadt, sondern auch solchen, die in den nächstgelegenen Dörfern wohnten. Namen, nicht als Namen. Und Supomo entdeckte den Namen von Sukirman darunter. Er stutzte. Seine Vermutung bestätigte sich. Dies waren Namen von Kommunisten oder solchen, die in irgendeiner Weise mit den Kommunisten zusammenarbeiteten. Sukirman war einer von denen, die Supomo kannte. Das war es also!

Supomo brannte sich eine Zigarette an und blätterte die Seiten durch. Hunderte. Und der Oberstleutnant hatte von einer Aktion gesprochen, die in einer Woche zu erwarten sei, vielleicht in zwei Wochen. Es war alles klar. In der ganzen Armee gab es kaum einen höheren Offizier, der nicht damit rechnete, daß es früher oder später zu einer Konfrontation mit den Kommunisten kommen würde. Die Listen ließen darauf schließen, welcher Art diese Konfrontation sein würde. Supomo legte die Blätter nachdenklich zusammen und schob sie in den Umschlag zurück.

Sukirman, dachte der Hauptmann, der gute alte Sukirman. Er brauchte die Adresse nicht zu lesen, er kannte sie. Während der Zeit, die er in dieser Garnison verbracht hatte, war er einige Male mit ihm zusammengetroffen. Es waren nicht immer private Anlässe gewesen. Sukirman war Funktionär der kommunistischen Bauernvereinigung Barisan Tani Indonesia. Das letztemal war Supomo ihm in einer Ortschaft, ein paar Kilometer von der Stadt entfernt, begeg-

net. Hungernde Bauern demonstrierten dort vor dem gefüllten Getreidesilo eines bekannten Aufkäufers und wollten ihn veranlassen, die Bestimmungen der Regierung einzuhalten. Aber der Mann tat das nicht. Er hielt das Getreide zurück, bis die ohnehin schon bestehende Verknappung die Preise noch höher treiben würde. Hauptmann Supomo hatte den Zug Soldaten angeführt, der den Händler gegen die aufgebrachten Bauern verteidigen sollte. Der Befehl war vom Divisionsstab gekommen. Es war nicht der erste dieser Art gewesen.

Seitdem die Kommunisten versuchten, das Landreformgesetz, das die Regierung vor nunmehr fünf Jahren erlassen hatte, endlich in die Tat umzusetzen, war es immer wieder zu solchen Einsätzen der Armee gekommen. Offiziell waren die Kommunisten im Recht. Sie taten weiter nichts, als ein von der Regierung erlassenes Gesetz durchzuführen, das die Hortung von Getreide verbot. Aber die Regierung war weit, und die Armee versah eine Ordnungsfunktion im Lande. Sah sie das Vorgehen der Bauern als ordnungswidrig an, konnte sie eingreifen. Sie hätte ebenso gegen Schieber oder die Manipulationen der Grundherren vorgehen können. Aber das tat die Armee nicht. Sie stand nicht auf der Seite der Besitzlosen. Auch Supomo hatte das erkannt. Bei der Aktion, an der er beteiligt und bei der er mit Sukirman zusammengetroffen war, hatte es keine Toten gegeben. Anderswo aber war geschossen worden. Wäre anstelle Supomos beispielsweise Leutnant Hakir ausgerückt, dann hätte es Blut gegeben, denn Hakir war, wie viele andere Offiziere, der Sohn eines Grundbesitzers. Er war bereit, jedem Grundbesitzer beizustehen. Hakir verhandelte nicht, er ließ durchladen und schießen. Supomo hatte sich damals mit Sukirman geeinigt, daß man die Sache lieber in Djakarta entscheiden lassen sollte, und Sukirman war diesem Rat gefolgt.

Der Funktionär des Bauernverbands stand mit Supomo nicht gerade auf freundschaftlichem Fuß, aber die Bekanntschaft der beiden war alt. Sie ging auf die Zeit zurück, da sie beide nach der Ausrufung der Republik gegen die Holländer kämpften. Sukirman war damals Sergeant in der Division Siliwangi gewesen, ebenso wie Supomo. Als die Holländer Supomo eines Tages mit drei Soldaten zusammen in einen Hinterhalt lockten und überwältigten, hatte Sukirman ihn befreit. Damals hatte ein königlich-holländischer Oberst bereits entschieden, daß Supomo kein regulärer Soldat sei und daher als Bandit aufgehängt werden sollte. Doch bevor die Hinrichtung ausgeführt werden konnte, griff Sukirman das Quartier der Holländer an, in dem Supomo gefangengehalten wurde. Der Oberst starb bei diesem Überfall. Sukirman erschien in dem Stall, in den man Supomo gesperrt hatte, und zeigte ihm den Strick, den er im Zimmer des holländischen Obersten gefunden hatte. Er sagte: »Da hast du ein Souvenir, Bruder! Heb es gut auf, man sagt, es wird keiner zweimal gehängt!«

Sukirman also, dachte Supomo. Er erinnerte sich daran, wie er sich bei ihm für seine Lebensrettung bedankt hatte. Und wie Sukirman wenig später aus der Armee ausgestoßen wurde, weil er Kommunist war, Sohn eines Plantagenarbeiters, den die Japaner getötet hatten. Warum Sukirman? Natürlich, er ist Kommunist. Und die anderen auf den Listen sind es auch. Supomo rauchte mehrere Zigaretten, ehe er sich entschloß, die Kaserne noch einmal zu verlassen.

Es war kurz vor Mitternacht, als er vor der Hütte Sukirmans anlangte. Sie lag am äußersten Rande der Stadt. Eine aus Bambus und Matten zusammengezimmerte Behausung, wie tausend andere auch, dort, wo die Stadt gleichsam niedriger wurde, schäbiger. Der Hauptmann rief leise den Namen Sukirmans. Eine Weile blieb es still, dann antwortete

eine Frauenstimme. Sukirmans Frau rieb sich verschlafen die Augen, als sie im Eingang erschien. Sie kannte Supomo zwar, aber sie konnte sich nicht vorstellen, was er mitten in der Nacht wollte.

»Er ist nicht zu Hause«, sagte sie auf die Frage nach ihrem Mann. Supomo drängte: »Sag ihm, daß ich es bin!«

Aber die Frau hob die Schultern und erwiderte: »Er ist wirklich noch nicht da. Er ist im nächsten Dorf.«

»Kommt er in der Nacht zurück?«

»Es ist nur eine Versammlung«, sagte die Frau. «»Wollen Sie warten?«

Supomo überlegte. Dann entschied er sich. »Ich warte hinter der Hütte. Gehen Sie wieder schlafen. Ich höre es ja, wenn er kommt.« Die Frau wunderte sich, weshalb der Soldat wohl hinter der Hütte warten wollte, aber sie war nicht dazu aufgelegt, sich länger mit ihm zu unterhalten, sie war müde und würde zeitig aufstehen müssen. Also legte sie sich wieder hin und war bald erneut eingeschlafen.

Um diese Zeit war ihr Mann auf dem Heimweg, aber obwohl er ein Fahrrad hatte, ging er zu Fuß. Während der Versammlung hatte ihm irgend jemand die Reifen zerschnitten. Es war müßig, nach dem Täter zu forschen. Man wußte, daß die Grundbesitzer Banden junger Moslemgläubiger dafür bezahlten, daß sie die Tätigkeit der Kommunisten störten. Zuweilen war es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen gekommen. Auch auf der Versammlung an diesem Abend war über solche Vorfälle gesprochen worden. In einigen Dörfern war wieder das Militär erschienen und hatte Bauern verjagt, die gegen den Hunger demonstrierten. Sukirman war in gedrückter Stimmung. Während er das Fahrrad schob und langsam einen Fuß vor den anderen setzte, überlegte er immer wieder: Was ist nur aus unserem Land geworden? Es schien, als gelte nur noch, was die Armee anordnete. Und die Partei

mahnte zum Kampf gegen die »Dorfteufel«, gegen die Korruption, gegen die betrügerischen Manipulationen der Getreidehändler. Immer öfter fragte sich Sukirman, ob dieser Kampf überhaupt geführt werden konnte und was es wohl änderte, wenn man hier und da einen bescheidenen Erfolg erzielte. Sukirman hatte nicht nur Lesen gelernt, er versäumte keine Gelegenheit, sich zu bilden. Zeitungen gehörten zu seiner täglichen Lektüre. Er hatte die Entwicklung Indonesiens in Gedanken immer wieder rekonstruiert, bis in die Zeit, als die Holländer abziehen mußten. Sukarno spielte eine große Rolle in seinen Überlegungen. Bung. In der Partei hieß es, man müsse seine Politik unbedingt unterstützen und die eigenen Interessen zurückstellen. Aber diente seine Politik den armen Leuten? Sukirman hatte viele Illusionen verloren. Der harte Klassenkampf auf dem Dorf hatte aus ihm einen Mann gemacht, der zwar die Weisungen der Parteiführung diszipliniert auszuführen versuchte, der aber nicht mehr davon überzeugt war, daß die Partei auf diese Weise etwas ausrichten konnte.

Bung hatte die Demokratie, die es für ein paar Jahre gegeben hatte, abgeschafft. Was er heute »gelenkte Demokratie« nannte, war eine seltsame Mischung von Präsidialdiktatur und Vetternwirtschaft. Eine Zeitung hatte das sogar einmal geschrieben, sie war verboten worden. Und der Präsident hatte öffentlich erklärt, Indonesien brauche den großen Vater, der es regiere. Er sagte: »Dieses Indonesien ist ein Baby-Land!« Ein Baby-Land, in dem das Militär die Macht ausübt, dachte Sukirman. Und das, was zuweilen das »volksfreundliche Bürgertum« genannt wurde? Sukirman war einmal heftig kritisiert worden, als er in einer Versammlung erklärte, natürlich habe das Bürgertum während des Unabhängigkeitskampfes eine positive Rolle gespielt, obwohl es auch dabei eigene Klasseninteressen vertrat. Gewiß,

das Proletariat habe mit dem Bürgertum gemeinsam für die Unabhängigkeit gekämpft. Aber seit mehr als fünfzehn Jahren kämpfe das indonesische Bürgertum lediglich noch für die Aufrechterhaltung seiner Macht und seiner Vorrechte gegen die Arbeiter und die armen Bauern.

Im August 1958 war Sukirman in Djakarta gewesen, zu einer Besprechung von Bauernfunktionären. Das war jene Zeit, da man über die Niederschlagung der Sumaterarevolte jubelte. Damals schrieben einige Zeitungen in Djakarta, der amerikanische Präsident Eisenhower habe erklärt, die USA hätten sich in der Indonesienfrage bisher neutral verhalten, und sie würden jetzt einige der bisher bestehenden Beschränkungen für die Lieferung von Waffen nach Indonesien aufheben. Kurz darauf war in Djakarta die erste Globemaster-Maschine der Amerikaner eingetroffen, die Waffen brachte. Zunächst hatte man das alles als einen Akt der Vernunft gegenüber Indonesien begrüßt. Aber Sukirman erinnerte sich, daß er einige Monate später erstaunt gelesen hatte, die USA würden den Aufbau der indonesischen Marine fördern. Sechs Patrouillenboote waren schon im Hafen von Tandjung Priok eingetroffen. Die Amerikaner nahmen es offenbar ernst mit ihren Bemühungen um die indonesische Armee. Es war damals nicht bei der militärischen Hilfe allein geblieben. Alsbald eröffneten die USA Bibliotheken, schickten sogenannte Entwicklungshelfer, entsandten Professoren an indonesische Universitäten und Ärzte in die Hospitäler.

Sukirman war als mißtrauischer Mensch bezeichnet worden, der kein Vertrauen in die Politik Sukarnos hätte, als er meinte, die Vereinigten Staaten versuchten das, was ihnen mit der Unterstützung der Sumateraputschisten nicht gelungen war, jetzt nachzuholen, und zwar mit der offenkundigen Billigung des Präsidenten.

Damals vertrat die Partei jedoch noch konsequent die Interessen der Arbeiter und Bauern und forderte immer wieder Sitze im Kabinett, um mitentscheiden zu können. Sukarno indessen hatte das bestehende Kabinett aufgelöst, weil es versuchte, seine Politik wenigstens in einigen Fällen zu korrigieren. Er bildete ein neues und nannte es Gotong-Royong-Parlament, wobei er alle Mitglieder persönlich ernannte.

Daraufhin hatte die Partei eine scharfe öffentliche Auseinandersetzung begonnen und angezweifelt, ob dieses Kabinett in der Lage sei, sein Programm zu erfüllen: die Bevölkerung mit Kleidung und Nahrung zu versorgen; die Sicherheit des Landes zu gewährleisten und den Imperialismus zu bekämpfen.

In einigen Gegenden hatte daraufhin das Militär die Tätigkeit der Partei verboten, Funktionäre verhaftet und Büros geschlossen. Doch die Partei hatte die Lage damals richtig beurteilt: Die Preise stiegen weiter, die Lebensmittel wurden knapper, und jene Schicht von Parasiten und Geschäftemachern, die die wirren Verhältnisse im Regierungsapparat für ihre persönliche Bereicherung ausnutzte, vergrößerte sich. Nicht wenige von ihnen waren Militärs. Sie übernahmen enteignete ausländische Betriebe und wirtschafteten in die eigene Tasche.

Sukarno hatte die Kritik der PKI, die in einer Politbüroerklärung vom Sommer 1959 enthalten war, zunächst damit beantwortet, daß er alle Streiks verbot. Die Armeeführung war noch weiter gegangen. Sie hatte jegliche Publizierung der Erklärung verboten. Selbst die »Harian Rakjat« durfte nicht erscheinen. Verteidigungsminister Nasution bezeichnete die Kommunisten als eine »politische Gruppierung, die offene Rebellion gegen die Regierung betriebe«. Schließlich wurden alle Mitglieder des Politbüros unter Hausarrest ge-

stellt und durften Djakarta nicht verlassen. Währenddessen entfesselten rechtsgerichtete Zeitungen eine wütende Hetzkampagne gegen die Kommunisten. Zum erstenmal tauchten besonders in der Moslempresse wieder die Schlagworte von den Ungläubigen auf. Der Hinweis auf den Heiligen Krieg, den man gegen diese Ungläubigen führen müsse, um sie endlich zu vernichten, fehlte nicht.

Sukarno hatte dann versucht, die Situation zu entschärfen, indem er öffentlich sagte, er sei selbst ein Marxist. Niemand nahm das ernst. Dann gründete er einen Provisorischen Volkskongreß, der seine Ideen von der Zusammenarbeit aller nationalen, religiösen und auch der kommunistischen Kräfte durchsetzen sollte. Das Schlagwort NASAKOM tauchte immer öfter auf als Abkürzung dieses Prinzips, mit dem Sukarno gedachte, die widerstrebenden Klassenkräfte im Lande gewissermaßen unter ein nationales Dach zu bringen und die Klasseninteressen auszuklammern.

Während Sukirman sein Fahrrad durch die Nacht schob, erinnerte er sich an die Diskussionen, die es damals unter den Kommunisten in dieser Gegend gegeben hatte. Die Parteiführung hatte sich mit dem Eintritt in die NASAKOM einverstanden erklärt, obwohl in weiten Gebieten des Landes juristisch noch ein Verbot der Partei in Kraft war, das die Armee verfügt hatte. Man hatte im Kreis der Genossen darüber gestritten, ob der Eintritt nicht doch Verzicht bedeutete, eigene Klassenziele zu realisieren, und ob sich die Partei nicht damit unter das Diktat der Ideen Sukarnos begebe. Man hatte sich nicht einigen können, und die Parteiführung war der NASAKOM beigetreten. Daß sie damit zu einer Art Ausführungsgehilfen einer im Prinzip bürgerlichen Politik wurde, merkten nur wenige Genossen, und sie merkten es zu spät. Denn inzwischen hatte Sukarno seinerseits durch seine Übereinkunft mit den Pekinger Maoisten erreicht,

daß diese der PKI aufschwätzten, Loyalität gegenüber der Politik Sukarnos sei echter indonesischer Patriotismus und Marxismus.

Für Sukirman hatte es in den letzten Jahren nur eine Aufgabe gegeben: die gesetzlich verankerte Landreform in die Tat umzusetzen. Es war ein endloses Tauziehen zwischen den Grundbesitzern, dem Militär, den Regierungsstellen und den landarmen Bauern sowie den Funktionären der PKI geworden. Man war heute weiter von einer echten Lösung entfernt denn je.

Sukirman und auch die Mehrzahl der Bauernfunktionäre, die er kannte, kamen sich betrogen vor. Die Grundbesitzer fühlten sich unter dem Schutz der Armee wieder völlig sicher. Wie es aussah, würden die halbfeudalen Verhältnisse auf dem indonesischen Dorf für unbestimmte Zeit erhalten bleiben.

Sukirman schob das Rad auf seine Hütte zu. Er stellte es an die Mattenwand und wollte seine Behausung betreten, als plötzlich der Hauptmann aus der Dunkelheit auftauchte und vor ihm stand. Er erkannte ihn und fragte verwundert: »Du?«

»Ja, ich«, sagte Supomo. »Ich habe mit dir zu reden.«

Sukirman brummte zwar unwillig: »Ich wüßte nicht, was«, aber er folgte dem Offizier hinter die Hütte.

Sukirman war ein großer, hagerer Mann, ebenso groß wie der Offizier. Aber er unterschied sich schon äußerlich kraß von diesem. Er lief barfuß und trug weite, schwarze Kattunhosen und eine ebenso weite schwarze Jacke, während der Offizier in seiner gut sitzenden Uniform geradezu elegant wirkte. Die beiden Männer gingen ein Stück die Straße entlang, bis dorthin, wo die Hütten aufhörten. Hier setzten sie sich an den Straßenrand. Supomo zog Zigaretten aus der Tasche, und sie rauchten eine Weile schweigend, bevor der

Offizier langsam sagte: »Ich bin gekommen, weil ich bei dir noch eine Schuld habe. Jetzt kann ich sie abtragen.«

»Ich wüßte von keiner Schuld«, knurrte Sukirman.

Supomo sagte: »Ich bringe dir den Strick, an dem du hängen sollst. So wie ich damals, Bruder.«

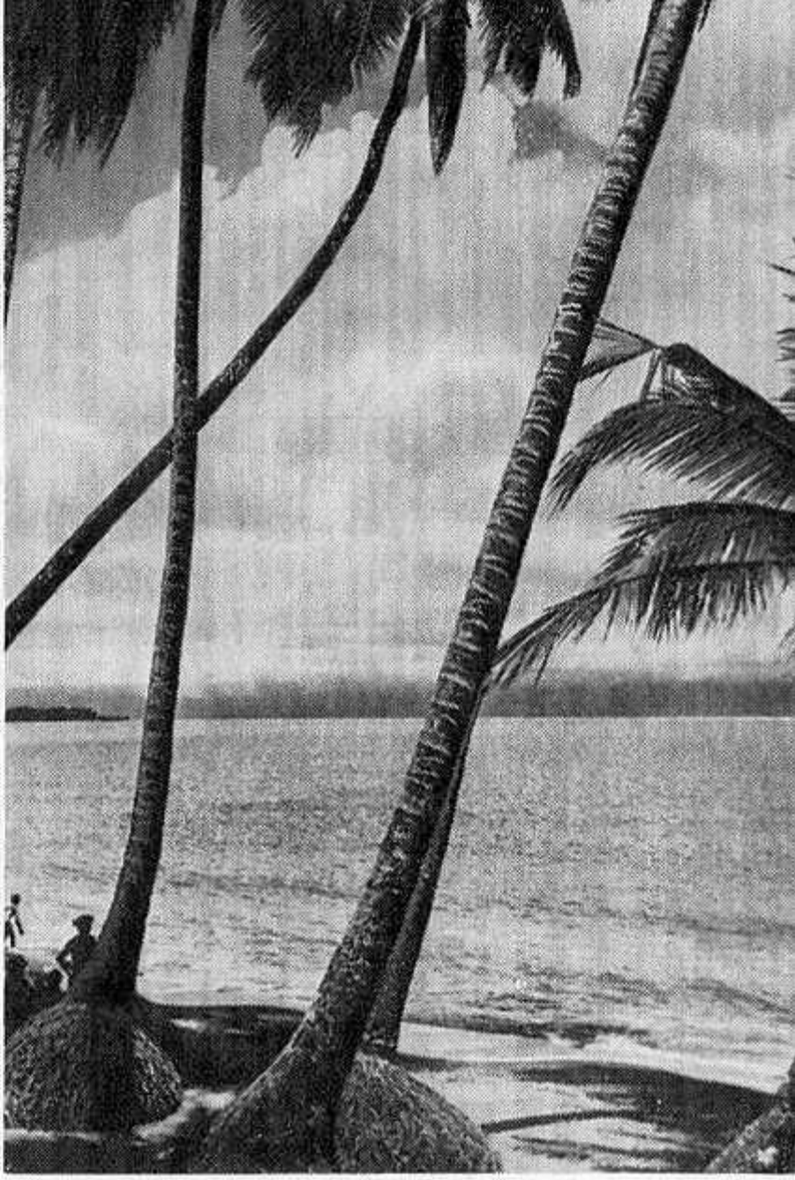
Sukirman fuhr auf. »Was redest du von einem Strick? Ich kenne niemanden, der mich hängen möchte. Und sag nicht Bruder zu mir. Das warst du mal. Jetzt bist du auf der anderen Seite. Du verteidigst die Ausbeuter. Dort habe ich keine Brüder.« Supomo rauchte gelassen weiter. Schließlich meinte er: »Nun gut, Sukirman, machen wir uns nichts vor. Du bist Kommunist, und ich bin Offizier. Ich habe persönlich nichts gegen dich, im Gegenteil, ich könnte mit dir ganz gut auskommen. Ich hätte nicht einmal etwas gegen das, was du in deiner Bauernorganisation treibst. Ich bin ein Waisenkind, also niemand, der Eltern hat, die Grundbesitzer oder Fabrikanten sind oder Händler. Aber das ist eine ganz andere Sache. Jedenfalls bin ich Offizier in der Armee, und du stehst auf einer Liste von Leuten, die in einer oder zwei Wochen beseitigt werden sollen. Frage mich nicht, woher ich das weiß, und frage mich nicht, wie das zusammenhängt. Ich weiß es nicht. Ich kann nichts weiter machen, als dich warnen. Nimm deine Frau und dein kleines Mädchen und verschwinde. Es ist ein guter Rat. Wenn du erst an einer Wand stehst und vor dir eine Reihe Soldaten, ist es zu spät. Sie werden auf Kommando schießen.«

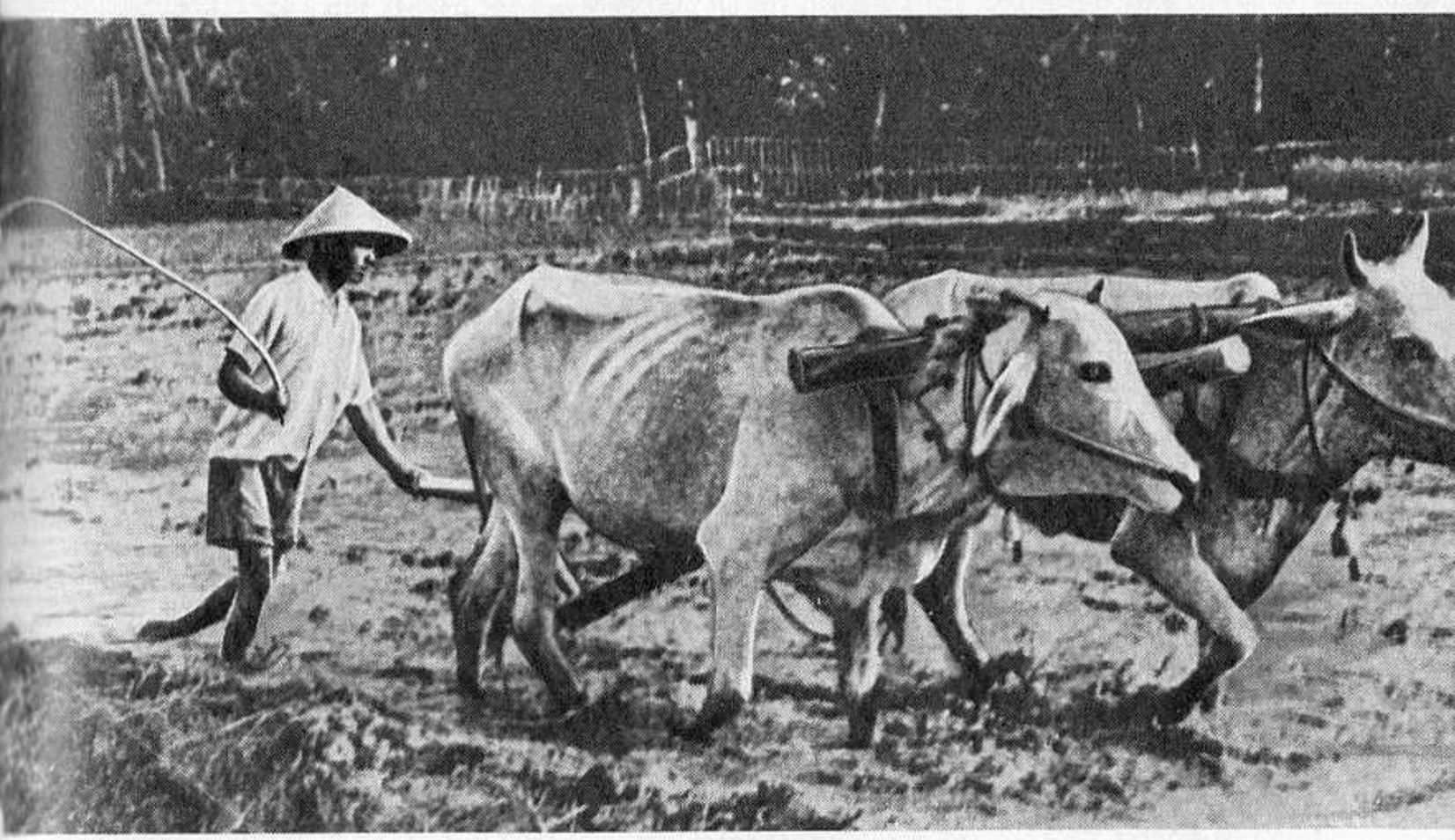
»Ach«, machte Sukirman. »Du warnst mich?«

»Ich warne dich, ja.«

»Danke«, sagte Sukirman ironisch. »Aber aus welchem Grund sollte man mich erschießen wollen? Ich gehöre einer legalen Partei an, arbeite legal unter den Bauern und tue nichts, das die Gesetze verletzt. Warum?«

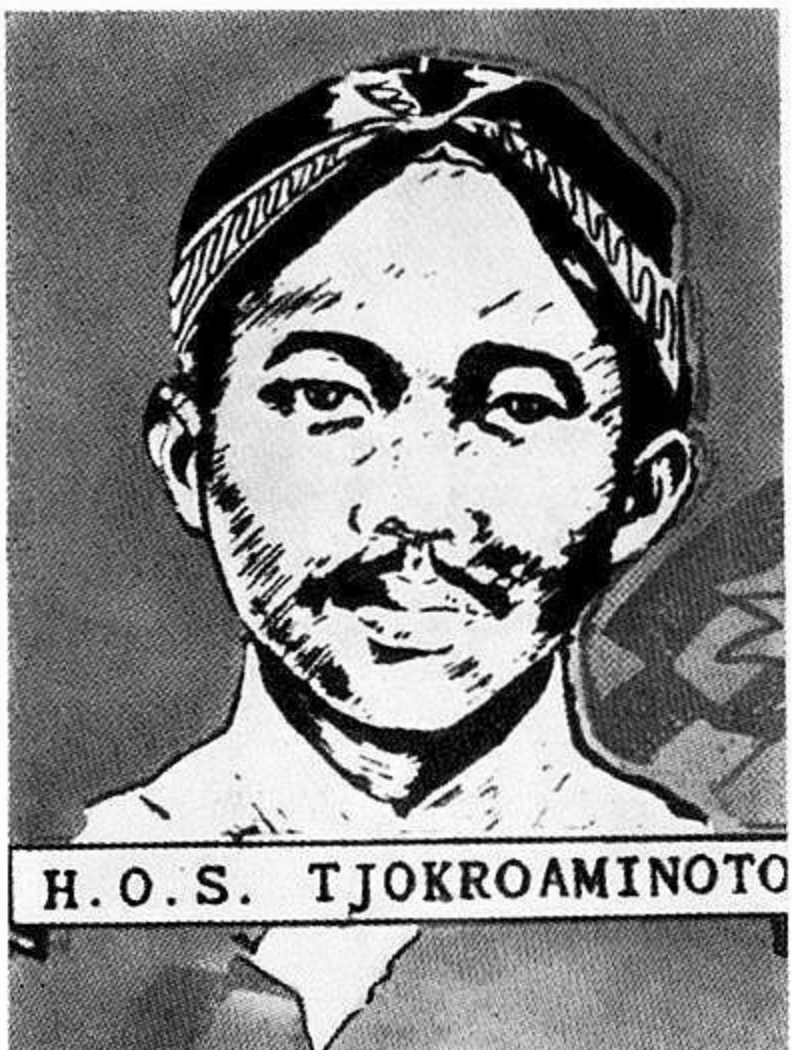
Supomo wiegte den Kopf. Geduldig sagte er: »Es wird





„In einem strahlend schönen Land wohnt ein seltsam trauriges Volk“

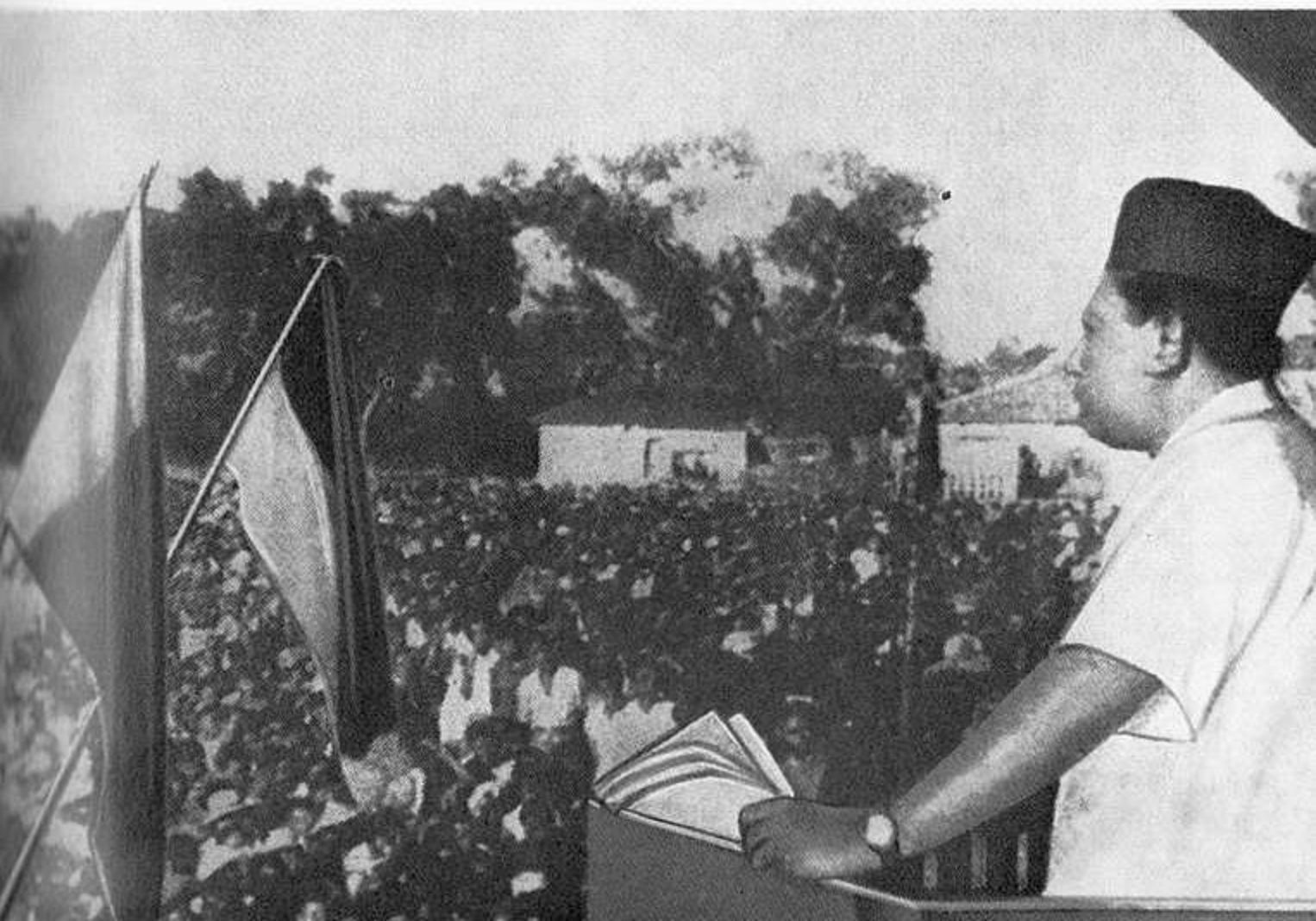
Prinz Diponegoro, Führer des Bauernaufstandes (1825–1830) gegen die niederländischen Kolonialisten

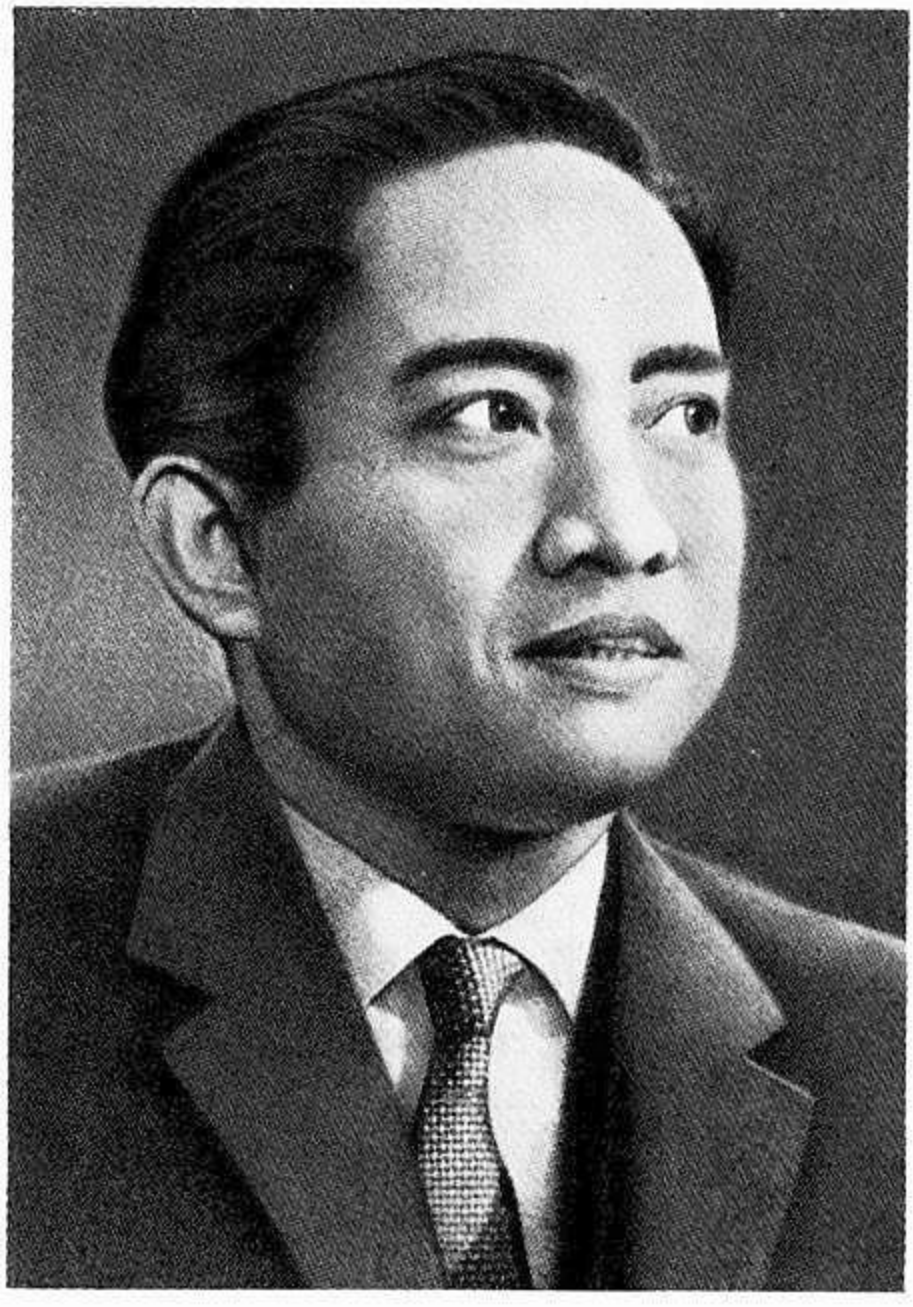


Tjokroaminoto; übte auf Sukarno nachhaltigen Einfluß aus

Alimin, einer der Begründer der PKI

Manowar Musso, bis zu seiner Ermordung 1948 Generalsekretär der PKI





Führende Funktionäre der PKI, ermordet von der Reaktion:
Aidit, Generalsekretär bis 1965 (links)
Lukmann, Stellvertretender Generalsekretär (unten links)
Sudismann, Mitglied des Politbüros (unten)

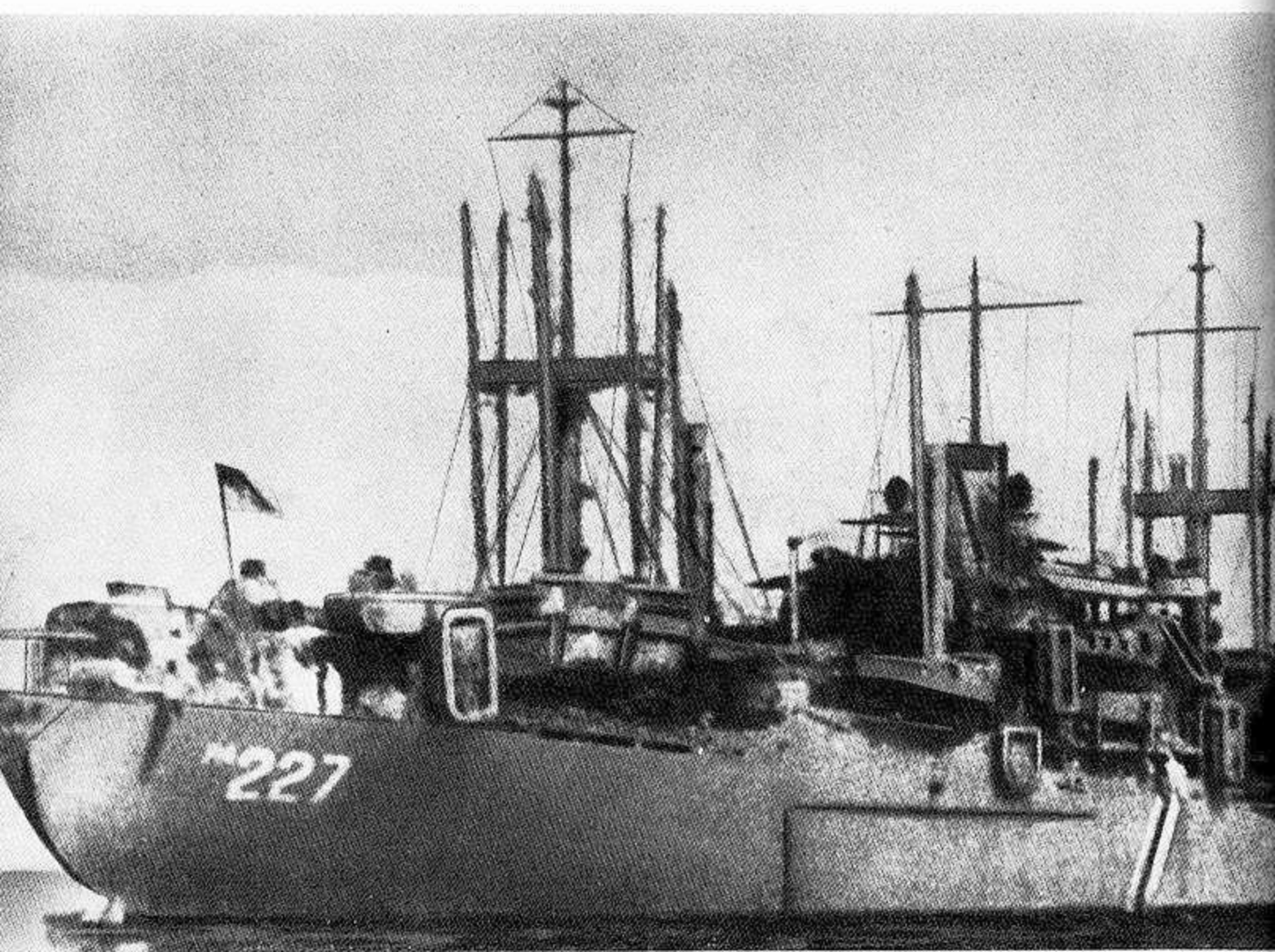
Ein holländisches Gericht verurteilte Sukarno 1930 zu vier Jahren Haft. Hier vor der Verhandlung mit Freunden und Rechtsanwälten

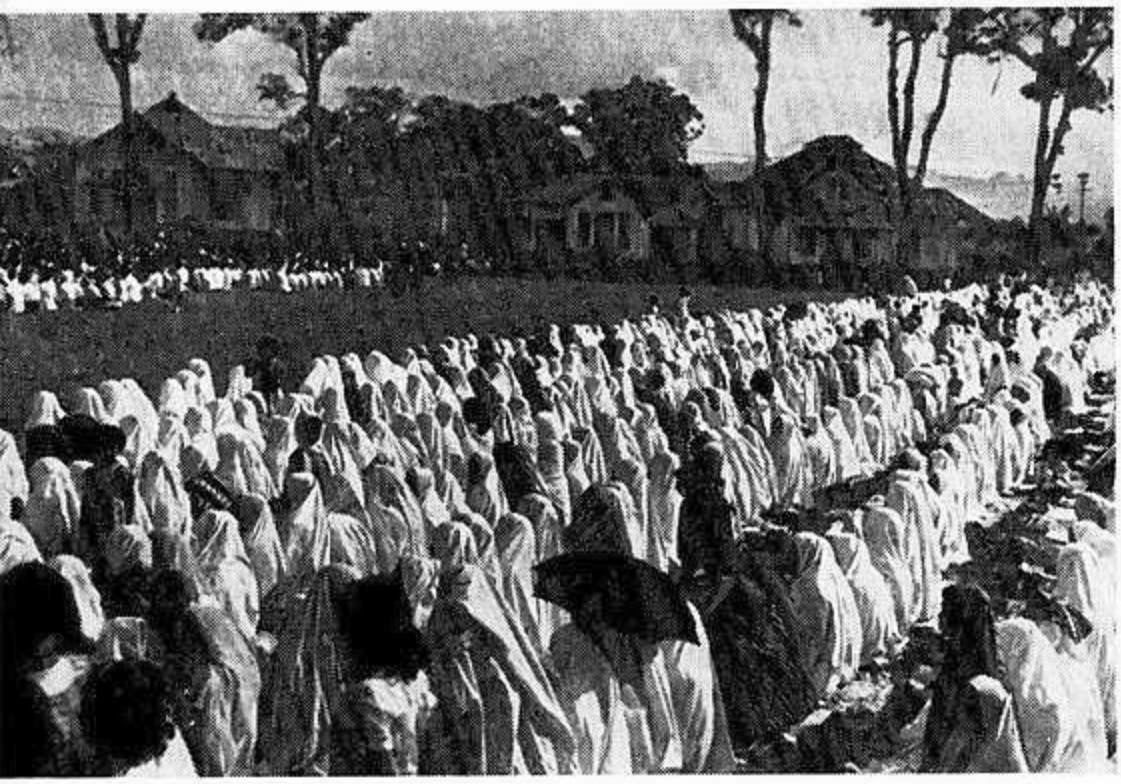
Sukarno auf einem Massenmeeting gegen die rückkehrenden niederländischen Kolonialisten

Widerstandskämpfer in Aktion; ohne ihren selbstlosen Einsatz wäre es nicht gelungen, die Niederlande an den Verhandlungstisch zu zwingen (rechte Seite)

Aus Granatsplittern gefertigte Medaille für Teilnehmer am Widerstandskampf

Die „Renville", ein altes US-Transportschiff, diente als Konferenzort





Ermordet in Madiun – Generalsekretär der PKI Musso

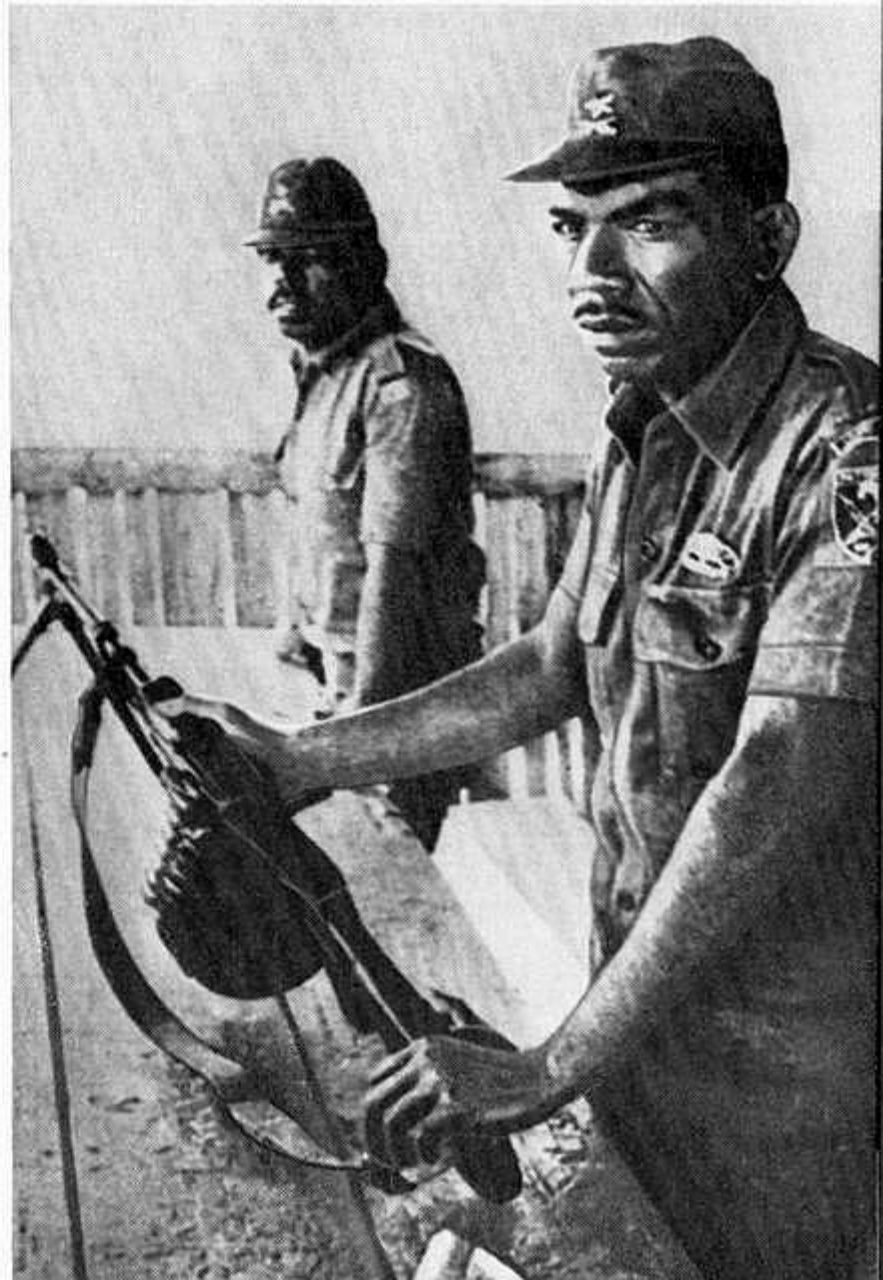
Bild oben links: Nach dem Massaker veranstaltete die Regierung ein makabres Trauerzeremoniell (links Sukarno; Mitte: Dr. Hatta)

Bild Mitte links: Moslemgläubige beim Gebet; über 90 Prozent der Indonesier sind Anhänger des Islam

Bild unten links: Sukarno im Kreise von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens beim Frühstück

Die PKI hatte es äußerst schwer, sich in der jungen Republik gegen die Anschläge der Bourgeoisie zu behaupten. Gründung der Aliarcham-Akademie für die Ausbildung von Parteikadern im April 1964 (oben dritter von links Aidit)

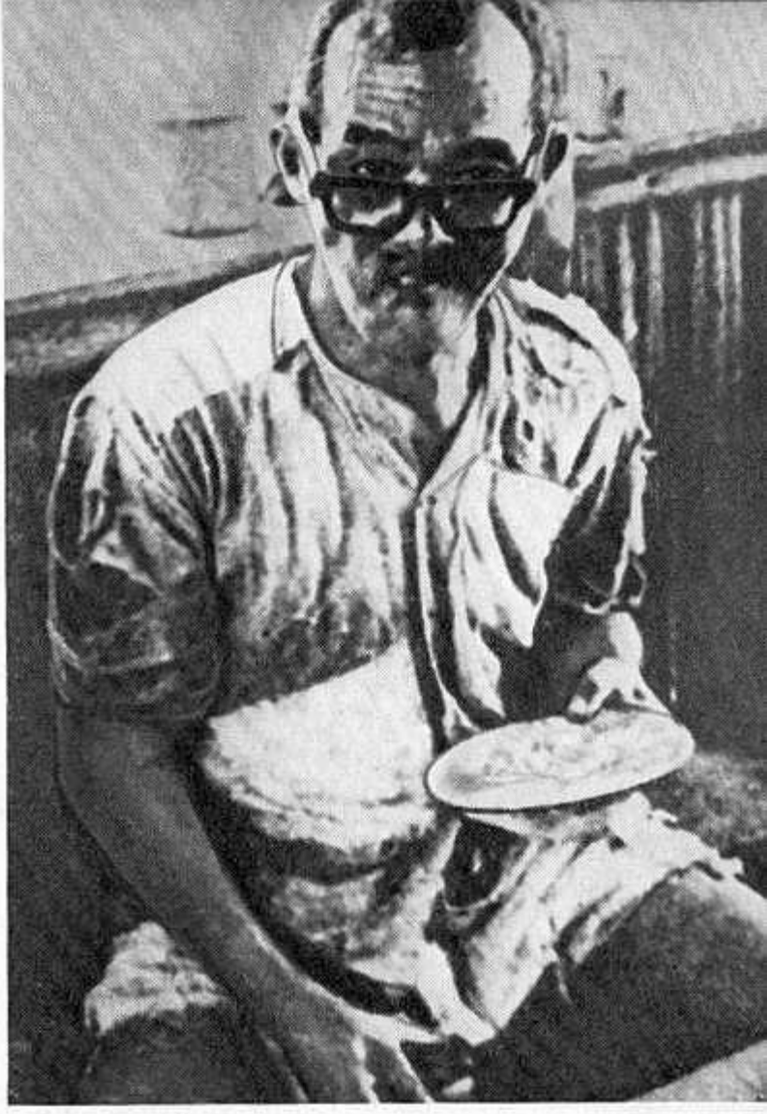
„Saison der Hackmesser“



Im Botanischen Garten von Bogor . . .

. . . entstand nach dem Putsch ein KZ

Unzählige indonesische Werktätige wurden nach dem Putsch aller Rechte beraubt



Pramudya Anantatur – einer der bedeutendsten Schriftsteller Indonesiens – befindet sich seit 1969 auf der KZ-Insel Buru (oben)

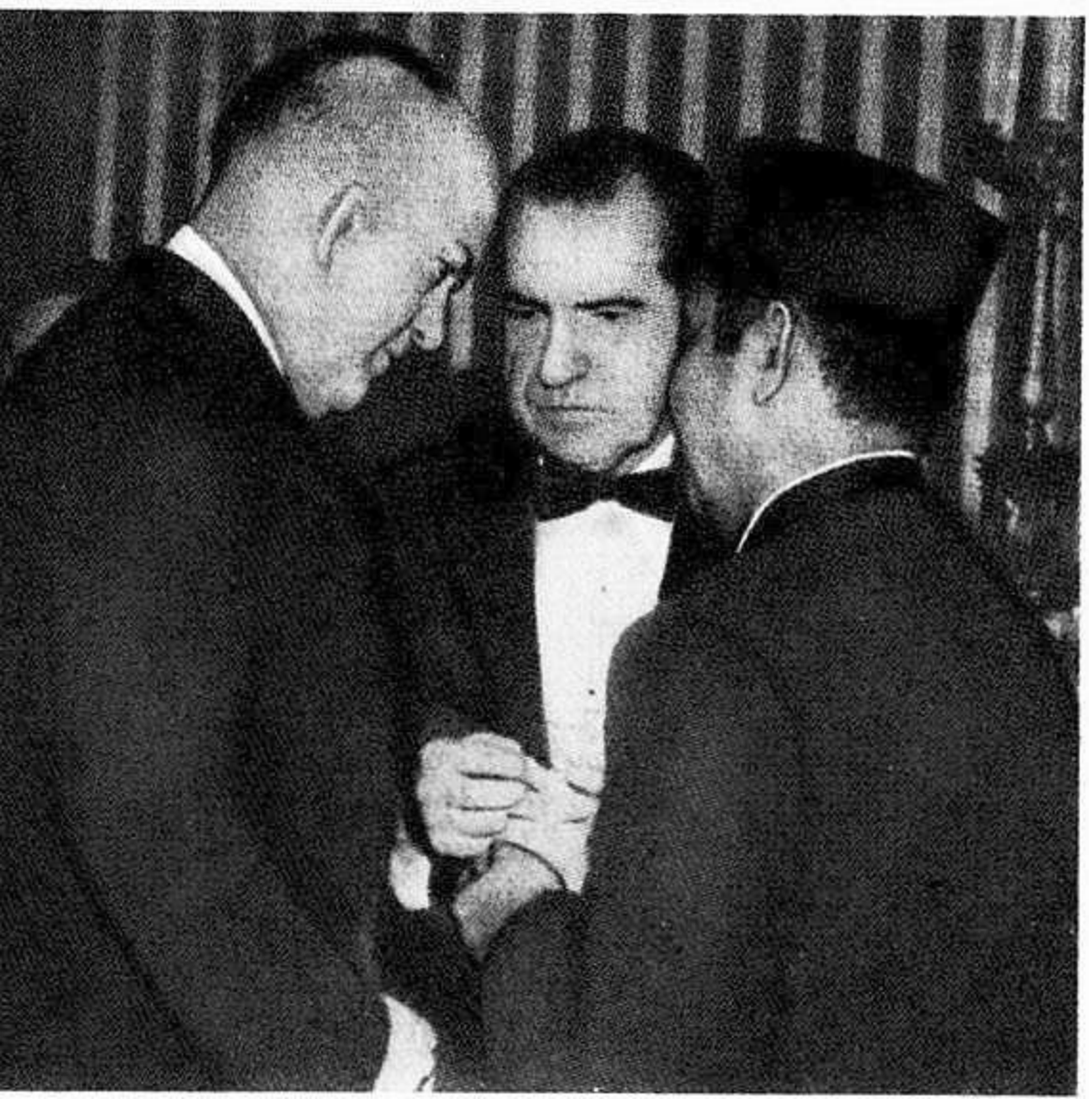
Mehr als 500 000 Indonesier wurden ermordet (oben rechts)

Ein Kommunist vor Gericht – Verhandlungen dieser Art endeten immer mit dem Todesurteil (Mitte rechts)

Auch er gehörte zu den Opfern: Minister Surachman, führendes Mitglied der PNI (unten rechts)

Einer von den Tausenden Häftlingen in einem der KZs in Zentral-Java (links)

Der relativ unbekannte General Suharto geriet durch die Verkettung verschiedener Umstände an die Macht



Suharto im Gespräch mit US-Präsident Nixon

dir niemand einen Grund nennen, glaub mir. Was da kommt, ist seit einer Weile vorauszusehen. Ich kann es nicht ändern. Ich kann lediglich einen Mann, dem ich mein Leben verdanke, warnen. Ich setze einiges aufs Spiel dabei, wenn du darüber sprichst. Deshalb bitte ich dich, nicht darüber zu reden. Rette dich. Geh!«

Sukirman spürte an der Stimme des Offiziers, daß es ihm ernst war. Was bedeutete das? Listen mit Namen? Der Offizier nickte. Und wann soll das geschehen? Supomo zuckte die Schultern.

»Geh«, sagte er noch einmal.

»Du glaubst, es gibt eine Aktion dieser Art? Mit einer Jagd auf Kommunisten?«

»Ja.«

Sukirman schüttelte den Kopf. Es fiel schwer zu begreifen, was das bedeuten sollte. Natürlich stand die Armee auf der Seite der Grundbesitzer. Schon immer stand sie dort. Aber war dies denn nicht ein Staat, in dem es ein Gesetz gab und ein Recht? Supomo antwortete eine Weile nichts. Dann drückte er den Rest seiner Zigarette aus und erhob sich. Er sah Sukirman an, als er sagte: »Bruder, sie werden mit dir nicht über Gesetze streiten. Sie werden eines Nachts kommen. Vor deiner Tür werden sie rufen ‚Sukirman, komm heraus', und dann werden sie dich an den nächsten Baum hängen oder erschießen. Das ist alles, was ich weiß. Aber das weiß ich genau. Glaub mir und geh.«

»Und wenn ich nicht gehe?«

Supomo nahm ihn bei den Schultern, als sie zur Hütte zurückgingen. »Es ist ernst«, sagte er leise. »Überleg gut, was du tust. Die Gewehre sind geladen. Warte nicht, bis sie auf dich gerichtet sind.«

An der Hütte blieben sie stehen. Supomo hielt Sukirman die Hand hin, er nahm sie. Einen Augenblick überlegte er,

ob Supomo vielleicht gar nicht gekommen war, um ihn vor einer wirklichen Gefahr zu warnen, sondern nur, um ihn auf diese Weise aus dem Wege zu schaffen. Wenn ich von hier weggehe, sind die Bauern ohne mich. Bis ein anderer an meine Stelle tritt, ist leichter mit ihnen fertig zu werden. Aber das konnte nicht der Grund für Supomos nächtlichen Besuch sein. Supomo war kein Lügner. Außerdem sah er nicht so aus, als ob er gerade dabei war, einen billigen Trick anzubringen.

»Danke«, sagte Sukirman, als er die Hand des Offiziers hielt. Supomo nickte nur. Er sah betroffen aus. Wie ein Mann, der nicht weiß, was er tun soll. Er drehte sich einfach um und ging zu Fuß zurück zur Stadt. Sukirman sah ihm lange nach. Dann kam seine Frau aus der Hütte und wollte wissen, was der Offizier mitten in der Nacht bei ihnen zu suchen hatte. Sie erschrak, als ihr Mann es ihr erklärte. Auch sie hatte Zweifel, ob er nicht doch vielleicht übertrieben habe. Sukirman schickte sie schlafen. Er selbst hockte sich vor die Hütte und dachte über die Warnung des Offiziers nach.

Soll ich einfach weggehen? fragte er sich. Mich in Sicherheit bringen? Kann ich es verantworten, das zu tun? Nein. Seit es die Partei gab, hat es auch immer die Gefahr gegeben, daß man seinen Einsatz für die Partei mit dem Leben bezahlt. Jeder Kommunist weiß das. Und ein Kommunist läßt sich nicht so einfach einschüchtern. Nein, dachte Sukirman, ich werde auf meinem Posten bleiben. Kommunisten laufen nicht davon, wenn Gefahr aufzieht. Ich werde weiter versuchen, für das Landproletariat zu kämpfen. Trotz der Müdigkeit. Trotz der vielen Zweifel und Rückschläge. Die Partei ist stark. Sie wird Wege finden. Wenn nicht heute, dann morgen. Warnung oder nicht – der Kommunist Sukirman bleibt da, wo die Partei ihn hingestellt hat.

Landlords und KABIRS

Indonesiens feudaler Landadel war bis zur Befreiung des Inselreiches durch die Augustrevolution die herrschende Macht auf dem Lande gewesen. Der Boden, den die Holländer nicht für sich okkupiert hatten, wurde von Lohnsklaven reicher Landbesitzer bearbeitet, die meist nicht einmal auf den Dörfern lebten, sondern in den Städten, wo sie das genossen, was sie die Freuden der Zivilisation nannten. Ergebnis davon war eine tiefgreifende Verarmung der Dorfbevölkerung. Mit der Befreiung verlor der Landadel zwar einen Teil seiner Vorrechte, die ihm von den Holländern bewußt eingeräumt worden waren, aber es zeigte sich, daß die Augustrevolution eben nicht gegen den Feudaladel und die Großgrundbesitzer gerichtet gewesen war, die den Kolonialherren immerhin als gewichtige soziale Stütze gedient hatten.

Nach und nach übernahm der Staat den größten Teil des Landbesitzes und ließ ihn durch staatliche Aufseher verwalten. Für 70 Prozent der indonesischen Bevölkerung, die auf dem Lande lebte, änderte sich damit zunächst nichts, denn Methoden und Umfang der Ausbeutung nahmen auch unter der Aufsicht staatlicher Verwalter nicht ab. In den Dörfern sprach man bald von staatlichen Ausbeutern. An einigen Orten hatten die Bauern besonders verhaßte Grundbesitzer nach 1945 verjagt und deren Land unter sich aufgeteilt. Aber das blieben Einzelaktionen. Im großen gesehen vollzog sich eine Konzentration des Landbesitzes, teils unter staat-

licher Verwaltung und teils unter neuen Privatbesitzern. Die Eigentümer waren meist in den Dörfern unbekannt. Sie ließen die Verwaltung durch Mittelsmänner besorgen. Eigenes Land hatten nur sehr wenige indonesische Bauern, und wenn sie welches besaßen, dann waren es verschwindend kleine Flächen, deren Bewirtschaftung meist nicht die Familie des betreffenden Bauern ernähren konnte, so daß er und seine Angehörigen in der Regel gezwungen waren, ihre Arbeitskraft zusätzlich an die Grundbesitzer zu verkaufen. In Java beispielsweise besaßen gegen Ende der fünfziger Jahre etwa 9 Prozent aller Bauern, die überhaupt Land ihr eigen nannten, Flächen von weniger als einem, zumeist sogar unter 0,25 Hektar. Eine Familie war damit nicht zu ernähren. Um beispielsweise fünf Personen ernähren zu können, brauchte ein Bauer in Java mindestens einen Hektar bewässertes Reisland.

Anfang der sechziger Jahre war die Verarmung der Bauern weiter fortgeschritten, die Bodenkonzentration in den Händen skrupelloser Landlords weiter angestiegen. 60 Prozent der ländlichen Bevölkerung Indonesiens besaßen überhaupt keinen Boden und lebten lediglich von Lohnarbeit. Die Enteignung der großen, noch von den Holländern okkupierten Plantagen hatte weder an der Situation der Bauern noch an der des Landproletariats etwas geändert. Die holländischen Plantagen gingen in Staatsbesitz über, das heißt, sie wurden von Militärs bewirtschaftet, die den größten Teil des erwirtschafteten Ertrages in die eigene Tasche steckten. Dazu kam, daß die Regierung keinerlei Maßnahmen vorgesehen hatte, um das harte Los der kleinen Bauern etwa durch die Bereitstellung landwirtschaftlicher Geräte oder ähnliche Hilfeleistungen zu erleichtern. Selbst bei Krediten, die der Staat vergab, wurde ein Mindestbesitz von drei Hektar gefordert.

Zwischen jenen, die Land besaßen, gab es krasse Unterschiede. Ein halber Hektar war das Durchschnittsmaß bei den ärmeren landbesitzenden Bauern. Nur 4 Prozent der Landbevölkerung hingegen besaßen mehr als zwei Hektar, und zwar meist erheblich mehr. Die Landlords mit mehreren hundert Hektar verpachteten kleine und kleinste Parzellen an Landproletarier. Als Zins nahmen sie Naturalien, die oft mehr als 70 Prozent des Ertrages ausmachten. Dazu trieben noch Geldverleiher und Wucherer ihr Unwesen, meist im Auftrage und mit den Geldern der Landbesitzer.

In den vergangenen Jahren hatten diese extrem schlechten Lebensbedingungen auf dem indonesischen Dorf ein Anwachsen der revolutionären Kräfte, besonders unter dem Landproletariat zur Folge gehabt. Die PKI vertrat die besitzlosen Bauern und die Kleinpächter und verlangte immer wieder von der Regierung die Durchführung einer Landreform. Doch Sukarno war einer Entscheidung darüber lange ausgewichen. Das Bürgertum war nicht an einer Hebung des Lebensstandards der Landbevölkerung interessiert, im Gegenteil, es hielt sich vor jedem Angriff auf die Privilegien der Grundbesitzer zurück. Dazu kam, daß die meisten Landlords Mitglieder der einflußreichen Moslempartei waren, und der Prophet lehrte, daß nicht der Besitz der Reichen zugunsten der Armen aufgeteilt werden müsse, sondern daß die Reichen nur verpflichtet wären, Mildtätigkeit walten zu lassen. So kam es bis Anfang der sechziger Jahre zu keiner durchgreifenden – geschweige denn revolutionären – Veränderung der Verhältnisse auf dem Dorf.

Aber die PKI stellte ihre Forderung immer wieder, und sie verfügte auf dem Lande über eine ständig anwachsende Anhängerschaft, besonders in der linken Bauernorganisation BTI. So sah sich Sukarno im Herbst 1960 genötigt, ein Agrargrundgesetz zuzulassen, dem Anfang 1961 die Ver-

ordnung über die Höchstgrenze für privaten Bodenbesitz folgte.

Diese gesetzlichen Bestimmungen sahen vor, daß grundsätzlich jeder Landbesitzer sein Land selbst bearbeiten müsse. Deshalb wurde das Limit für den privaten Bodenbesitz – angepaßt an die unterschiedlichen Bedingungen auf den verschiedenen Inseln – neu festgesetzt. Danach sollte privater Landbesitz in den dicht besiedelten Gebieten, beispielsweise in Java, fünf Hektar bewässertes Reisland nicht überschreiten beziehungsweise sechs Hektar unbewässertes Land. In den spärlicher besiedelten Gebieten erlaubte das Gesetz den Besitz von fünfzehn oder gar zwanzig Hektar. Auch die Pachtzahlung wurde neu geregelt. Fortan sollte kein Pächter mehr gezwungen werden können, mehr als 50 Prozent seiner Ernte an den Besitzer des Bodens abzuliefern, bei nicht bewässerten Flächen betrug das Limit des abzuliefernden Ernteanteils nur noch ein Viertel der Gesamternte.

Das Gesetz über den Bodenbesitz war nicht revolutionär, aber bei konsequenter Durchführung hätte es die Lage der indonesischen Landbevölkerung doch erheblich verbessern können. Von den insgesamt 12,7 Millionen Hektar bebauten Bodens in ganz Indonesien wären nach dem neuen Gesetz etwa 1 Million Hektar neu aufzuteilen gewesen. Die Bauern gingen mit Eifer daran, das Gesetz zu realisieren, aber die Grundbesitzer leisteten Widerstand. Als die Bauern nicht nachgaben, verbündeten sie sich mit der Armee, die sofort mit Waffengewalt einschritt, wo sich Bauern daran machten, auf eigene Faust zu handeln. Es kam zu blutigen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf Hunderte von Bauern getötet wurden, ebenso Funktionäre der PKI, die an der Spitze der Bauernorganisation für die Interessen der Landbevölkerung eintraten.

Juristisch gab es ebenfalls keine Möglichkeit, eine Durchführung des Gesetzes zu erzwingen, da die Armee – einschließlich der Polizei – die einzige bewaffnete Macht im Lande war, und diese Macht stand an der Seite der Landlords. So erwies es sich als unmöglich, die Macht der Großgrundbesitzer ernstlich anzutasten.

Sukarnos Politik orientierte sich inzwischen immer stärker auf das außenpolitische Gebiet. Er stellte die Wiedergewinnung des von den Niederlanden immer noch widerrechtlich besetzten Westirians als entscheidendes Problem dar und verfügte, man müsse seiner Lösung alle innenpolitischen Probleme unterordnen. Ohne daß das Landreformgesetz aufgehoben wurde, war es damit praktisch zu den Akten gelegt worden. Als die Unruhen immer noch nicht aufhörten, berief Sukarno 1964 eine Konferenz nach Bogor ein, auf der die PKI verpflichtet wurde, sich jeglicher Aktionen um die Bodenaufteilung zu enthalten. Die PKI ging auf diese Art Burgfrieden ein und verlor damit unter der Landbevölkerung einen großen Teil ihres Ansehens.

Dagegen engagierte sie sich in der Westirian-Kampagne und stellte diese Aufgabe allen anderen voran. Ende 1961 wurde ein militärisches Oberkommando zur Befreiung dieses Gebiets gebildet. Durch Intervention der UNO wurde es dann im Frühjahr 1963 in den indonesischen Staat eingegliedert.

Monate zuvor, als diese Entwicklung bereits abzusehen war, hatte Präsident Sukarno jedoch bereits seine Konfrontationspolitik gegenüber Malaysia begonnen.

Der 1957 unabhängig gewordene Staat wollte sich die auf Kalimantan gelegenen britischen »Schutzgebiete« Sarawak und Sabah eingliedern. Sukarno sah in diesem Vorhaben eine Bedrohung Indonesiens und mobilisierte die Nation. Die diplomatischen Beziehungen wurden abgebrochen,

und militärische Kommandos begannen an der Grenze zu Sarawak und Sabah einen Kleinkrieg. Wieder gab es ein sogenanntes großes politisches Problem, das von den wachsenden Schwierigkeiten in Indonesien ablenken sollte.

Die Westirian-Kampagne und ebenso die Konfrontationspolitik gegenüber Malaysia werteten das Prestige der Armee im Staat auf. Das immer noch bestehende Kriegsrecht machte es den Befehlshabern in einzelnen Bezirken möglich, sich ungehindert über Gesetze und Anordnungen der Regierung hinwegzusetzen. Wenngleich es nicht gelungen war, die nach der Politbüroerklärung von 1959 begonnenen Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Kommunisten fortzuführen, weil sich die PKI inzwischen hinter das Politische Manifest des Präsidenten gestellt hatte, so beobachtete das Militär doch überall die Tätigkeit der Kommunisten äußerst wachsam und zögerte nicht einzuschreiten, wo seine Interessen auf dem Spiel standen. Vor allem geschah das überall dort, wo Arbeiter versuchten, mit demokratischen Mitteln eine Besserung ihrer Lebenslage herbeizuführen.

Die Zahl der Lohnarbeiter Indonesiens lag bei etwa 3 bis 4 Millionen. Etwa 80 Prozent von ihnen waren auf Plantagen beschäftigt, also eng mit dem Landleben verbunden. Dazu kamen mehr als 15 Millionen Arbeitslose, die irgendwann einmal Lohnarbeiter gewesen waren und die gelegentlich für begrenzte Zeit in einem Arbeitsverhältnis unterkommen konnten. Die relativ geringe Zahl der Lohnarbeiter war teilweise auf die Eigenart des Landes zurückzuführen und auf seine Vergangenheit als kolonialistisch ausgebeutetes Agrarland. Zum anderen war die industrielle Entwicklung, für die es angesichts der reichen Bodenschätze und der uneigennützigen Hilfe der sozialistischen Länder beim Bau von Industrieanlagen gute Erfolgsaussichten gegeben hätte, total zurückgeblieben.

Der erste Versuch, den industriellen Aufbau Indonesiens planmäßig zu organisieren, war 1951 mit einem sogenannten Zweijahrplan begonnen worden. Er sah unter anderem die Errichtung von mehr als zwanzig Großbetrieben der Schlüsselindustriezweige vor. Weitere zwanzig sollten folgen. Von diesem Programm wurde nur ein kleiner Bruchteil realisiert. Die Ursachen für dieses Zurückbleiben wurden nur teilweise erforscht, jedenfalls wurden keine positiven Schlüsse daraus gezogen. Mangelnde Kenntnisse und Erfahrungen auf dem Gebiet der modernen Technik, der Wirtschaftswissenschaft und der Leitungstätigkeit spielten dabei eine große Rolle.

Doch wenn auch der Versuch gemacht wurde, Kader für verantwortliche Aufgaben bei der Industrialisierung heranzubilden, teilweise auf Hochschulen in sozialistischen Ländern, so verliefen diese Anstrengungen doch im Sande der Verwaltungsbürokratie. Teils waren die Staatsorgane nicht in der Lage, ihre Aufgaben zu erfüllen, teils aber wurde ihre Tätigkeit auch bewußt sabotiert, aus Eigennutz heraus oder infolge der immer mehr um sich greifenden Korruption.

So kehrten die Absolventen technischer Hochschulen, fleißige junge Indonesier, mit hervorragenden Zeugnissen aus den Bildungsinstituten des Auslands zurück, um sich in das Heer der Beschäftigungslosen einzureihen. Elektrotechniker und Erdölspezialisten, Agronomen und Technologen verdingten sich in den größeren Städten als Gelegenheitsarbeiter, sofern ihnen wenigstens das gelang, oder sie fuhren Betjaks, arbeiteten bei der Müllabfuhr und in kleinen Handwerksbetrieben. Nur einem verschwindend kleinen Teil von ihnen, meist den Söhnen einflußreicher Eltern, gelang es, Stellungen einzunehmen, in denen sie ihr Wissen anwenden konnten.

1956 war – nach dem gescheiterten Zweijahrplan und einer längeren Pause – ein Fünfjahrplan konzipiert worden.

Auch er führte zu keiner durchgreifenden Veränderung der Verhältnisse, da für seine Realisierung die Voraussetzungen fehlten. Die Infrastruktur des Landes befand sich immer noch auf einer Stufe, die keine echte industrielle Entwicklung zuließ. So waren Fünf- und Achtjahrpläne sowie alle anderen, von der Regierung oft mit großem Aufwand verkündeten Vorhaben von vornherein zum Scheitern verurteilt. Indonesien sank immer tiefer in die Abhängigkeit gegenüber ausländischen Lieferanten von industriellen Gütern.

Es entstanden im wesentlichen Klein- und Kleinstbetriebe, die nur wenig Einfluß auf die Veränderung der Ökonomie des Landes haben konnten. Zehn Jahre nach der Befreiung Indonesiens beispielsweise waren 80 Prozent aller indonesischen Industriebetriebe solche Kleinunternehmen mit weniger als zehn Beschäftigten. Nur 2,5 Prozent aller Betriebe des Landes hatten mehr als 250 Beschäftigte. Dazu zählten vor allem die ehemals holländischen Unternehmen, die Zinngruben und Erdölbetriebe.

Ihre Erzeugnisse wanderten fast ausschließlich ins Ausland ab, ebenso wie der Ertrag, den sie erwirtschafteten. Das änderte sich auch nach der Verstaatlichung nicht. Insgesamt machte sich jedoch auch bei diesen Betrieben ein stetiges Absinken der Produktivität bemerkbar, hervorgerufen durch die mangelhafte Leitung der Militärs, die sie führten, durch Verschleiß der Anlagen und steigende Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Rohmaterialien und Ersatzteilen. So kam es, daß die gesamte indonesische Industrie im Jahr 1964 ihre Produktionsanlagen nur noch zu 30 Prozent ausnutzte. Mitte 1965 standen bereits 50 Prozent aller indonesischen Industriebetriebe still. Weitere 25 Prozent arbeiteten nur sporadisch, und zwar immer dann, wenn es ihren Managern gelang, Rohmaterial aufzutreiben. Die Zinnproduktion ging beispielsweise von 35 000 Tonnen

jährlich auf 15 000 Tonnen zurück. Importe wurden ebenfalls spärlicher, einerseits durch Devisenknappheit, andererseits aber durch die Verwendung der vorhandenen Devisen für Repräsentationszwecke, die dann der Wirtschaft fehlten. Die Situation auf dem Importmarkt war das Spiegelbild der Exportsituation. Indonesiens Exporte betrugen in den sechziger Jahren nur noch die Hälfte der Quote, die man in der Mitte der fünfziger Jahre verzeichnete. Die Staatsverschuldung des Landes betrug Mitte der sechziger Jahre 2,7 Milliarden Dollar.

Die Ursachen für das völlige Scheitern der Industrialisierung lagen natürlich in der Hauptsache darin begründet, daß die Regierung Sukarno über kein brauchbares Konzept auf wirtschaftlichem Gebiet verfügte. Sukarno äußerte sich oft verbal gegen das kapitalistische System, aber seine kleinbürgerlichen Interpretationsversuche marxistischer Theorien waren nicht geeignet, echte Lösungswege für die dringenden ökonomischen und sozialen Probleme zu weisen. Dabei hätte der durch die Übernahme der holländischen Betriebe stark angewachsene staatliche Sektor in der Industrie durchaus die Grundlage für eine progressive Entwicklung der Wirtschaft bieten können. Aber der Umstand, daß Sukarnos System der »gelenkten Demokratie« immer stärker autokratische Züge annahm, verhinderte das. So wurde der staatliche Sektor nicht zur Basis für das Aufblühen des einheimischen Wirtschaftslebens, sondern zu einer riesigen Pfründe für jene Schicht, die in Indonesien kapitalistische Bürokraten genannt wurden, KABIRS.

Diese Schicht rekrutierte sich aus den Direktoren der Betriebe, der Handelsunternehmen, einschließlich des Außenhandels, der Banken sowie der höheren Vertreter des Beamtenapparates, der von Sukarno gigantisch aufgebläht worden war. Obwohl er selbst immer wieder gegen die

KABIRS wetterte, hatte er doch mit seiner Politik erst die Bedingungen für ihre Blütezeit geschaffen, indem er ihnen im Rahmen seiner »gelenkten Demokratie« alle entscheidenden Verwaltungsfunktionen übertrug und die Kontrolle durch demokratische Organisationen oder Parteien abschaffte. Wo sich doch noch ein Wille zu solcher Kontrolle zeigte, beispielsweise bei den Kommunisten, schickten die KABIRS einfach ihre Hausmacht ins Feld, die Armee, die entweder mit Gewalt für Ruhe sorgte oder Sukarno mit sanftem Druck zwang, die Kommunisten zur Mäßigung zu rufen.

Sukarno war gegen die Armee bereits machtlos. Er konnte und wollte ihre Aktionen nicht unterbinden. Auf dem Lande führten diese Auseinandersetzungen zu einer Polarisierung der Kräfte, die bereits die Fronten für künftige Konflikte erkennen ließ. Die – meist moslemischen – Grundherren verbündeten sich mit den reicheren Bauern, dem reaktionärsten Flügel von Sukarnos bürgerlicher PNI, den Verwaltungsbeamten, der Polizei und der Armee. Ihnen gegenüber standen die armen Bauern und das Landproletariat, angeführt meist von der PKI oder der Bauernorganisation BTI. Die letzteren waren waffenlos und machtlos. Demokratische Spielregeln galten nicht mehr. Lediglich die bewaffnete Macht entschied darüber, was erlaubt oder verboten war. Nicht wenige der armen Bauern erkannten damals die prekäre Lage der Kommunisten, die einerseits Sukarno vertrauten, andererseits aber einfach nicht in der Lage waren, ihre Anliegen durchzusetzen, da sie das Militär gegen sich hatten. Das wiederum wurde von Sukarno in Schutz genommen und als stolzer Waffenträger der Nation bezeichnet, dem höchste Achtung zu zollen sei.

Anfang 1965 erreichte die Hysterie der Konfrontationspolitik gegenüber Malaysia ihren Höhepunkt. Die Auf-

nahme Malaysias in den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen nahm Sukarno zum Anlaß, den Austritt Indonesiens aus der Weltorganisation zu erklären. Peking honorierte diesen außenpolitischen Schachzug, der seinen eigenen Großmachtinteressen, die sich auf Ausschaltung aller anderen Einflüsse in Südostasien richteten, entgegenkam, mit einer sofortigen Kredithilfe an Indonesien in Höhe von 80 Millionen Dollar. In den Zeitungen Djakartas erschienen groß aufgemachte Berichte über Truppenkonzentrationen der Briten an den Grenzen von Sarawak und Sabah zum indonesischen Kalimantan. Die Gefährlichkeit britischer Flottenkräfte, die in Singapore stationiert waren, wurde täglich betont. Unaufhörlich durchzogen Demonstranten Djakarta und andere große Städte. Sie forderten die »Zerschmetterung« Malaysias.

Im Februar reiste der Stellvertretende Ministerpräsident Subandrio nach Peking und versicherte sich erneut der chinesischen Hilfe. Subandrio wurde in allen Ehren empfangen. In einer wortreichen gemeinsamen Erklärung, die anläßlich des Besuchs herausgegeben wurde, fanden sich zwar keine konkreten Festlegungen, aber China wies darauf hin, daß es im Falle eines »imperialistischen Angriffs auf Indonesien nicht müßig beiseite stehen« würde. Erklärungen dieser Art war man aus Peking gewohnt. Sie wurden im Hinblick auf den Kampf des vietnamesischen Volkes gegen die offene US-Aggression fortwährend ausgesprochen. Auf dem Prüfstand der Praxis, bei konkreter Hilfeleistung, erwiesen sie sich als leeres Geschwätz. Immerhin aber wurde in dem Kommuniqué davon gesprochen, daß China und Indonesien »Waffenbrüder« seien.

Es wurden Abkommen unterzeichnet, die neben der 80-Millionen-Dollar-Anleihe noch die wirtschaftliche und technische Zusammenarbeit betrafen sowie die Ausdehnung

des Handels und den Austausch von Militärdelegationen. Gleichzeitig ließ Tschou En-lai Sukarno den Hinweis zukommen, daß China bereit wäre, Indonesien 100 000 Handfeuerwaffen zu schenken, wenn der Präsident sich dazu entschließen könnte, angesichts der Bedrohung durch Malaysia »das Volk zu bewaffnen«, damit die Armee bei ihrer ohnehin nicht leichten Aufgabe »entlastet« würde.

Die PKI griff diese Anregung auf und bedrängte Sukarno zuzustimmen. Aber die Armee ließ den Präsidenten wissen, daß sie einer Bewaffnung von hunderttausend vermutlich kommunistischen Bürgern keinesfalls tatenlos zusehen würde. So kam es nicht dazu. Lediglich die vormilitärische Ausbildung junger Indonesier wurde gebilligt. Doch das war keine wesentliche Neuerung, denn fast alle bürgerlichen Parteien hatten bereits seit Jahren begonnen, ihren Nachwuchs militärisch zu trainieren, ganz besonders die Moslemparteien. Es waren die Luftstreitkräfte, die schließlich Bereitschaft zeigten, auch Angehörigen der Jugendorganisation der PKI ein vormilitärisches Training zu vermitteln.

Sukarno befaßte sich inzwischen mit einer außenpolitischen Aufgabe, die völlig dem Konzept Pekings entsprach. Im Jahre 1966 sollte eine Konferenz junger afrikanischer und asiatischer Staaten stattfinden.

Nach dem Konzept der Pekinger Politiker waren darunter hauptsächlich jene Staaten zu verstehen, die bereit waren, sich der chinesischen Strategie anzuschließen. Die Maoisten sahen in ihnen das Kräftereservoir, das sie vor allem der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern entgegenstellen wollten. Djakarta sollte diese Konferenz ausrichten. Zuvor sollte – noch 1965 – in Algier eine Beratung der afro-asiatischen Staaten stattfinden, wobei China und Indonesien eine Teilnahme der Sowjetunion zu verhindern suchten. Während in den Straßen Djakartas die Demon-

stranten die »Zerschmetterung« Malaysias forderten, das Verbot englischer Filme, die Verurteilung der KABIRS und manches andere, entfalteten Sukarnos außenpolitische Mitarbeiter bereits eine emsige Aktivität zur Vorbereitung der Konferenz.

Die PKI orientierte indessen ihre Mitglieder vorrangig auf die Malaysia-Kampagne. Sie forderte von Sukarno – nachdem die Armee abgelehnt hatte, hunderttausend Arbeiter und Bauern zu bewaffnen – die Schaffung einer NASAKOM-Armee, also die Aufnahme von kommunistischen Bewerbern in den Offiziersdienst, außerdem die Einsetzung von »politischen Offizieren« sowie die Aufstellung einer Freiwilligentruppe mit einer von der Armee unabhängigen Führung. Sukarno unternahm nichts, um den Gedanken zu realisieren. Er wußte ohnehin, daß die Armee niemals zustimmen würde.

Die Armee aber begann auf ihre Weise selbst zu handeln. Gerüchte kamen auf, der Vorschlag der Kommunisten, hunderttausend Arbeiter und Bauern zu bewaffnen, sei Bestandteil eines Geheimplanes der Kommunisten, die Macht im Lande an sich zu reißen. Hätten die Kommunisten die Waffen, dann würden sie den ohnehin in letzter Zeit kränkelnden Sukarno absetzen oder erschießen, falls er sich weigerte abzutreten. An seine Stelle würde Aidit treten. Der islamische Glaube würde verboten werden, jeglicher Privatbesitz abgeschafft, selbst die Frauen vergesellschaftet... Es waren die üblichen Horrorgeschichten, die seit jeher über die Kommunisten verbreitet werden und die bei Menschen mit wenig Bildung verheerende Wirkungen hervorrufen können. Stillschweigend verständigten sich Grundbesitzer und Kapitalisten, Moslemfanatiker und Militärs. Die Union gegen die Kommunisten begann sich zu formieren.

Ein Pfund Reis kostete 1965 auf Djakartas schwarzem

Markt einhundertmal soviel wie vor drei Jahren. Fleisch gab es kaum noch. Kleidung wurde nur in ganz seltenen Fällen angeboten, mit Ausnahme geschmuggelter, modischer Artikel zu Phantasiepreisen. Ein amerikanischer Dollar besaß offiziell den Wert von viertausend indonesischer Rupiahs. Der Schwarzhandel nahm Ausmaße an, die sich jeglicher Kontrolle entzogen. Die Prostitution erlebte ihren absoluten Höhepunkt. Arbeiter fütterten ihre Kinder meist nur noch mit Maniokbrei.

»Achtung!« mahnten die geschickt getarnten Agitatoren der antikommunistischen Union. »Die Kommunisten wollen die nationale Notlage ausnutzen, um an die Macht zu kommen! Wenn es ihnen gelingt, werden wir weitere hundert Jahre so leben müssen wie jetzt!«

Die Führung der PKI deutete das, was sich im Lande anbahnte, immer noch als »hervorragende revolutionäre Situation«. Mahnungen der Bruderparteien, die dem Politbüro zugingen, wurden nicht beachtet.

Auf der Eröffnungssitzung des Nationalen Kongresses der indonesischen Plantagenarbeiter sagte Aidit: »In einer Zeit wie dieser, da die Preise steigen und die Lebenslage schlecht ist, ist es die Aufgabe der Arbeiterklasse, die revolutionäre Offensive auf allen Gebieten zu verstärken und die revolutionäre Situation auf die Spitze zu treiben, damit das Krebsgeschwür aus dem Körper der indonesischen Revolution herausgeschnitten werden kann.« Für die Probleme der Plantagenarbeiter war das keine Antwort. Immer häufiger waren führende Kader der Partei gezwungen, auf Fragen, die sich aus den Klasseninteressen der Arbeiter und Bauern ergaben, mit nationalistischen Phrasen zu antworten. Sie entsprachen jenen, die täglich aus Peking zu hören waren.

Anfang August reiste D. N. Aidit nach Peking. Auf dem

Flugplatz wurden Trommeln und Gongs geschlagen. Halbwüchsige mit roten Armbinden schrien im Chor: »Es lebe die Waffenbrüderschaft der Kommunistischen Partei Chinas und der Kommunistischen Partei Indonesiens!« Sie riefen auch: »Führt den Kampf gegen den modernen Revisionismus bis zu Ende!«

Sie meinten damit den Kampf gegen die Bruderparteien der Sowjetunion, der sozialistischen Länder und der kommunistischen Parteien in den kapitalistischen Ländern der Welt, die sich der chauvinistischen Abenteurerlinie der Pekinger Führer widersetzten. Sie meinten den Kampf gegen all jene, die in Aidit einen echten Revolutionär sahen, der dabei war, an der Spitze seiner Partei einen verhängnisvollen Fehler zu begehen, vor dem sie ihn auf kameradschaftliche Weise bewahren wollten. Die laute, demagogische Phrase war im Begriff, das ruhig gesprochene, ehrliche Wort zu übertönen.

Gerakan Tiga Puluh September

Tom Subagio fuhr mit einem klapprigen alten Opel, der zum Fahrzeugpark der Nachrichtenagentur Antara gehörte, von Djakarta südwärts. Bis Bogor brauchte er einige Stunden, denn der Opel hatte einen defekten Motor und lief nur ziemlich langsam. Zudem war Subagio immer öfter gezwungen, anzuhalten und Wasser in den Kühler nachzufüllen. Es verdunstete durch unzählige feine Risse in den Kühlrippen. Subagio hatte einen Plastkanister bei sich, den er in Djakarta mit Wasser gefüllt hatte. Er hoffte, das Ziel zu erreichen. Aber das schrottreife Auto kostete viel Zeit.

Hinter Djakarta begannen Bananenpflanzungen. Die Landschaft wurde grün, gesprenkelt mit dem Rot und Blau der Blüten. Ab und zu gab es Ortschaften am Wege, Bambushütten und Schuppen, die aus dem plattgeschlagenen Blech von ausländischen Konservendosen gefertigt waren. Die Leute am Straßenrand achteten kaum auf das Auto. Sie waren an diese keuchenden, scheppernden Vehikel gewöhnt. Aufsehen erregte nur immer wieder die Kolonne, mit der der Präsident von der Hauptstadt in seinen Palast nach Bogor fuhr. Da gab es viel Chrom zu sehen, weißgekleidete Polizisten auf schweren Motorrädern, bewaffnete Wächter.

Subagio hielt sich in Bogor, der kleinen, überraschend sauberen Stadt, nicht lange auf. Er nahm die südliche Ausfallstraße in Richtung auf den Puntjakpaß. Hinter der Stadt

breiteten sich zunächst noch für einige Kilometer Reisfelder aus, Terrassen mit jungem Grün, das aus dem Schlamm sproß. Dann aber stieg das Gelände an. Die Straße zog sich durch eine Kautschukplantage, und hinter dieser begann dünner Wald. Er endete, als die Straße immer höher in die Berge kletterte. Hier gab es nur noch Teepflanzungen. Brusthohe Büsche mit hellgrünen Blättern, so weit das Auge blickte. Dahinter die Felsen, und zwischen den Felshängen immer wieder Grünflächen. Eine idyllische Landschaft.

Er hat nicht schlecht gewählt, dachte Subagio, und damit meinte er einen Mann, über dessen Aufenthalt in Indonesien er schon oft nachgedacht hatte. William E. Palmer, angeblich ein einflußreicher Manager aus der amerikanischen Filmbranche, Vertreter des Johnson-Verleihs, der in den letzten Jahren eine Anzahl amerikanischer Filme nach Indonesien geliefert hatte.

Palmer, ein sportlicher Fünfziger, lebte mit geringen Unterbrechungen seit fünfzehn Jahren in Indonesien. Für eine nicht unerhebliche Summe Dollars hatte er unterhalb des Puntjakpasses ein riesiges Grundstück erworben, einen Bungalow darauf errichten lassen, mit einigen Nebengebäuden, Schwimmbecken, Kricketplatz und all dem Zubehör, ohne das Amerikaner offenbar nicht leben können, sofern sie genügend Geld besitzen, es sich zu leisten.

Eigenartig war, daß keine der wütenden, antiamerikanischen Kampagnen der letzten Jahre diesen Mann hatte vertreiben können. Er schien sie überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen. Auch nicht den Boykott der amerikanischen Filme, der neueren Datums war. Man erzählte sich von ihm, er sei der Sohn eines Missionarsehepaares in Thailand. Aber die meisten Leute, die jemals mit ihm zu tun gehabt hatten, wußten auch, daß er alles andere war als etwa ein staatenloser Herumtreiber. Bill Palmer versäumte keine Ge-

legenheit, darauf hinzuweisen, daß er ein echter, seinem Lande tief ergebener Amerikaner war. Es war immerhin erstaunlich, daß er das Leben in der Einöde unterhalb des Puntjakpasses gewählt hatte, und an seinen Aufenthalt in Indonesien knüpften sich seit langem eine Anzahl von Legenden. So hieß es, er habe die allerbesten Beziehungen zu der US-Botschaft, und in den Vereinigten Staaten betrachte man ihn als eine der wichtigsten Figuren im Kulturgeschäft mit dem Ausland. Eine Art Schattenbotschafter.

Subagio hatte herausgefunden, daß die Geschäfte, die Palmer in Indonesien für seine Firma abgeschlossen hatte, nicht im entferntesten den Aufwand rechtfertigten, mit dem er im Lande lebte. Eine Entdeckung, die ihn sogleich mißtrauisch machte, denn Subagio traute keinem Amerikaner. Er war keinesfalls Kommunist, eher tendierte er zu den mehr anarchistischen Auffassungen, und daher hatte er gerade in der letzten Zeit die mit der maoistischen Politik Pekings verbundenen Ereignisse recht wohlwollend verfolgt. Jedenfalls war er aus Djakarta aufgebrochen, um einer Sache nachzugehen, die man sich seit einigen Tagen in der Hauptstadt unter vorgehaltener Hand erzählte: Bill Palmer sei nicht mehr da. Mehr noch: In seinem Haus habe man bei einer Durchsuchung ein Dokument entdeckt, das von außerordentlicher staatspolitischer Wichtigkeit sei. Niemand wußte vorerst Genaueres. Es war Mai 1965. Offiziell hatte die Nachrichtenagentur aus dem Präsidentenpalast die Anweisung bekommen, nichts über Bill Palmer zu veröffentlichen. Aber Subagio hatte sich den Unannehmlichkeiten der Reise trotzdem unterzogen. Es wäre möglich, daß die ganze Sache in einigen Wochen plötzlich hochaktuell wurde, und dann mußte Antara darauf vorbereitet sein, die offiziellen Verlautbarungen mit entsprechendem Hintergrundmaterial auszustatten.

Er sah das Haus schon aus weiter Entfernung. Es lag auf einer Art Terrasse, einem abgeflachten, sanft verlaufenden Hang, inmitten einer Anzahl weiterer Bungalows, die einen verlassenen Eindruck machten. Keine Autos parkten dort, es gab keine spielenden Kinder, keine Frauen in bunten Kleidern. Hinter der Terrasse stieg das Gelände zum Puntjakpaß an. Subagio gelang es, den altersschwachen Opel bis in die Nähe der Gebäude zu fahren. Der Kühler kochte, als er dort anlangte, und er mußte wieder Wasser nachfüllen. Ringsum war niemand zu sehen. Erst nach einiger Zeit, als Subagio sich die Hände an einem Fetzen Leinwand abwischte, entdeckte er einen alten Mann, der aus Richtung der Gebäude langsam näherkam.

Subagio ging ihm entgegen. Er begrüßte den Alten und steckte ihm eine Schachtel Zigaretten zu. Sie war in eine Banknote eingewickelt, und der Alte übersah das nicht. Er lächelte freundlich.

»Schöne Häuser«, bemerkte Subagio. »Wem gehören sie?«

Der Alte erwiderte, es sei amerikanischer Besitz. Eines gehöre dem Botschafter der Vereinigten Staaten, ein anderes einem weiteren Botschaftsbeamten, und das dritte, das schönste, dem Filmboß Palmer.

»Teuer«, sagte Subagio nachdenklich. Die Häuser waren aus Stein, weiß getüncht. Sie standen wie die Zeichen unvermuteten Wohlstands in der Landschaft. Chrom blitzte an den Fenstern, und das Schwimmbecken Palmers schimmerte türkisblau.

»Ja, teuer«, bestätigte der Alte. »Deshalb werde ich bezahlt, um aufzupassen, daß niemand in sie eindringt.«

»Von den Amerikanern bezahlt?«

»Ja, Herr.«

Subagio zeigte ihm lächelnd den Ausweis der Agentur. »Ich habe nicht die Absicht einzudringen.« Der Alte starrte

auf den Ausweis und zuckte hilflos die Schultern. »Ich kann nicht lesen, Herr.«

Als er erfuhr, daß Subagio ein Mann von der Presse war, nickte er. »O ja, als die Herren noch regelmäßig kamen, waren oft Leute von den Zeitungen hier. Auch Schauspieler. Schöne Frauen. Es ging lustig zu, manchmal. Sie tranken und spielten, und sie badeten. Sie haben eigenartige Sitten, die Ausländer.«

Subagio lachte. »Ja, ich kenne sie. Wenn sie betrunken sind, ziehen sie sich splitternackt aus und stoßen sich gegenseitig ins Schwimmbecken!«

Der Alte sagte nichts. Er besah sich das Auto und deutete auf den feinen Faden Wasserdampf, der aus dem immer noch heißen Kühler aufstieg. »Defekt?«

»Das ist die Sorte Auto, mit der wir auskommen müssen, lieber Mann. Ihre Hausbesitzer haben die besseren Modelle!«

Der Mann nickte wieder. »Sie hatten sehr schöne Autos. Manchmal fuhren sie um die Wette hinauf zum Puntjakpaß. Wer zuletzt oben ankam, mußte für die anderen die Getränke bezahlen.«

»Amerikanische Sitten«, meinte Subagio. »Sie kommen einem oft kindisch vor. Wie lange ist denn niemand mehr hier gewesen?«

Der Mann überlegte. »Einen Monat, oder zwei.«

Es hing damit zusammen, daß mit der Kampagne gegen Malaysia die Beziehungen zu den Amerikanern und Briten immer schlechter geworden waren. Nach einer Phase, in der man sich einigermaßen arrangiert hatte. Zuletzt hatten die von Sukarno ins Leben gerufenen Kulturorganisationen, aber auch die Kommunisten immer stärker gegen den Import imperialistischer Kunsterzeugnisse opponiert. Es war der absolute Boykott amerikanischer Filme und Bücher dar-

aus entstanden. Das mochte es gewesen sein, was Bill Palmer von hier vertrieben hatte. Oder etwas anderes?

»Wie war dieser Filmboß?« erkundigte sich Subagio.

Der Alte wiegte den Kopf. »Ein feiner Herr. Er sprach unsere Sprache recht gut. Er liebte Musik, und er hatte immer Gäste. Schöne Frauen, aus Djakarta, aus den Filmstudios. Und junge Männer. Sie lebten oft monatelang hier. Ein reicher Herr auch. Er zahlte gut. Alles Essen, das er nicht verzehrte, konnte ich für mich mitnehmen. Ich konnte oft gar nicht alles essen, denn ich lebe allein.«

»Und seit zwei Monaten ist gar niemand mehr hier gewesen?«

Der Alte überlegte. »Nein.«

»Auch kein Polizist?«

»Hier gibt es keinen Polizisten, Herr.«

»Ich meine einen, der aus Djakarta kommt.«

Der Alte schüttelte wieder den Kopf. »Djakarta ist weit, Herr. Hier oben lebt man allein.«

Subagio wußte nicht, ob er ihm trauen konnte. Der Alte war vielleicht zum Schweigen verpflichtet worden. Deshalb sagte er leise: »Nun gut, ich weiß, daß man dieses Haus einer Kontrolle unterzogen hat, aber es lohnt nicht, darüber zu sprechen.«

Der Alte verzog keine Miene. Er deutete zu den Gebäuden hin und fragte: »Wollen Sie einen Blick hineinwerfen? Sie können sich alles ansehen, bitte!«

Subagio folgte ihm. Er besah sich das Haus des Botschafters, die Fenster waren verhängt. Als er an Palmers Bungalow anlangte, stellte er verwundert fest, daß hier alle Fenster offen waren.

»Der Herr hat darum gebeten, jeden Tag zu lüften«, erklärte der Alte, »weil die Anlage, mit der sonst die Luft erneuert wurde, nun nicht in Betrieb ist.«

Ein riesiger Aufenthaltsraum, mit modernen Möbeln ausgestattet, dahinter ein Trakt, in dem es offenbar mehrere kleinere Räume gab. Eine Küche, mehrere Bäder. Eine Terrasse mit einem Regendach, und dahinter das geflieste Schwimmbecken. Alles war aufgeräumt, sauber. Keine Spur. Wenn hier jemals eine Durchsuchung stattgefunden hatte, und der Alte sie verschwieg, so war jedenfalls nicht der geringste Schaden dabei angerichtet worden. Auf dem Kaminsims lag ein Stapel Zeitschriften. »Life« vom Februar, »Time« und »Newsweek«. Ein paar Filmmagazine, so als käme in der nächsten Stunde jemand und würde sich mit ihnen in einen der Liegestühle auf die Terrasse legen.

In einer Ecke ein Filmapparat und eine zusammengerollte Leinwand. Der Alte bestätigte: »Ja, der Herr hat oft Filme gezeigt. Am Abend. Bunte Filme. Fremde.«

Subagio fand nichts, das auf die Anwesenheit eines Fremden in den letzten Wochen hingewiesen hätte. Doch das schloß nicht aus, daß dieses Haus eingehend untersucht worden war. Zuweilen benahmen sich die Polizisten recht geschickt bei solchen Aktionen. Mit dem Ergebnis seiner Nachforschungen konnte Subagio vorerst wohl nicht viel anfangen. Aber das hieß nicht, daß er nicht eines Tages gerade die Eindrücke, die er hier gewann, für die Abfassung eines Berichtes brauchen würde. Er sah sich so lange um, bis es nichts mehr gab, das er nicht hätte genau beschreiben können. Dann machte er sich auf den Rückweg. Der alte Wächter holte Wasser für den Reservekanister. Bergab schaffte Subagio eine weite Strecke, ehe er wieder anhalten mußte. Er brauchte trotzdem lange, bis er endlich in Djakarta war. Dort fertigte er Notizen über seine Eindrücke in Palmers Haus an, und dabei blieb es zunächst.

Die Affäre, der Subagio nachgegangen war, beschäftigte indessen den Präsidenten und seine nähere Umgebung in einem viel stärkeren Maße.

Der BPI, Indonesiens Geheimdienst, hatte von einem Unbekannten eines Tages ein Schreiben erhalten, das an den britischen Botschafter in Indonesien, Gilchrist, gerichtet war. Der Absender gab an, er habe es im Bungalow des Filmbosses Palmer entdeckt und fühle sich veranlaßt, die Regierung von seinem Inhalt in Kenntnis zu setzen. Das Dokument enthielt die knappe Mitteilung, daß Großbritannien und die USA bereit seien, Indonesien in absehbarer Zeit anzugreifen. Sie würden sich dabei auf die Hilfe örtlicher Freunde in der indonesischen Armee stützen. Der Stabschef des Geheimdienstes, Brigadegeneral Sutarto, legte das seltsame Dokument, das die Tätigkeit des inzwischen verschwundenen amerikanischen Filmhändlers Palmer in Indonesien plötzlich in den Bereich geheimdienstlicher Arbeit rückte, sofort seinem Dienstvorgesetzten, dem Außenminister und Stellvertretenden Premier Subandrio vor. Dieser riet zunächst davon ab, es ernst zu nehmen, aber er informierte Sukarno davon, und der Präsident entschied sich, für den 26. Mai die ranghöchsten Kommandeure aller Waffengattungen der indonesischen Streitkräfte in seinen Palast einzuladen. Ihnen legte er Kopien des Dokuments vor und fragte, wer denn unter örtlichen Freunden innerhalb der Armee zu verstehen sein könnte. Niemand beantwortete diese Frage. Die Offiziere stritten ab, daß es innerhalb der Armee Freunde der britischen und amerikanischen Imperialisten gäbe. Entweder sei das Gilchrist-Dokument eine provokatorische Fälschung, oder es könnte sich bei der Bemerkung über die örtlichen Freunde nur um ein paar Dissidenten handeln, deren Unterstützung sich die Aggressoren erhofften.

Sukarno gab sich mit dieser Auskunft nicht zufrieden. Er

hatte in den letzten Wochen von verschiedenen Seiten immer wieder Hinweise erhalten, daß es innerhalb der Armeeführung Leute gab, die seine NASAKOM-Politik für prokommunistisch hielten und die ihn daher ausschalten wollten. Informanten hatten Sukarno hinterbracht, es gäbe ein Gremium, in dem sich höchste Armeeoffiziere zusammengeschlossen hätten mit dem Ziel, eine Veränderung in der Staatsführung vorzubereiten. Den Hinweisen der Informanten zufolge nannte sich dieses Gremium Dewan Djenderal, Rat der Generale. Bisher hatte Sukarno nicht feststellen können, ob diese Informationen auf Wahrheit beruhten. Aber inzwischen war ihm noch das Gerücht zugetragen worden, jene Generalsgruppe habe bereits die Liste für ein neues Kabinett aufgestellt, das die Regierungsgeschäfte führen sollte, während er selbst auf den dann einflußlosen Posten eines Präsidenten der Republik abgeschoben werden würde. Dem Gerücht zufolge sollte sich diese Regierung nach dem Willen der Generale so zusammensetzen:
Ministerpräsident: General Nasution
Minister für Verteidigung und Sicherheit: Generalleutnant Yani
Minister für Information: Generalmajor Harjono
Innenminister: Generalmajor Suprapto
Generalstaatsanwalt: Generalmajor Parman
Justizminister: Brigadegeneral Sutojo
Minister für Innen- und Außenhandel: Generalmajor Sukendro
Minister für Aufbau: Dr. Sumarno
Minister für Bergbau: General Ibnu Sutowo
Wohlfahrtsminister: Dr. Rusli.

Daß dieses Gerücht keinesfalls völlig aus der Luft gegriffen war, bewies sehr viel später – am 26. Februar 1966 – die Aussage des Majors Rudito Kusmadi vor dem Militärgericht

Mahmillub in Djakarta. Kusmadi bestätigte dort als Zeuge, daß die Generale sich noch im September 1965 auf einer Zusammenkunft unter Vorsitz von Brigadegeneral Sutojo auf diese Ministerliste geeinigt hätten.

Sukarno verhielt sich im Frühjahr 1965 Gerüchten dieser Art gegenüber noch vorsichtig. Trotzdem fragte er während der Zusammenkunft am 26. Mai nun General Yani, den Oberkommandierenden der Landstreitkräfte, geradeheraus: »Gibt es unter Ihren Offizieren immer noch solche, die meine Politik in Frage stellen?«

Als Yani nur ausweichend antwortete, fragte Sukarno hartnäckig weiter: »Und wie verhält es sich mit diesem sogenannten Rat der Generale?«

Der Präsident stellte die zweite Frage nicht nur, um auf den Busch zu klopfen. Er wußte, daß beispielsweise die Akademie für Stabsoffiziere und Kommandeure der Landstreitkräfte (SESCOAD), etwa eine Autostunde von Djakarta entfernt, das politische Zentrum der Armeeführung war, in dem Fragen organisatorischer und politischer Natur im engen Kreis der höchsten Kommandeure besprochen wurden. SESCOAD war nach dem Vorbild der US-amerikanischen Offiziersschule Leavenworth eingerichtet worden. Der amerikanische Einfluß auf diese Einrichtung der Armee wurde dadurch noch intensiviert, daß hier eine ganze Reihe von Gastdozenten Vorlesungen hielten, die entweder direkt von der Cornell-Universität kamen oder die zum Mitarbeiterstab der ökonomischen Fakultät der Universität Djakarta gehörten, die stark von Cornell beeinflußt war. Andere Dozenten kamen vom Technologischen Institut Bandung, dessen wissenschaftliche Mitarbeiter so gut wie ausnahmslos an der Universität Kentucky ausgebildet worden waren.

Es war der Indiskretion eines jener Dozenten zu verdanken, daß Sukarno auf dieses Problem aufmerksam geworden

war. Jener Dozent hatte beiläufig bemerkt, der Befehlshaber der indonesischen Landstreitkräfte sammle um sich eine Art Gehirntrust. Dies seien höhere und höchste Offiziere der Armee, die gemeinsam strategische Pläne zur Verhütung von Chaos für den Fall eines überraschenden Todes von Präsident Sukarno ausarbeiteten. Immerhin hatte es sich bei diesem Dozenten um Mister Pauker vom Technologischen Institut der Universität Massachusetts gehandelt, und Mister Pauker hatte seinen Bemerkungen noch hinzugefügt, er hielte die Militärs in Indonesien für wesentlich interessanter als die Politiker und wäre im übrigen der erste gewesen, der sich in den USA für die Rolle der indonesischen Militärs bei der Entwicklung der Wirtschaft Indonesiens interessiert habe.

Mister Pauker vergaß zu erwähnen, daß dieser spezifische Aspekt der US-Geheimpolitik bereits 1961 in einer zusammenfassenden Analyse außenpolitischer Studien, die in dreizehn verschiedenen wissenschaftlichen Forschungsinstituten angefertigt worden waren, außerordentlich klar umrissen wurde. In dieser Denkschrift mit dem Titel: »Strategy for the 60's« (Strategie für die sechziger Jahre), zu der übrigens Senator Fulbright, der Vorsitzende des Außenpolitischen Ausschusses, eine Einführung schrieb, hieß es über die Rolle der Militärs in den sogenannten Entwicklungsländern: »Militärführer haben eine dominierende Rolle in der Entwicklung vieler neuer Staaten gespielt und im allgemeinen einen antikommunistischen Einfluß ausgeübt. Es ist wichtig, daß die USA weiterhin die Freundschaft mit diesen Gruppen pflegen und ihre Unterstützung betreiben.« Weiterhin hieß es über die von den USA zu betreibende »Tiefendiplomatie« gegenüber den Militärs der »Entwicklungsländer«, man solle sich »aller offiziellen und inoffiziellen Kontakte bedienen . . ., auch derer, die durch amerikanische Privatpersonen

wie Künstler, Dozenten oder Geschäftsleute geknüpft werden konnten«. Sie hätten das Ziel der »Hilfeleistung für das Offizierskorps zur Aneignung von Kenntnissen in Verwaltung und staatlicher Administration, die notwendig sind für die Erfüllung der von ihnen zu übernehmenden neuen politischen Aufgaben«.

An anderer Stelle nannte die Studie das schlicht: »Arbeit mit der nächsten Regierung in einem ausländischen Staat, die nicht das gegenwärtige Regime darstellt.«

Sukarno stellte seinem Armeechef Yani am 26. Mai eine Frage, die auf die Geheimpolitik der USA zielte, als er nochmals auf das Gilchrist-Dokument zurückkam: »General, bezüglich dieser Bemerkung über örtliche Freunde in der Armee – gibt es eine bestimmte Einheit, auf die ein solcher Verdacht zutreffen könnte?«

Yani antwortete: »Nein.«

Der Präsident fragte weiter: »Gibt es jemanden in der Armee, der immer noch Beziehungen zu amerikanischen Stellen unterhält?«

General Yani antwortete: »Es gibt individuelle Kontakte, ja. General Parman und General Sukendro wurden von mir beauftragt, durch solche Kontakte Informationen zu beschaffen.«

Dagegen war nichts zu sagen. Die gespannte Situation rechtfertigte eine solche Maßnahme. Sukarno aber war noch nicht beruhigt. Er stellte erneut die Frage: »Ist es denn wahr, daß es einen solchen Rat der Generale gibt, der sich mit der Bewertung meiner Politik befaßt?«

General Yani merkte, daß er nicht weiter ausweichen konnte. Seine Antwort lautete: »Es ist wahr, daß ein solcher Rat der Generale existiert. Ich selbst bin der Vorsitzende. Aber dieses Gremium hat nicht die Aufgabe, Ihre Politik zu bewerten, Herr Präsident.« Erläuternd fügte er noch

hinzu, das fragliche Gremium sei ausschließlich mit Angelegenheiten der Armee befaßt, beispielsweise mit Beförderungen und mit dem Verhalten höherer Offiziere überhaupt.

Sukarno gab sich mit dieser Antwort schließlich zufrieden, obwohl keines der vielen Probleme, die es zwischen der politischen Führung des Landes und der Armee gab, damit gelöst sein konnte. Andere, bei der Zusammenkunft anwesende Politiker zogen wesentlich unterschiedliche Schlüsse. Sukarno verfügte noch am selben Tag, daß das fragwürdige Gilchrist-Dokument in Indonesien selbst nicht veröffentlicht werden durfte. Wohl aber sollte es vervielfältigt und den Vertretern jener Länder zugesandt werden, die an der noch für 1965 in Algier geplanten Beratung afro-asiatischer Staaten teilnehmen würden. Auf diese Weise wollte Sukarno erreichen, daß das Dokument international bekannt wurde, obwohl Indonesien selbst es offiziell nicht zur Kenntnis nahm.

In der Tat handelte es sich um ein fragwürdiges Dokument, und die Art und Weise, in der es dem Badan Pusat Intelidjen, dem Geheimdienst, zugespielt worden war, sprach ebenfalls nicht gerade für seine Echtheit. Wenn auch die Gründe für den Aufenthalt William E. Palmers in Indonesien manche Frage offen ließen und für Fachleute der Eindruck entstand, daß es sich bei seinen Filmgeschäften und der von ihm so oft erwähnten Liebe zu Indonesien lediglich um Vorwände handelte, so war doch die Annahme, daß Botschafter Gilchrist ein so brisantes Dokument ausgerechnet in der Wohnung des Amerikaners liegen ließ, recht unwahrscheinlich. Immerhin führte die Affäre offenbar dazu, daß sich Sukarno und einige Männer in seiner nächsten Umgebung ernsthafte Gedanken über die Rolle der Armee machten.

Für die Armeeführung wurde es immer schwieriger, die wirtschaftlichen Privilegien, die sie sich im Laufe der Jahre

erobert hatte, zu verteidigen. Sie übte die Kontrolle über einige lebenswichtige Zweige der nationalen Ökonomie aus und hatte diese Position während der Enteignungsaktionen gegen das ausländische Kapital in Indonesien noch gefestigt. Die Unfähigkeit der hohen Militärs, die an der Spitze der Wirtschaftsunternehmen standen, diese sachkundig zu leiten, wirkte sich negativ auf die Staatskasse, vor allem aber auf die Lage der Werktätigen aus. Hinzu kam, daß die Korruption der militärischen »Wirtschaftsführer« gerade in den letzten Monaten immer stärker öffentlich angeprangert worden war. Dabei spielte die PKI eine wichtige Rolle.

In weiten Kreisen des Volkes betrachtete man heute die Militärs als KABIRS, die die Wirtschaft zugrunde richteten und das Volk zum Hungern zwangen.

Die Armee war nicht gewillt, ihre Position in der Wirtschaft aufzugeben. Nun aber forderte die PKI in letzter Zeit immer drängender, daß Präsident Sukarnos Idee von der NASAKOM endlich auch auf die Armee ausgedehnt würde, daß also in der Armee auch ein Gleichgewicht zwischen bürgerlichen, religiösen und kommunistischen Kräften herzustellen sei, und zwar auf Kommandeurebene. Dazu kam die ebenfalls von den Kommunisten empfohlene Aufstellung einer Volksmiliz.

Die Armeeführung ließ Sukarno wissen, daß sie sich mit äußerster Entschlossenheit gegen diesen Plan wenden würde. Natürlich sah sie in dem Versuch, etwa hunderttausend Arbeiter und Bauern zu bewaffnen – wenn auch nur mit leichten Handfeuerwaffen –, einen Angriff auf ihre Position als alleinige militärisch organisierte und bewaffnete Kraft im Lande. Sukarno schob deshalb die Entscheidung über diese Frage immer wieder hinaus. Bislang hatte die Armee nur erlaubt, daß Jugendliche, die ohnehin in absehbarer Zeit in den Streitkräften dienen würden, für einige

Zeit in vormilitärischen Ausbildungslehrgängen zusammengefaßt wurden. Aber diese Lehrgänge kontrollierte sie sehr genau.

Nicht zuletzt spielten auch in der Armeeführung Spekulationen eine Rolle, die sich um das gerüchteweise schon des öfteren vorausgesagte Ableben des Präsidenten bewegten. Es war bekannt, daß die zweite Niere Sukarnos – eine Niere war ihm bereits entfernt worden – ebenfalls Krankheitssymptome zeigte. Auch äußerlich war ihm anzumerken, daß seine Kräfte nachließen.

Die Armee hatte in ihrem Verteidigungsminister, der zugleich Generalstabschef war, in General Abdul Haris Nasution, einen Mann in die Spitzenposition gebracht, von dem sie annahm, er würde in der Lage sein, eines Tages das Amt des Regierungschefs zu übernehmen und es so auszuüben, daß die Interessen der Armee nicht gefährdet wurden. Nun aber war gerade in der letzten Zeit immer deutlicher geworden, daß Außenminister Subandrio, der das volle Vertrauen Sukarnos genoß, sich nicht ohne weiteres den Machtambitionen der Armee fügen würde. Subandrio war kein Kommunist. Sukarno schätzte seine intellektuellen Qualitäten, und es schien, als sei er froh darüber, daß Subandrio die von ihm begonnene Zusammenarbeit mit Peking aus eigenem Antrieb fortführte und erweiterte.

Die herrschenden Kreise der USA betrachteten die Entwicklung in dem Inselreich unter dem Aspekt ihrer globalen Strategie und waren brennend daran interessiert, es politisch in den Griff zu bekommen. Die Verschärfung der innenpolitischen Krise Indonesiens, die Ambitionen der Armee und die Spekulationen auf das baldige Ableben Sukarnos, zumindest auf sein vermutlich bevorstehendes Ausscheiden aus der aktiven Politik, ließen die CIA in einem Maße aktiv werden, das nicht ganz verborgen blieb. Wenn es gelang,

in Indonesien einen Umschwung herbeizuführen, der das Land in die Einflußsphäre der USA brachte, dann war damit eine wichtige Position in Asien gesichert. Dazu kam das Interesse der enteigneten Ölkonzerne, ihre Konzessionen zurückzugewinnen oder gar zu erweitern. Um all das zu realisieren, mußte die PKI ausgeschaltet werden. Deshalb war die Kooperation mit den indonesischen Militärs für die USA zur praktikablen Methode geworden.

Bereits im März 1965 hatte US-Botschafter Ellsworth Bunker mit dem US-Verteidigungsminister McNamara konferiert und erreicht, daß die Militärhilfe der Vereinigten Staaten an die indonesische Armee trotz der antiamerikanischen Kampagnen in Indonesien weiterlief. Man wußte in Washington, daß die Militärhilfe letzten Endes an potentielle Verbündete ging.

Doch dabei beließen es die Vereinigten Staaten nicht. Im Mai wurde Marshall Green zum US-Botschafter in Indonesien ernannt, ein etwa fünfzig Jahre alter Diplomat, der auf eine zwölfjährige Tätigkeit als Abteilungsleiter im US-Geheimdienst CIA zurückblicken konnte. Green war durch lange Aufenthalte in Südostasien mit den Verhältnissen in diesem Teil der Welt wohl vertraut, im übrigen galt er als ein Mann, der es verstand, durch geschicktes Taktieren im Hintergrund Entscheidungen vorzubereiten, die im Sinne der Asienpolitik der Vereinigten Staaten waren. Green ließ sich durch den kühlen Empfang in Djakarta nicht beirren. Er durchfuhr das Spalier der Demonstranten, die antiimperialistische Losungen riefen und den Vietnamkrieg verurteilten, und er nahm es auch in Kauf, daß Präsident Sukarno ihn nicht gerade mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte. Seine Arbeit konzentrierte sich auf die Ereignisse, die sich für die unmittelbare Zukunft ankündigten. Sehr viele höhere Offiziere der indonesischen Armee hatten Offiziersschulen

in den Vereinigten Staaten besucht und waren heute in Positionen, in denen sie Einfluß ausüben konnten. Dazu kamen jene Angehörigen des Sumatera-Putsches, die ohnehin bereits vor Jahren Kontakte zu amerikanischen Dienststellen aufgenommen hatten. Der Nutzen dieser Verbindungen lag auf der Hand.

Auf der indonesischen Szene überstürzten sich gegen Mitte des Jahres 1965 die Ereignisse. Sukarno heizte weiter die Anti-Malaysia-Kampagne an. Gleichzeitig forderte er immer wieder dazu auf, die einheimischen KABIRS zu bekämpfen. Es war klar, daß damit nur die »Wirtschaftsgenerale« der Armee gemeint sein konnten. Die PKI nahm diese Aufforderung ernst und exponierte sich bei den Kampagnen immer stärker. Die Armee intensivierte ihre Verbindungen zu den reaktionärsten Kräften innerhalb der PNI und der Moslemparteien.

Für jeden aufmerksamen Beobachter spitzte sich die innenpolitische Lage im Sommer 1965 so zu, daß es unweigerlich zu einer offenen Konfrontation der reaktionären und konservativen Kräfte gegen die Kommunisten kommen mußte. Im Juni erließ General Parman, Chef des Geheimdienstes der Armee, eine interne Instruktion an alle Militärkommandeure, die kommunistischen Aktivitäten, besonders bei der Landreform, ganz genau zu beobachten und unter Kontrolle zu halten.

Um die Mitte des gleichen Monats fand in Washington eine interne Befragung William Bundys statt, des Stellvertretenden Staatssekretärs für Fernostfragen. Anlaß dieser Befragung war eine Eingabe der Abteilung Fernost im Außenministerium gewesen. William Bundy wurde aufgefordert, über die Waffenhilfe Aufschluß zu geben, die von den Vereinigten Staaten trotz der indonesischen Enteignungsmaßnahmen und der antiamerikanischen Demonstra-

tionen unvermindert weiter geleistet wurde. Das Außenministerium sprach die Befürchtung aus, daß die gelieferten Waffen gegen Malaysia verwendet werden könnten. William Bundy, der um diese Zeit bereits sehr genaue Informationen über die Lage in Indonesien hatte, erklärte: »Die Ausrüstungen, das muß ich unterstreichen, werden nicht an die indonesische Regierung, sondern an die indonesische Armee geliefert.«

Als ihm daraufhin die Frage gestellt wurde, worin er den Unterschied sähe, und ob er nicht auch fürchte, daß die Waffen in jedem Falle gegen Malaysia zur Anwendung gebracht würden, erwiderte Bundy rundheraus: »Wir hoffen, das wird nicht geschehen. Wenn Sukarno abtritt, wird wahrscheinlich das Militär die Macht in Indonesien übernehmen. Diese Tür möchten wir offenhalten.«

Bundys Hoffnung war durchaus fundiert. Außerdem ergab sich hier eine Möglichkeit, daß ein antiimperialistisches Regime in einem jungen Nationalstaat beseitigt werden konnte, ohne daß die USA selbst offen eingriffen. Die CIA brauchte nur ihre Aktivitäten in das Konzept der sich im Lande formierenden Reaktion einordnen.

Doch die Armee war bei weitem nicht ein so homogener Block, wie das den Anschein hatte. Die Pfründen waren auch unter den Armeeführern recht unterschiedlich verteilt. Die Offiziere der Landstreitkräfte besaßen den Löwenanteil. So war beispielsweise Generalleutnant Yani Besitzer des Betriebes »Warma Motors«. Er hatte ihn aus Provisionsgeldern bei Waffeneinkäufen in westeuropäischen Ländern finanziert. General Nasution war der Eigentümer des Betriebes »Indonesia Republican Motors«. General Sutowo hatte mit der staatlichen Erdölgesellschaft »Pertamina« Millionen gemacht. Die höheren Offiziere der Luftstreitkräfte hingegen – ebenso wie die der nur schwachen Marine –

hatten einen äußerst geringen Anteil an den ökonomischen und politischen Machtpositionen. Doch auch bei den Landstreitkräften gab es eine Anzahl Kommandeure, die mit ihrer wirtschaftlichen Lage und ihren Möglichkeiten der Einflußnahme unzufrieden waren.

Dazu kam, daß sich innerhalb der Streitkräfte jüngere Offizier fanden, die Korruption und politisches Ränkespiel im Grunde verabscheuten und deshalb mehr oder weniger offen mit den Kommunisten sympathisierten, ohne allerdings selbst Kommunisten zu sein. Mit einer Anzahl dieser Offiziere hatten einzelne Mitglieder des Zentralkomitees der indonesischen PKI Verbindung. Man sprach miteinander und tauschte Meinungen aus, und man beriet, wie man es schaffen könnte, innerhalb der Armee das Prinzip der NASAKOM durchzusetzen. Bei diesen Gesprächen handelte es sich um einen Meinungsaustausch, der für die Masse der Mitglieder der PKI nicht spürbar wurde. Das hieß allerdings nicht, daß jene Militärs nicht damit rechneten, von den Kommunisten unterstützt zu werden, wenn sie den Versuch unternehmen würden, die reaktionäre Armeeführung an der endgültigen Machtergreifung zu hindern. In jedem Falle wurden diese Probleme innerhalb der Partei nicht besprochen, sie waren lediglich einem kleinen Teil der Führung bekannt, nicht einmal allen Migliedern des Zentralkomitees der PKI.

Die Parteimitglieder wurden weiter darauf orientiert, der Politik Sukarnos zu folgen, keinen ökonomischen Kampf zu entfalten.

Inzwischen erging im August 1965 aus dem Obersten Operationskommando der Armee (KOTI) eine Anweisung an alle unterstellten Kommandeure, in der inoffiziell eine Bereitschaftsstufe angeordnet wurde, die dem Ausnahmezustand gleichkam. Sukarno wußte davon offenbar nichts.

Das Zentralkomitee der PKI, das etwa um diese Zeit tagte, maß dieser Anordnung keine Bedeutung zu. Es beschäftigte sich mit dem Problem der Erkrankung des Präsidenten und mit dem, was über den Rat der Generale bekannt geworden war. Noch wurden hier keine Beschlüsse gefaßt, die der entstandenen Lage, die sich von Tag zu Tag mehr zuspitzte, Rechnung trugen.

In der zweiten Augusthälfte trat das Zentralkomitee der PKI noch zweimal zusammen. Hier wurde die Lage in den Streitkräften analysiert. Es wurde ausgesprochen, daß die Gefahr eines Coups bestand. Eine optimistische Einschätzung sagte, daß die indonesischen Landstreitkräfte wohl kaum auf die Unterstützung der Luftflotte und der Marine rechnen könnten, wenn sie einen Putsch durchzuführen versuchten. Auch die Polizei im Lande dürfte nicht an der Seite der Putschisten stehen. Wieder kam es zu keinen Beschlüssen, auch wurden die Mitglieder der Partei nicht über die wirkliche Lage informiert. Offenbar setzten sich die Kräfte im Zentralkomitee durch, die ein Abwarten befürworteten und die auf die Entscheidung Sukarnos vertrauten, eine Haltung, die von Peking empfohlen wurde. Gleichzeitig begann ein Teil der Parteiführung sich für eine konspirative Bewegung gegen die Machtambitionen der Militärs zu engagieren, von der die Mitglieder absolut keine Kenntnis hatten.

Zur gleichen Zeit hatten sich nämlich innerhalb der Armee jene Kräfte formiert, die der Machtergreifung durch die reaktionärsten Teile der Militärhierarchie zuvorkommen wollten. Ihre Motive waren nicht nur die Ergebenheit gegenüber Sukarno oder der Standpunkt, die Armee habe sich in politische Entscheidungen nicht einzumischen. Diese Offiziere, die sich selbst auf einer linken Position sahen, setzten sich aus Leuten zusammen, die bei der Beförderung übergangen worden waren, die man auf Posten in entlegene Ge-

biete gestellt hatte oder die auch für sich bestimmte ökonomische Manipulationsmöglichkeiten forderten. Sie fürchteten wohl mit Recht, daß eine endgültige Machtübernahme durch die Armee sie noch weiter benachteiligen würde. Also entschlossen sie sich, gegen jenen Teil der höchsten Militärs zu konspirieren, der sich um den Rat der Generale gruppierte. Mit diesen reaktionären Generalen und Offizieren, die sich vor allem in den Landstreitkräften befanden, hatten sich fast alle Grundbesitzer, die Kompradoren und das große Heer der fanatischen Moslemgläubigen verbündet, die Erzfeinde der Kommunisten waren.

Politiker, die einmal in der stockreaktionären Moslempartei Masjumi tätig gewesen waren, wurden wieder aktiv. Prediger verkündeten, daß der Heilige Krieg gegen die Ungläubigen bevorstehe, sie holten ihre Gemeinden zusammen und putschten sie systematisch auf. Man müsse dem Treiben der Atheisten endgültig Einhalt gebieten, wenn nicht die Lehre des Propheten von ihnen hinweggefegt werden sollte. Unter der demagogischen Parole, daß die Lehre Mohammeds in Gefahr wäre, wurden vor allem in den islamischen Gebieten Javas die Gläubigen zum Haß angestachelt.

In anderen Teilen Indonesiens, beispielsweise auf Bali, wo der Islam so gut wie keinen Einfluß hatte und der Hinduismus die vorherrschende Religion war, wurden andere Taktiken angewendet. Hier mobilisierten vor allem die schwerreichen Landbesitzer ihre Helfer gegen die angeblich zur Abschaffung der hinduistischen Religion bereiten Kommunisten. In Wirklichkeit herrschten gerade auf Bali die krassesten Unterschiede zwischen reich und arm, und die Grundbesitzer hatten nichts weiter im Sinn, als sich der unbequemen Kommunisten zu entledigen, die als einzige immer wieder die Anwendung der Landreformgesetze forderten und die hier und da auch mit Gewalt versucht hatten,

Land an Arme zu verteilen oder den Betrug bei der Bemessung der Naturalsteuer zu unterbinden.

Geschickt wurde außerdem das Gerücht verbreitet, die Kommunisten, die im Begriff wären, die Nachfolge des kranken Sukarno anzutreten, wollten alle überlieferten Sitten und Gebräuche abschaffen. Jeweils am frühen Morgen müßten dann alle Balinesen zu einer bestimmten Zeit vor ihren Häusern Aufstellung nehmen und sich zur Zwangsarbeit in die Reisfelder begeben. Opfer für die Götter dürften dann nicht mehr gebracht werden, und Gebete würden unter Strafe gestellt, selbst die Verbrennung der Toten würde untersagt werden, und so würden die Toten eben nur verscharrt werden können, weshalb sie – nach den Riten des Hinduismus – auf ewig keine Ruhe fänden.

Diese über das ganze Land verbreitete Haßkampagne gegen die Kommunisten blieb von der PKI unbeachtet. Es wurde im ZK der Partei nie darüber gesprochen. Man nahm es offenbar als selbstverständlich hin, daß sich die reaktionären Kräfte im Lande des politischen Mittels der Verleumdung bedienten. So gelang es, einen nicht unbeträchtlichen Teil, besonders der religiösen Bevölkerung, gegen die Kommunisten aufzuputschen, ohne daß diese auch nur von der Möglichkeit Gebrauch gemacht hätten, sich gegen diese Welle der Verleumdungen öffentlich zur Wehr zu setzen und Zweck und Ziel der Kampagne anzuprangern.

Die um den Rat der Generale gescharten Militärs förderten diese Entwicklung nach Kräften und planten sie exakt in ihr Konzept ein. Die Mehrzahl der Kommunisten – offenbar auch die meisten Mitglieder des Zentralkomitees – glaubte, daß es nur zu einer Auseinandersetzung im Rahmen demokratischer Spielregeln kommen könne. Den entscheidenden Männern in der Armeeführung war jedoch von vornherein klar, daß die Abrechnung mit den Kommu-

nisten – jedenfalls soweit es die Armee betraf – mit der Waffe ausgetragen werden würde.

Es gehört zu den tragischen Irrtümern der indonesischen Parteiführung, daß sie die Gefährlichkeit ihrer Gegner unterschätzte, daß sie ihnen nicht jenes Maß an Skrupellosigkeit zutraute, das sie bereits in Madiun so eindeutig bewiesen hatten. Die gutgemeinten Hinweise einiger Bruderparteien wurden nicht mehr beachtet. Der stetig wachsende Einfluß der maoistischen Pseudotheorien auf die Parteiführung hatte ihr früher kameradschaftliches und vertrauensvolles Verhältnis zu den internationalistischen Bruderparteien weitgehend zerstört.

Auch dieser Umstand wurde von den Gegnern der indonesischen Kommunisten aufmerksam registiert. Sie begriffen, daß sich die PKI bereits von der internationalen kommunistischen Bewegung isoliert hatte.

Die PKI-Führung befand sich unmittelbar vor dem Zeitpunkt, da die reaktionären Militärs losschlagen wollten, in einem seltsam euphorischen Zustand. Sie vertraute auf die Politik Sukarnos, der sie seiner Unterstützung versicherte, und sie jubelte den Aktionen der Maoisten in China zu, die dabei waren, die Kommunistische Partei Chinas zu liquidieren und an ihre Stelle eine antisozialistische, sowjetfeindliche, chauvinistische Clique zu setzen.

Die PKI vertraute der großen Zahl ihrer Mitglieder, die sie als Garantie für ihre Unantastbarkeit und Unbesiegbarkeit ansah, ließ jedoch dabei außer acht, daß ein großer Teil dieser Mitglieder von der Partei keinerlei marxistische Bildung und klassenmäßige Erziehung erhalten hatte. Für diese Mitglieder war der Marxismus-Leninismus noch ein unerschlossenes Gebiet. Nicht wenige waren der Partei aus sehr subjektiven Gründen beigetreten, obwohl sie nicht zum Proletariat zählten. Aufschlußreich in diesem Zusammen-

hang war die soziale Zusammensetzung der Delegierten des letzten außerordentlichen Parteitags im April 1962. Nur 28 Prozent der Delegierten stammten aus der Arbeiterklasse, 72 Prozent aus dem Kleinbürgertum. 1965 waren 80 Prozent der gesamten Mitgliedschaft der Partei ihrer sozialen Stellung nach Kleinbürger, und die 20 Prozent Arbeiter kamen meist von den Plantagen und waren traditionell kleinbäuerlichen Vorstellungen verbunden. Dazu kam, daß sehr viele kleinbürgerliche Mitglieder der chinesischen Nationalität angehörten, was ihre Anfälligkeit gegenüber den maoistischen Losungen verstärkte. Auch im Zentralkomitee entstammten nur wenige Genossen der Arbeiterklasse. Daraus ergab sich am Vorabend des Losschlagens der reaktionären Militärs für die Partei ein Zustand der Schwäche, den die Parteiführung nicht erkannte oder nicht wahrhaben wollte. Die Partei, die vor den Oktoberereignissen etwa 3 Millionen Mitglieder hatte, war auf die Auseinandersetzung, die ihr erkennbar bevorstand, in keiner Weise vorbereitet.

Jene Kräfte innerhalb der Armee, die sich aus den verschiedensten Gründen gegen eine endgültige Machtergreifung durch den reaktionärsten Flügel des Militärs wendeten, hatten keine Verbindung zu den Massen und wollten eine militärische Verschwörung gegen die andere setzen. Sie besaßen auch im Kreis der entscheidenden reaktionären Militärs keinen zuverlässigen Informanten. Ihre eigenen Absichten jedoch, und das merkten sie offenbar nicht, blieben ihren Gegenspielern nicht verborgen. Daraus ergab sich für die reaktionärsten Militärs die taktische Möglichkeit, den Angriff der Verschwörer abzuwarten, um dann den Gegenschlag zu führen, der nach der Lage der Dinge als Maßnahme gegen einen Putsch getarnt werden konnte. Ihre Taktik sah ferner die Identifizierung der PKI mit dem Putsch der Verschwörer vor, wodurch der Gegenschlag ganz offiziell dann

auch gegen die Kommunisten geführt werden konnte. Diese Konzeption ließ vor allem die Möglichkeit zu, die Öffentlichkeit zumindest für eine längere Zeit irrezuführen und vollendete Tatsachen zu schaffen, bevor die eigentlichen Zusammenhänge wirklich geklärt werden konnten, ja sie ermöglichte sogar, diese Zusammenhänge durch die Beseitigung von entscheidenden Zeugen so gut wie undurchschaubar zu machen und eine eigene Version zu verbreiten, die nicht der Wahrheit entsprach.

Organisatorisch waren die Verschwörer schwach. Sie verfügten auch nicht über eine nur annähernd genügende Anzahl von Truppen. Offenbar vertrauten sie darauf, daß sich ihnen in der ersten Phase der Auseinandersetzung spontan ganze Divisionen anschließen würden, eine abenteuerliche Spekulation, die nicht aufgehen sollte.

Organisator war ein bislang völlig unbekannter Oberstleutnant des Regiments Tjakrabirawa, dem der persönliche Schutz des Präsidenten und des Merdekapalastes oblag. Dieser junge Offizier namens Untung war weder Kommunist noch besaß er nennenswerte Führungsqualitäten. Selbst bei der Planung schien er nur eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben, obwohl er im Augenblick des Putsches als Kopf der Verschwörung angesehen wurde.

Die Rolle des geistigen Urhebers muß wohl vielmehr einem anderen Offizier zugeschrieben werden, dem Brigadegeneral Supardjo, einem ehemaligen Regimentskommandeur der Elitedivision Siliwangi. Er war in Westjava stationiert gewesen, und auch er war kein Kommunist, obwohl er von seinen Vorgesetzten wegen seiner Haltung zu einigen politischen Fragen als Linker angesehen wurde. Supardjo geriet folgerichtig mit seinen Vorgesetzten in Widerspruch. Er selbst beteiligte sich nicht an der allgemein üblichen Korruption und an der Ausbeutung wirtschaftlicher Unternehmen

für private Zwecke. Schließlich wurde er, wohl um nicht wieder lästig zu fallen, nach Kalimantan abkommandiert, dorthin, wo Truppen gegen Malaysia aufmarschiert waren. Supardjo befehligte dort die 4. Kampfgruppe des KOSTRAD, des Kommandos für die Strategischen Reserven der Armee, dessen Chef ein ebenfalls in der Öffentlichkeit wenig bekannter General namens Suharto war. Supardjo war damit so gut wie ausgeschaltet. Der junge, ehrgeizige Offizier aber wollte sich mit dieser Rolle ebensowenig abfinden wie mit der Entwicklung, die dem Lande drohte. Natürlich besaß er Freunde und Gleichgesinnte, mit denen er Möglichkeiten des Widerstandes besprach.

Supardjo entschied sich schließlich für einen Putsch gegen den von ihm als reaktionär angesehenen Flügel der höchsten Militärs und tat sich mit Untung zusammen, der in Djakarta sehr günstig operieren konnte. Zu diesen beiden stieß noch Oberst Latief, Kommandeur der 1. Infanteriebrigade in der Garnison Djakarta, und Major Sujono, der im Stab der Luftstreitkräfte unter General Omar Dhani in Halim bei Djakarta Dienst tat.

Im Laufe des Monats September einigten sich Untung, Supardjo und andere Offiziere darauf, ihre Aktion mit dem Ziel zu führen, die persönliche Sicherheit des Präsidenten zu erhalten und seine Politik weiterzuführen. Um das zu gewährleisten, sollte im gegebenen Augenblick der Rat der Generale festgenommen und handlungsunfähig gehalten werden, bis sich die Situation so weit beruhigt hatte, daß der Präsident wieder amtieren konnte.

Dieses vage Konzept wurde ergänzt durch eine Reihe von militärtaktischen Maßnahmen, die die Besetzung der wichtigsten strategischen Punkte in Djakarta durch Truppen vorsahen, die Untung und Supardjo ergeben waren. Danach sollten im ganzen Land Revolutionsräte gebildet werden,

die dem reaktionärsten Flügel der Armeeführung keine Möglichkeit mehr geben würden zu handeln.

Bei ihren Aktionen rechneten die Verschwörer mit der Unterstützung durch die Luftstreitkräfte, deren Kommandeur zwar in ihre Pläne nicht eingeweiht war, von dem man aber wußte, daß er nicht zum reaktionärsten Flügel der Generalität tendierte und dem Präsidenten treu ergeben war. Für die Aktion in Djakarta selbst rechnete Untung mit einem Fallschirmjägerbataillon und einem Bataillon der Division Diponegoro sowie einem weiteren Truppenteil der Division Brawidjaja. Insgesamt etwa zweitausend Soldaten sollten das Rückgrat der Verschwörung bilden. Allein daraus ließ sich erkennen, in welch abenteuerlicher Weise die Verschwörer planten, und wie sehr sie sich auf spontane Zustimmung verließen.

Die Armeeführung indessen bereitete für den 5. Oktober die Feiern zum 20. Jahrestag der indonesischen Streitkräfte vor. Dieses Jubiläum sollte in großem Rahmen begangen werden. Nach und nach wurden etwa zwanzigtausend Soldaten aus allen Teilen des Insellandes nach Djakarta gebracht, wo sie angeblich an der Parade und den damit verbundenen öffentlichen Vorführungen der Armee teilnehmen sollten. Sie sollten in der Art eines Manövers verlaufen: Djakarta, das vom »Gegner« besetzt wurde, wird zurückerobert. Marineinfanterie, Froschmänner und Fallschirmjäger der RPKAD, der berüchtigten Elitetruppe des Obersts Sarwo Edhie, sowie mobile Einheiten und Hubschrauberformationen sollten vor der Bevölkerung der Hauptstadt ihre Schlagkraft und ihr Können demonstrieren.

Nachdem Konteradmiral Sumengkar vor der Presse diesen Plan erläutert hatte, gerieten die Offiziere um Untung und Supardjo in Panik. Sie glaubten, in diesem Manöver und der damit verbundenen Truppenkonzentration in Dja-

karta die entscheidenden letzten Vorbereitungen des reaktionärsten Flügels der Armee zum Staatsstreich zu erkennen. Es galt also, vorher loszuschlagen.

Der September war ein unruhiger Monat. Neben dem Malaysia-Problem waren es immer wieder die Appelle gegen die KABIRS, die Demonstrationen und Kundgebungen auslösten. In der gezielten, von Sukarno selbst stark geförderten Agitation gegen die KABIRS steckte unverkennbar eine Drohung gegen die Armee. Die Stimmung wurde nicht unwesentlich dadurch angeheizt, daß sich die Inflationsspirale wie rasend drehte. Und in dieser explosiven Atmosphäre erklärte Doktor Subandrio, Außenminister und Stellvertretender Premier, vor einer Konferenz der Plantagenarbeiter: »Die Zeit ist da, um die kapitalistischen Bürokraten, diese Mitglieder der sogenannten ökonomischen Dynastie, die Manipulatoren der staatlichen Mittel auszurotten!«

Auch Aidit, der Generalsekretär der Kommunistischen Partei Indonesiens, rief vor dem gleichen Forum zu ihrer Bekämpfung auf.

Kein Kommunist schien eine Ahnung davon zu haben, daß die Namen aller aktiven Mitglieder der Partei längst in Listen zusammengefaßt waren, daß zumindest ein großer Teil der örtlichen Militärkommandanten mit den Moslemfanatikern gemeinsame Sache machte, daß die Parole vom Heiligen Krieg gegen die Ungläubigen in jeder Moschee ausgegeben wurde und sich die Armee in höchster Alarmbereitschaft befand. Die Partei reagierte auch nicht, als General Ibrahim Adjie, Kommandeur der Siliwangidivision, die im Jahre 1948 den Hauptschlag gegen die Kommunisten geführt hatte, öffentlich erklärte, in der ganzen Armee gäbe es keinen Offizier, der nicht voller Besorgnis den Einfluß der PKI auf Dr. Subandrio sähe. Adjie warnte die Kommuni-

sten. Er erinnerte an Madiun, als er sagte: »Wir haben sie in der Vergangenheit zusammengeschlagen. Wenn nötig, werden wir das wieder tun!«

Am 28. September verließ Brigadegeneral Supardjo seinen Posten in Menggajan und flog nach Djakarta. Sein Chef, General Suharto, wußte davon nichts. Supardjo gab an, seine Tochter wäre erkrankt, und er werde in Djakarta gebraucht. In der Hauptstadt suchte er General Omar Dhani, den Befehlshaber der Luftstreitkräfte, auf. Mit diesem führte er ein vertrauliches Gespräch, das der Haltung der Luftstreitkräfte zu der Verschwörung galt. Dhani fühlte sich verpflichtet, dem Präsidenten von dieser Unterredung Mitteilung zu machen. Er suchte ihn am nächsten Morgen auf und erklärte ihm, daß es eine Gruppe unzufriedener Offiziere in der Armee gäbe, die entschlossen sei zu handeln. Sukarno war über diese Mitteilung nicht sonderlich beunruhigt. Er nahm sie zur Kenntnis und bat Dhani, Brigadegeneral Supardjo zur Berichterstattung zu ihm zu bitten. Am 3. Oktober sollte Supardjo im Sommerpalast des Präsidenten in Bogor erscheinen und ihm sein Anliegen persönlich vortragen.

Am 30. September hielt Sukarno eine lange Rede vor der Vereinigung indonesischer Techniker in der Halle des Sportstadions im Stadtteil Senajan. Er brach wie immer mit einem großen Konvoi von Begleitfahrzeugen aus dem Palast auf, und er machte einen gesunden, frischen Eindruck. Sukarno sprach etwa eine Stunde lang. Er erläuterte die Pflicht der Techniker, die von ihm so bezeichnete zweite Etappe der Revolution zum Sieg zu führen, indem sie alles daran setzten, die natürlichen Reichtümer des Landes mit ihrem Können in Waren zu verwandeln, mit denen die »explodierenden Bedürfnisse« der Indonesier erfüllt werden könnten.

Explodierende Bedürfnisse, das war ein neues Schlagwort.

Sukarno benutzte es seit einiger Zeit. Er verschleierte damit die Ursachen der wirtschaftlichen Misere, der Inflation und der sich laufend verschlechternden Versorgung.

Sukarno fand in seiner Rede auch zornige Worte gegen die Imperialisten und Neokolonialisten. Er warnte davor, ihren Losungen zu glauben, und er verkündete stolz, daß Indonesien bereits in der Lage sei, seine eigene Atombombe herzustellen. Trotz der schreienden Widersprüche, die sich im Lande angehäuft hatten, fand der große Redekünstler wieder einmal die Zustimmung seines Publikums. Noch immer wirkte sein Charisma, jedenfalls solange er sprach. Doch nach etwa einer Stunde wurde seine Stimme plötzlich schwächer. Sukarno hielt sich am Pult fest und stockte. Mit großer Mühe brachte er es noch fertig, eine Pause anzukündigen, dann mußte er von seinen Adjutanten vom Pult weggeführt werden. Er verschwand, gebeugt und kraftlos wie es schien, hinter der Bühne.

Im Saal machte sich Unruhe breit. Einzelne Frauen begannen zu weinen. Man raunte sich zu, es sei möglich, daß der kranke Präsident in diesem Augenblick sterben würde. Die Soldaten seiner Leibwache bemühten sich fieberhaft, Ruhe im Saal zu schaffen. Aber während sie noch damit beschäftigt waren, erhielt bereits Oberstleutnant Untung in seinem Quartier im Merdekapalast die Nachricht, daß der Präsident vermutlich im Sterben läge. Untung führte blitzschnell einige Telefongespräche. Starb der Präsident tatsächlich in diesem Augenblick, würde der reaktionäre Militärflügel nicht zögern loszuschlagen. Untung beschloß, diesem Schlag zuvorzukommen. Er ließ den Plan anlaufen, der seit Wochen beschlossen war.

Währenddessen betrat in der Halle des Senajanstadions Präsident Sukarno wieder das Podium. Die Erleichterung war den Zuhörern anzumerken, sie jubelten ihm minuten-

lang zu, bis er mit seinem Stöckchen das Zeichen gab, daß er weiterzusprechen wünsche. Er redete noch länger als eine Stunde, und er wiederholte sich. Dann verwies er auf die Notwendigkeit, wachsam gegen die inneren Feinde der indonesischen Revolution zu sein. Hier steigerte sich seine Stimme. Er war wieder der alte. Keiner im Saal wußte ja, daß ihn nur eine Injektion seines Leibarztes Dr. Wu Chieh Ping wieder auf die Beine gebracht hatte.

Es fiel den Zuhörern auf, daß Sukarno immer wieder auf die inneren Feinde zurückkam. Er erläuterte, es habe in der Vergangenheit, während der ruhmreichen Kämpfe Indonesiens um seine Selbständigkeit Revolutionäre gegeben, die große Verdienste erworben hätten, die sich später aber von der Revolution abgewandt und sie verraten hätten. Früher einmal revolutionär gewesen zu sein, bedeute heute nicht mehr unbedingt, daß man ein Revolutionär sei, ja, es gäbe sogar unter diesen verdienstvollen Kämpfern der Vergangenheit solche, die heute dem Neokolonialismus dienten, die zu KABIRS geworden seien, zu Verrätern. Man müsse sie schlagen, und man dürfe nicht zulassen, daß sie Indonesien vom Wege der Revolution abbrächten.

Bei der verschwommenen Auslegung des Begriffes »Revolution« und »revolutionär« durch Sukarno mochte seine Charakterisierung natürlich auf eine Menge Leute zutreffen, doch es war nicht zu überhören, daß er die KABIRS zum Hauptziel seiner Attacke machte. Und die KABIRS, das waren im wesentlichen jene hohen Militärs, die heute durch ihre Verwalterposten aus der staatlich kontrollierten Wirtschaft enorme Profite zogen, wobei sie diese wirtschaftlichen Einrichtungen gleichzeitig nicht nur unrentabel machten, sondern an den Rand des Ruins brachten. Wollte der Präsident mit seinen Worten dazu auffordern, keine Furcht vor den hochdekorierten Generalen zu haben, die das Volk be-

trogen? Wollte er andeuten, daß er sich gegen sie stellte? Die Zuhörer waren verwirrt. Aber sie waren es schließlich gewöhnt, daß der Präsident temperamentvolle Attacken gegen die UNO, die Niederlande, die USA, gegen Malaysia richtete, also warum nicht auch gegen die KABIRS?

Der Rest der Rede verlief unter den üblichen Beifallskundgebungen, und am Schluß jubelte das Publikum dem Präsidenten wieder so zu, wie er es gewohnt war. Man war erleichtert, daß der Präsident noch lebte, daß er scheinbar nur einmal einen kurzen Anfall von Schwäche gehabt hatte, der nun überwunden war.

Die Polizei verhaftete noch einige Arbeiter, die vor der Halle in Sprechchören riefen, daß sie Hunger hätten und es für ihre Kinder keinen Reis gäbe. Aber man ließ sie wieder laufen, nachdem der Präsident abgefahren war. Die Polizei hätte die Hälfte aller Bürger Djakartas verhaften müssen, wenn sie hätte jeden festnehmen wollen, der öffentlich erklärte, er habe Hunger.

An diesem Abend gab es in der luxuriösen Nirwanabar im Hotel »Indonesia« ein rauschendes Fest. Der Anlaß war nicht gerade von höchster staatspolitischer Bedeutung, aber die ausländischen Diplomaten in Djakarta nahmen jede Möglichkeit wahr, zusammenzukommen und bei guten Getränken zu debattieren, zu tanzen und zu flirten. Am Vormittag hatte der italienische Konsul eine Sekretärin der holländischen Botschaft geheiratet. Das wurde nun gefeiert. Neben ein paar offiziellen Vertretern des indonesischen Außenministeriums war auch die jüngste Gattin des Präsidenten bei der Feier anwesend; Ratna Dewi, eine zierliche Schönheit und vom Präsidenten verwöhnt.

Es war bereits spät, der Hochzeitskuchen war zum größten Teil aufgegessen, und die Gäste tanzten und tranken. Da erschien ein junger Offizier der Tjakrabirawas in der

Nirwanabar, die auf dem Dachgeschoß des Hotels lag. Der Offizier meldete sich höflich beim Türsteher und brachte sein Anliegen vor. Er wurde äußerst respektvoll gebeten, sich eine Minute zu gedulden, und ein Bediensteter der Bar bahnte sich seinen Weg durch die Tanzenden, bis er Madame Ratna Dewi ein Zeichen geben konnte. Als der Tanz zu Ende war, flüsterte er der Präsidentengattin zu: »Madame werden von seiner Exzellenz dem Präsidenten erwartet.«

Ratna Dewi nickte flüchtig. Sie tanzte noch einmal, da sie diesen Tanz bereits versprochen hatte, dann verabschiedete sie sich unauffällig von den Gastgebern. Der Offizier begleitete sie zum Präsidentenwagen, der gegenüber dem Hotel wartete. Sukarno öffnete die Wagentür für seine junge Frau selbst, ließ sie einsteigen, dann setzte sich der Konvoi zur Wohnung von Ratna Dewi, einer Villa, die der Präsident für sie eingerichtet hatte, in Bewegung. Sukarno verbrachte die Nacht bei Ratna Dewi. Er war müde, die Veranstaltung im Senajanstadion hatte ihn erschöpft.

Während er schlief, kam das von Oberstleutnant Untung und Brigadegneral Supardjo in Gang gesetzte Räderwerk auf Hochtouren.

Zum Hauptquartier dieser Offiziere war der Militärflugplatz Halim, wenige Kilometer außerhalb Djakartas, erwählt worden. Von den Stabsgebäuden des Flugplatzes aus ergingen die ersten Anweisungen an die Trupps der Soldaten, die an der Verschwörung beteiligt waren. General Dhani, Befehlshaber der Luftstreitkräfte, war an den einzelnen Aktionen zwar nicht persönlich beteiligt, aber er wußte, was sich in seinem Kommandobereich abspielte, und er ließ es gewähren.

Unweit des Flugplatzes, auf einem Gelände, das früher einmal eine Plantage gewesen war und jetzt dem Kom-

mando der Luftstreitkräfte gehörte, befand sich eine Einrichtung, die mit den Luftstreitkräften nur wenig zu tun hatte.

Im Rahmen der Malaysia-Kampagne hatte der Präsident gefordert, daß die indonesische Jugend so früh wie möglich das Waffenhandwerk erlerne, um gegebenenfalls die Armee zu unterstützen. Das hatte beim größten Teil der Jugend Zustimmung gefunden. Immer noch hatten patriotische Losungen in diesem Land eine große Wirkung. Im Laufe der letzten Monate wurden mehrere Lager für die vormilitärische Ausbildung eingerichtet. Die ehemalige Plantage bei Halim war ebenfalls in ein solches Lager verwandelt worden. Seit Wochen übten hier etwa zweitausend junge Männer, aber auch eine Anzahl junger Frauen den Umgang mit Gewehren, Hinlegen und Eingraben, Marschieren und Vorgehen im Gelände. Seit Bestehen des Lagers hatte der Jugendverband der PKI, Pemuda Rakjat, seine Mitglieder verpflichtet, dem Ruf des Präsidenten zu folgen und sich dieser Ausbildung zu unterziehen. So hielten sich zu jener Zeit meist Angehörige der Pemuda Rakjat in dem Lager auf, aber auch eine Anzahl junger Moslems und Anhänger der PNI.

Major Sujono, ein Offizier aus dem Stab General Dhanis, war erst vor kurzer Zeit darauf hingewiesen worden, daß die Lehrgänge in Halim nicht nur aus jungen Kommunisten zusammengesetzt sein dürften. Es müßten sich zu gleichen Anteilen auch religiöse Jugendliche und Anhänger der PNI darunter befinden. Seither befanden sich in Lubang Buaja, der Krokodilshöhle, wie man das Gelände nannte, unter den Kursanten alle drei Komponenten der NASAKOM.

In den vergangenen Tagen hatte Major Sujono die Ausbilder beauftragt, die Kursanten mit den neuen politischen Losungen bekannt zu machen, die vom Präsidenten ergangen waren: Kampf gegen die KABIRS und gegen Leute,

die sich als Revolutionäre tarnten, insgeheim jedoch mit den Neokolonialisten und Imperialisten gemeinsame Sache machten, um Bung Karno zu bekämpfen.

Die Stimmung unter den Jugendlichen war brisant. Sie fühlten sich als zukünftige Helden und als Bewahrer der heiligen revolutionären Tradition Indonesiens. In vielen Kampfmeetings waren sie gegen die inneren Feinde aufgebracht worden, denen die ganze Misere Indonesiens zu verdanken sei, und die außerdem noch im Verein mit den Imperialisten dafür sorgen wollten, daß Indonesien dem Neokolonialismus anheim fiele. Echt patriotische Gefühle mischten sich mit jugendlicher Bedenkenlosigkeit. Oberstleutnant Untung hatte das einkalkuliert. Als er nun am späten Abend des 30. September 1965 seine Aktion anlaufen ließ, teilte er den Jugendlichen von Lubang Buaja die erste Aufgabe zu: Sie würden zusammen mit Soldaten aus dem Regiment Tjakrabirawa auf Lastwagen in die Hauptstadt fahren und dort mithelfen, die entscheidenden Militärs festzunehmen.

Oberstleutnant Untung hatte gemeinsam mit den anderen Offizieren eine Liste vorbereitet, auf der sich folgende Namen fanden: General Abdul Haris Nasution, der Verteidigungsminister; Generalleutnant Achmed Yani, Oberkommandierender der Landstreitkräfte; Brigadegeneral Pandjaitan, Generalmajor Suprapto, Stellvertreter des Heeresministers; Generalmajor Harjono, ebenfalls Stellvertreter des Heeresministers; Generalmajor Parman, Chef des Armeegeheimdienstes, und Brigadegeneral Sutojo, Inspekteur der Militärgerichte.

Mit der Ausschaltung dieser sieben hohen Militärs glaubten die Verschwörer, den Kopf der reaktionären Generalsclique paralysieren zu können. Mit der Durchführung der Aktion war ein Leutnant namens Arief aus der Einheit Untungs betraut. Er teilte ein paar Dutzend Soldaten und

Jugendliche in sieben Gruppen ein und ließ sie auf Lastkraftwagen aufsitzen. Jeder der sieben Trupps hatte die Adresse eines der Militärs, die festgenommen werden sollten. Der Auftrag lautete, sie nach Halim zu bringen, tot oder lebendig.

Um 1.30 Uhr verließen die Lastwagen Halim. Bis zur Stadt waren es nur Minuten. Oberstleutnant Untung beschäftigte sich damit, die zweite Phase des Planes vorzubereiten. Er beorderte Truppen, die den Präsidentenpalast umstellten, ebenso das ihm gegenüberliegende Telegrafenamt und Radio Djakarta. Danach würde der Text des Aufrufes erneut zu überprüfen sein, der noch in den frühen Morgenstunden des 1.Oktober veröffentlicht werden sollte.

Obwohl die Trupps Halim nicht mehr am 30. September verließen, sondern bereits am 1. Oktober, nannten die Verschwörer ihre Aktion Bewegung des 30. September, Gerakan Tiga Puluh September. Es war keine Bewegung, sondern die Verschwörung einer Gruppe von Armeeoffizieren gegen eine andere. Sie hatte, wie sich später herausstellte, kein Programm, das eine Alternative zur gegenwärtig betriebenen Politik hätte darstellen können. Sie hatte, um das Gelingen des Coups zu sichern, nicht einmal eine annähernd ausreichende Anzahl von Truppen bereitstellen können. Sie baute vielmehr darauf, daß der überwiegende Teil der Armee sich ihr spontan anschließen würde, nachdem die Köpfe des Rates der Generale beseitigt waren. Und sie baute auf die spontane Unterstützung der Öffentlichkeit. Sie zog es vor, den Präsidenten nicht zu informieren. Und sie unterschätzte die Schlagkraft einer zentral geleiteten, straff organisierten Armee, die in ihrer Aktionsfähigkeit keineswegs durch die Ausschaltung von einigen Generalen gelähmt werden konnte. Die Abenteuerlichkeit des gesamten Unternehmens konnte von niemandem übersehen werden, gleich, ob er auf der Seite der Verschwörer stand, oder ob er sich mit dem reaktionärsten

Teil der Militärhierarchie identifizierte. Es handelte sich nicht um einen sorgfältig vorbereiteten Aufstand, sondern um ein waghalsiges Unterfangen, in dem der Zufall die entscheidende Rolle spielen sollte. Er spielte sie, aber für die Gegenseite.

Der Sprung an die Macht

In der ersten Tagesstunde des 1. Oktober 1965 wurden die Kursanten des Lagers von Lubang Buaja geweckt. Soldaten gingen von Zelt zu Zelt und befahlen, auf dem Appellplatz anzutreten. Die jungen Mitglieder der Pemuda Rakjat und der Jugendorganisation der PNI sowie die Teilnehmer, die sich aus dem Nachwuchs der Moslemparteien rekrutierten, rieben sich den Schlaf aus den Augen und begaben sich zu dem Platz in der Mitte des Lagers, wo der Fahnenmast mit der rot-weißen Landesflagge stand und wo unter dem Kessel einiger Feldküchen müdes Feuer glomm.

Nach einer Weile hatten sich die Kursanten in Gruppen gesammelt, und dann nahmen die Ausbilder das Wort. Sie verkündeten den erstaunten Jugendlichen, daß sich im Augenblick Ereignisse von größter Tragweite im Lande abspielten. Verräterische Elemente, die mit dem Imperialismus konspirierten, hätten den Versuch unternommen, die Macht an sich zu reißen. Es handle sich um die gleichen Leute, denen schon seit Monaten immer wieder der Kampf angesagt worden wäre. Nun hätten sie versucht, die Krankheit des Präsidenten auszunutzen, um ihn von der Macht zu verdrängen und das Land in die Arme des Imperialismus zurückzumanipulieren. Aber der Versuch sei bereits so gut wie zurückgeschlagen worden. Die Verantwortlichen würden sich vor dem Volk zu rechtfertigen haben. Das Volk aber sollte ihnen gar nicht erst die Möglichkeit geben, sich

herauszureden oder zu entschuldigen, es sollte sie auslöschen, wie es Verräter verdienten. Die Stimmung hob sich sofort, als die Jugendlichen diese Reden vernahmen. Seit Wochen waren sie mit ähnlichen Worten zu Haß auf bestimmte Personengruppen im Land angestachelt worden. Teilweise war dieses Aufpeitschen von Sukarno selbst ausgegangen. So war es nicht verwunderlich, daß die mitten in der Nacht geweckten jungen Leute in Beifall ausbrachen, in Sprechchören den Tod der Verräter forderten und sich ihrer überhaupt eine wachsende Hysterie bemächtigte, die von den Ausbildern geschickt weiter angeheizt wurde.

Javaner, um die es sich im wesentlichen bei den Kursanten handelte, sind im Grunde gutmütige, höfliche und zurückhaltende Menschen. Brutalität ist ihnen fremd. Aber sie neigen, wenn sie in einen Zustand äußerster Erregung versetzt werden, zu Jähzorn und Exzessen. Die Verschwörer um Oberstleutnant Untung und Brigadegeneral Supardjo kannten ihre Landsleute gut. Sie bereiteten sie systematisch auf das vor, was sie wenig später tun sollten.

Viele Jugendliche erinnerten sich an den 25. September, den »Tag des Kampfes gegen die Verderber der Nation«. Er lag erst eine knappe Woche zurück. An diesem Tag hatte die Polizei von Djakarta auf Weisung des Präsidenten vierundzwanzig Stunden lang »ihre Türen offengehalten«, um von der Bevölkerung Anzeigen entgegenzunehmen, die sich auf das Treiben der KABIRS, korrupter Elemente in der Verwaltung, Verschwender nationalen Reichtums und Verdächtige bezogen, die mit den Neokolonialisten zusammenarbeiten würden. Die Jugendlichen wurden aufgefordert, Massenaktionen durchzuführen, um der Polizei und der Staatsanwaltschaft zu helfen, gegen die korrupten Elemente vorzugehen, sie an den Galgen zu bringen oder öffentlich zu erschießen.

In der Nacht zum 1. Oktober geschah nun in der Hauptstadt einiges, das später nie mehr vollständig rekonstruiert werden konnte. Die Kommandos der Verschwörer erreichten die Wohnungen der hohen Militärs. Meist handelte es sich um Einfamilienhäuser; vor einigen standen bewaffnete Posten. Hier gab es die ersten Zusammenstöße. Es kam zu Schießereien. In einigen Fällen gelang es den Kommandos, sich als Beauftragte des Präsidenten auszugeben, und die bewaffneten Militärs folgten der Aufforderung, auf den Lastwagen zu steigen. Sie glaubten, der Präsident wünsche sie zu sprechen. Andere widersetzten sich, weil sie mißtrauisch waren oder erkannten, was da gespielt wurde. Generalleutnant Yani und einer seiner Stellvertreter, Generalmajor Harjono, wurden bei einem Schußwechsel getötet. Man warf ihre Leichen auf die Lastwagen und brauste in Richtung Halim zurück. Auch Brigadegeneral Pandjaitan griff zur Waffe, als er festgenommen werden sollte. Er wurde bei der sich entwickelnden Schießerei so schwer verletzt, daß er noch auf dem Weg nach Halim starb.

Verteidigungsminister Nasution begriff sofort, was ihm drohte, als er aufgefordert wurde, sich anzukleiden und mitzukommen. Es gelang ihm, durch einen unbewachten Hinterausgang zu entkommen. Er kletterte über einen hohen Zaun und verschwand in der Dunkelheit. Bei seiner Flucht zog er sich eine Verletzung des Fußknöchels zu, so daß er nur noch mühsam weiterkommen konnte. Er erfuhr erst später, daß bei der Schießerei seine Tochter so schwer verletzt worden war, daß sie kurz danach verstarb. Angehörige des Kommandos ergriffen auf seinem Grundstück den vom Lärm aufgescheuchten Adjutanten, Leutnant Tendean, den sie irrtümlich für Nasution hielten. Sie bugsierten ihn auf den Lastwagen und zogen ab. Den Irrtum merkten sie erst später. Die Generale Parman, Suprapto und Sutojo wurden

lebend nach Halim gebracht, wo inzwischen die Erregung gewachsen war. Als die drei Militärs, sämtlich in Pyjamas gekleidet, von den Lastwagen gestoßen wurden, sahen sie nicht mehr aus wie Generale. Niemand wußte, wer sie waren, und keiner der Ausbilder teilte es der erregten Menge mit. Die drei Männer machten den Eindruck von aufgeschreckten, nichtsahnenden Bürgern, und als solche sahen die Jugendlichen sie an: KABIRS, die man überrascht hatte. Wutentbrannt stürzten sich die Jugendlichen auf sie. Man schlug mit Stöcken und Fäusten, man tötete wie in einem Rausch. Sprechchöre ließen währenddessen Präsident Sukarno hochleben, verdammten Malaysia und die Imperialisten, die UNO und sämtliche Reaktionäre auf der ganzen Welt.

Die Ausbilder warteten, bis die Festgenommenen tot waren. Dann gaben sie den Kursanten den Auftrag, die Leichen in ein trockenes Brunnenloch auf dem Lagergelände zu werfen und Steine über sie zu rollen. Daraufhin trat in dem Lager nach und nach wieder Ruhe ein. Viele Kursanten gingen in ihre Zelte zurück in dem Glauben, man habe eine gute Tat für die Politik Präsident Sukarnos getan und für die Revolution.

In der Hauptstadt hatten inzwischen Soldaten des 454. und 530. Bataillons der Division Brawidjaja, die von den Verschwörern dirigiert wurden, den Präsidentenpalast am Merdekaplatz sowie das Fernmeldeamt und den Radiosender Djakarta besetzt. Das war um 4.00 Uhr, am 1. Oktober 1965.

Präsident Sukarno schlief um diese Zeit noch im Hause Ratna Dewis. Erst gegen 6.00 Uhr, als er aufstand, übermittelte ihm sein Adjutant die Nachricht, daß in der vergangenen Nacht eine Anzahl führender Militärs entführt worden sei. Der Präsident ließ sich sofort in den Merdekapalast

fahren. Er benutzte dazu einen Volkswagen ohne die übliche Eskorte. Als er am Merdekaplatz ankam, sah er die Soldaten, die den Palast abriegelten. Er hielt an, und nach kurzer Beratung mit seinem Adjutanten entschloß er sich, zunächst zum Haus seiner zweiten Gattin, Madame Hartini, zu fahren. Von dort aus telefonierte er mit dem Stab der Luftstreitkräfte in Halim und erfuhr, daß sich in der vergangenen Nacht ein Putsch abgespielt hatte, der jedoch nicht das Ziel verfolgte, ihn abzusetzen. Daraufhin begab sich Sukarno nach Halim. Er tat das sicher auch deshalb, weil dort seine Privatmaschine bereitstand, mit der er bei Zuspitzung der Ereignisse außer Landes gehen konnte.

Omar Dhani stand in Kontakt mit den Verschwörern. Als ihm nun gemeldet wurde, der Präsident sei nach Halim unterwegs, telefonierte er sofort mit Supardjo und forderte ihn auf, nach Halim zu kommen und dem Präsidenten Bericht zu erstatten.

Sukarno erreichte Halim, kurz nachdem Radio Djakarta die erste Durchsage über die Ereignisse gesendet hatte. Das war gegen 7.20 Uhr gewesen. Ein Hauptmann verlas eine Bekanntmachung, in der es hieß, daß in der Nacht zum 1. Oktober in Djakarta die »Bewegung des 30.September« unter der Führung von Oberstleutnant Untung die Macht ergriffen habe. Einige Generale seien festgenommen worden. Kommunikationsmittel und lebenswichtige Einrichtungen befänden sich unter Kontrolle der Bewegung, und auch Präsident Sukarno sei in Sicherheit gebracht worden. Gleich ihm seien weitere politische Persönlichkeiten, die durch Machenschaften des Rates der Generale in Gefahr gebracht werden könnten, unter ihren Schutz gestellt worden. Der Rat der Generale sei eine subversive Gruppe in der Armeeführung, die von der CIA gestützt und gelenkt würde, besonders seitdem sich der Gesundheitszustand des Präsiden-

ten verschlechtert habe. Sie hätte gehofft, nach dem Tod des Präsidenten, den sie in diesen Tagen erwarteten, an die Macht zu gelangen. Um diesen Plan durchzuführen, wäre für den 5. Oktober, den Tag der Streitkräfte, eine Konzentration von Truppenteilen in und um Djakarta organisiert worden. Es sei Absicht der »Bewegung des 30. September« gewesen, diesem Coup zuvorzukommen, und dies sei voll und ganz gelungen. Die »Bewegung des 30. September« sei im übrigen lediglich eine Bewegung innerhalb der Armee, deren Tätigkeit sich gegen den Rat der Generale richte, weil dieser die Armee mißbrauche und ihre Ehre beflecke und weil er subversive Manipulationen gegen den Präsidenten und die Republik geplant habe.

Eine Stunde später wurde diese Durchsage noch einmal wiederholt. Sehr viele Bürger, die sie hörten, wußten kaum etwas mit ihrem Text anzufangen. Eine Bewegung, das war nichts Neues. Das gab es sehr oft in diesem Land. Der Präsident befand sich in Sicherheit, das war wesentlich. Ansonsten war kaum zu durchschauen, wer mit dem Rat der Generale gemeint war und wer mit der »Bewegung des 30. September«. Armeeangehörige, sicher. Aber die Angelegenheiten der Armee waren ohnehin für den Außenstehenden nicht leicht zu durchschauen. Also nahm man zur Kenntnis, daß sich etwas abgespielt hatte, das einem vielleicht im Laufe des Tages noch genauer erklärt werden würde. Sicher sogar, denn es gab nicht nur den Radiosender, es gab das Fernsehen, und selbst wenn man keinen eigenen Apparat kaufen konnte, so gelang es einem doch hin und wieder, an einem der öffentlich aufgestellten Empfänger einen Blick auf das Programm zu werfen. Auch Kommunisten hörten die Durchsage. Sie konnten sich ebenfalls nur ein unklares Bild machen. Kräfte innerhalb der Armee hatten gegensätzliche Kräfte innerhalb der Armee ausgeschaltet.

Das gab vorerst keinen Grund zu besonderer Besorgnis. Weder in der Partei noch in der im Sinne der Partei arbeitenden Gewerkschaft SOBSI hatte es in den vergangenen Tagen auch nur einen Hinweis darauf gegeben, daß irgend etwas bevorstünde. Auch an diesem Morgen rief die Parteipresse die Mitglieder nicht zur Bereitschaft auf. »Harian Rakjat«, das Zentralorgan, war wohl in Unkenntnis dessen, was sich abgespielt hatte, gedruckt worden, denn aus ihm war kein Hinweis auf diese Ereignisse zu entnehmen.

Noch bevor Präsident Sukarno in Halim ankam, erließ Omar Dhani einen Tagesbefehl, in dem er die Luftstreitkräfte aufrief, sich hinter den Präsidenten und die »Bewegung des 30. September« zu stellen, um auf diese Weise die indonesische Revolution weiterzuführen.

Präsident Sukarno, der aus vielen Quellen über die Tätigkeit des Rates der Generale informiert worden war und der auch wußte, daß ein Teil der Offiziere mit den Zuständen in der Armee unzufrieden war, distanzierte sich nach seinem Eintreffen in Halim zunächst von den nächtlichen Ereignissen, indem er vorgab, sie wären für ihn völlig überraschend gekommen. Er stellte Omar Dhani zur Rede, aber der konnte nur darauf verweisen, daß Supardjo der Mann sei, der Aufschluß geben könnte. So empfing Sukarno den Brigadegeneral kurz nach seinem Eintreffen und ließ sich berichten, was geschehen war.

Supardjo berichtete ausführlich, nicht nur über die Aktionen, sondern auch über die Gründe, die ihn und die anderen Offiziere bewogen hatten, auf diese Weise zu handeln: die immer stärker um sich greifende Korruption in höchsten Armeekreisen, das Manipulieren mit Staatsfonds sowie die grundsätzliche Ablehnung, das NASAKOM-Prinzip in der Armee einzuführen.

Sukarno hörte ihm zu und korrigierte ihn nicht. Er erkun-

digte sich nach den Namen der festgenommenen Generale, und als er erfuhr, daß sie tot waren, bemerkte er, solche Vorfälle seien wohl im Rahmen einer Revolution unvermeidlich. Aber er wünsche, daß es keine weitere Unruhe gebe und kein Blutvergießen mehr. Es schien, als wäre der Präsident über alles, was sich ereignet hatte, kaum überrascht. Er machte einen etwas abgespannten Eindruck und zog sich nach dem Gespräch mit Supardjo in ein Zimmer des Stabsgebäudes zurück, um zu ruhen. Anweisungen erließ er nicht. So blieb Halim im Zustand der Spannung. Aus der Stadt kamen keine neuen Nachrichten. Es schien, als habe die Aktion ihr Ziel erreicht.

Im Laufe des Vormittags kam Aidit, der Generalsekretär der PKI, in Halim an. Er wollte wohl in dieser Situation in der Nähe des Präsidenten sein, aber Sukarno ruhte, und Aidit konnte ihn nicht sprechen, also hielt er sich im Stabsgebäude zur Verfügung. Er bekam Gesellschaft, denn einige weitere Mitglieder des Kabinetts, so auch der zweite Stellvertreter des Ministerpräsidenten, Leimena, trafen ebenfalls in Halim ein, nachdem der Sender Djakarta bekanntgegeben hatte, daß Sukarno sich in der Luftflottenbasis aufhalte. Um 14.00 Uhr gab Radio Djakarta dann das Dekret Nr. 1 der »Bewegung des 30. September« bekannt, und die Bevölkerung erfuhr zum erstenmal wenigstens etwas mehr von den Ereignissen. Es wurde erklärt, daß ein Revolutionsrat gebildet worden sei, nach dessen Muster im ganzen Land weitere Revolutionsräte geschaffen werden sollten, die anstelle der Regierung die Macht ausüben würden. Zugleich aber werde die bisherige Außenpolitik weitergeführt, ebenso der Kampf gegen Imperialismus, Neokolonialismus und die Konfrontation mit Malaysia.

Der Machtwechsel wurde mit keinerlei Veränderungen begründet, sondern lediglich mit Schlagworten wie der Auf-

rechterhaltung der Pantjasila-Prinzipien, der Weiterführung der Revolution, sowie des antiimperialistischen Kampfes. Erneut wurde erklärt, einige Generale hätten einen Umsturz geplant, und diesem sei die »Bewegung des 30. September« zuvorgekommen. Zugleich sei diese Bewegung eine Angelegenheit, die sich lediglich im Rahmen der Armee bewege. Und es wurde angedeutet, daß sie unterstützt würde von bewaffneten Verbänden außerhalb der Armee. Niemand konnte sich vorstellen, was damit gemeint war, denn außerhalb der Armee gab es keine bewaffneten Verbände im Land.

Das Dekret erklärte dann, der Revolutionsrat würde bis zur Abhaltung von Wahlen die Macht im Lande ausüben, im Einklang mit der Verfassung von 1945. Die Minister des somit abgesetzten Kabinetts sollten jedoch ihre Arbeit routinemäßig weiterführen und ihre Verantwortungsgebiete voll wahrnehmen, nur dürften sie kein neues Personal einstellen und keine Entscheidungen von weitreichender Konsequenz treffen. Für die im Land zu bildenden Räte schrieb das Dekret genaue Mitgliederzahlen vor. Sobald als möglich sollten sich diese Räte konstituieren und dies dem Präsidium des Revolutionsrates in Djakarta melden.

Unterzeichnet war das Dekret Nr. 1 von Oberstleutnant Untung, der sich den Titel »Kommandeur der Bewegung des 30. September« zugelegt hatte, und von vier Stellvertretenden Kommandeuren. Ihre Namen waren: Brigadegeneral Supardjo, Oberstleutnant der Luftstreitkräfte Heru, Oberst der Seestreitkräfte Sunardi und Polizeikommissar Anwar.

Es war ein seltsames Dokument, denn es ließ keine klare politische Konzeption erkennen. Dabei zielte jedoch die ganze Bewegung gerade auf spontane Zustimmung im Lande, und die hätte einzig und allein eine Proklamation erzeugen können, in der eine Veränderung jener Politik zu erkennen

gewesen wäre, die das Land in die Misere geführt hatte. Der politische Dilettantismus der Verfasser des Dekrets Nr. 1 war offensichtlich. Er korrespondierte mit ihren Vorstellungen auf militärischem Gebiet. Die Leute um Untung und Supardjo versuchten einen Staatsstreich, orientiert an den Staatsstreichen in südamerikanischen Ländern, aber sie riskierten diesen Versuch, ohne auch nur gewiß zu sein, daß sie wenigstens den größeren Teil der bewaffneten Streitkräfte hinter sich hatten, die immerhin über eine Armee von 320 000 Mann verfügten, über 40 000 Marinesoldaten und 30 000 Angehörige der Luftstreitkräfte, dazu noch eine Polizei mit einem Personalbestand von 110 000 Mann. Sie überließen alles dem Zufall und der erhofften glücklichen Fügung.

Es bleibt zu vermuten, daß Präsident Sukarno nicht gerade zornig darüber war, daß in der Nacht des 30. September einige jener Militärs beseitigt worden waren, die Machtambitionen entwickelt hatten, vor denen auch er sich zu fürchten begann. Eine Kenntnis davon, daß die Absicht bestand, diese Männer zu beseitigen, kann bei Sukarno nicht vorausgesetzt werden. Aber es schien zumindest an jenem Morgen des 1. Oktober so, als würde er sich mit der Ausschaltung der »starken Männer« schnell abfinden. Schließlich würde es auch für ihn in Zukunft einfacher sein, das, was er verschwommen »Nasakomisierung« der Armee nannte, zu erreichen.

Obwohl die Verschwörer betonten, daß sie hinter dem Präsidenten stünden, fand sich sein Name nicht unter den fünfundvierzig Mitgliedern des Revolutionsrates. Sukarno schien davon nicht beunruhigt zu sein. Es ist überhaupt kaum wahrscheinlich, daß außer dem Kern der Verschwörergruppe auch nur einer der Unterzeichner gewußt hat, wofür sein Name benutzt wurde. Aufgeführt waren unter anderem als Mitglieder dieses Revolutionsrates allein zwanzig

höhere Offiziere, sieben Politiker aus Sukarnos PNI, zwei Moslempolitiker aus der Nahdatul Ulama, ein Angehöriger der PKI, je ein Vertreter der protestantischen Partei (Parkindo) und der Linkspartei der chinesischen Nationalität (Baperki). Unter den Offizieren befanden sich auch die Generale Umar und Basuki Rachmat, die keinesfalls in Opposition zum Rat der Generale standen und sich demzufolge auch dann sofort an der Zerschlagung der Untung-Verschwörung beteiligten. Ihre Namen waren ohne ihre Einwilligung auf die Liste gelangt. Und ebenso kann angenommen werden, daß auch der Kommunist Tjugito, Mitglied des Zentralkomitees der PKI, von den Verschwörern nicht um Erlaubnis gefragt worden war, als man seinen Namen auf die Liste des Revolutionsrates setzte.

Um 14.00 Uhr erschien Präsident Sukarno wieder im Stab der Luftstreitkräfte in Halim. Er wirkte ausgeschlafen und zuversichtlich. Zunächst unterhielt er sich eine Weile mit den inzwischen in Halim eingetroffenen Politikern, ohne jedoch Entscheidungen zu treffen. Dann ließ er sich erneut von Brigadegeneral Supardjo Bericht erstatten. Aber da gab es nicht viel zu berichten. So entschloß sich Sukarno, nachdem er erfahren hatte, daß General Nasution nirgendwo zu finden sei, einen Nachfolger für ihn zu ernennen. Die Frage war nicht einfach zu lösen. Nach dem Reglement hätte General Yani Nasution ersetzen müssen. Nach ihm rangierte in der Reihenfolge der Oberbefehlshaber des KOSTRAD, des Kommandos der Strategischen Reserven, Generalmajor Suharto. Als sein Name genannt wurde, winkte Sukarno ab. Er schien Suharto nicht die Fähigkeiten zuzutrauen, mit der entstandenen Situation fertig zu werden. Unter den Vorschlägen, die danach gemacht wurden, befand sich auch General Basuki Rachmat. Sukarno lehnte ihn ab, weil er angeblich des öfteren krank wäre. Die Debatte war

gerade an diesem Punkt angelangt, als einer der Adjutanten Dhanis ein Transistorradio brachte. Radio Djakarta sendete soeben das Dekret Nr. 1.

Sukarno hörte schmunzelnd zu. Es schien, als nähme er das ganze kaum ernst. Zu einem der Offiziere sagte er: »Wer ist dieser Untung?« Man erklärte es ihm. Sukarno äußerte sich nicht zu dem Dokument. Er vermied es, Stellung zu beziehen. Er vertagte die Debatte über die Benennung eines Nachfolgers für Nasution und zog sich zurück. Wenig später aber erschien er erneut und verkündete kurzerhand, er habe sich für einen Nachfolger entschieden, es sei General Pranoto. Gegen diese Entscheidung gab es keinen Einspruch mehr. Sukarno zog sich wieder zurück.

Er wurde im Laufe des Nachmittages noch einmal um eine Unterredung gebeten, als Brigadegeneral Supardjo aus Djakarta kam und Omar Dhani mitteilte, es sei nötig, Einheiten gegen das KOSTRAD einzusetzen, da das Kommando offenbar dabei sei, gegen die »Bewegung des 30. September« vorzugehen. Dhani mußte das ablehnen, nachdem Sukarno nochmals ausdrücklich verlangt hatte, kein weiteres Blutvergießen mehr zuzulassen. Auf diese Weise unterband der Präsident Auseinandersetzungen zwischen Armee-Einheiten, aber er verlegte den Rebellen damit gleichzeitig den letzten Weg, vielleicht doch noch eine Entscheidung zu ihren Gunsten zu erzwingen. Sukarno machte sich daran, eine Proklamation zu verfassen. Sie enthielt die Mitteilung, daß er selbst in Sicherheit und bei guter Gesundheit sei, daß er weiterhin die Führung des Staates und über die Streitkräfte habe. Zur Wahrnehmung der täglichen Dienstobliegenheiten verfügte er, daß Generalmajor Pranoto, bisher der dritte Stellvertreter Nasutions, dessen Amt als Verteidigungsminister und Chef der Streitkräfte übernehme.

Sukarno ermahnte die Armee, ihre Wachsamkeit zu er-

höhen, auf ihrem Posten zu bleiben und nur auf Befehl zu handeln. Er definierte nicht, auf wessen Befehl.

An das indonesische Volk richtete er den Appell, ruhig zu bleiben, Wachsamkeit zu üben und die Einheit der Nation nicht zu gefährden. Er erwähnte nichts von dem, was vorgefallen war. Und er nahm es einfach nicht zur Kenntnis, als man ihm berichtete, es würde unmöglich sein, seine Proklamation im Rundfunk zu senden, weil das Rundfunkgebäude inzwischen von Truppen des KOSTRAD besetzt worden sei.

Generalmajor Suharto, Chef des KOSTRAD, hatte im Laufe des Tages selbständig gehandelt und war zu diesem Augenblick bereits der Mann, der in Wirklichkeit das Kommando über die indonesischen Streitkräfte besaß.

Dieser vierundvierzigjährige Berufsoffizier, ein untersetzter, gelassen wirkender Mann, der sehr oft lächelte und dafür bekannt war, daß er sich nicht gern öffentlich mit politischen Fragen befaßte, stammte aus dem Dorf Kemusu in Zentraljava, unweit von Djogjakarta. Seine Familie hatte aus der Stellung des Vaters als Pengulu – ein von der Kolonialbehörde eingesetzter Standesbeamter – soziale Privilegien bezogen. Sie ermöglichten Suhartos Eltern, ihm eine Mittelschulbildung zu verschaffen. Danach arbeitete er als Lehrling in einer Bank. Doch diese Tätigkeit gefiel ihm nicht sehr, und nach einiger Zeit bewarb er sich bei der Königlich-Niederländisch-Indischen Armee, einer Hilfstruppe, die aus Einheimischen aufgestellt worden war. Er wurde angenommen und erhielt ein sechsmonatiges Rekrutentraining, das im wesentlichen darauf zielte, aus den Rekruten Vertreter der niederländischen Staatsmacht gegenüber den Indonesiern zu machen. Suharto absolvierte die Ausbildung mit guten Ergebnissen und wurde danach auf eine Unteroffiziers-

schule delegiert. Man sagt ihm nach, daß er in relativ kurzer Zeit ein vorbildlicher Soldat wurde, und deshalb beförderte man ihn nach dem Besuch der Unteroffiziersschule sogleich zum Sergeanten.

Bei der Bevölkerung waren die Angehörigen der niederländischen Hilfstruppe nicht beliebt. Man wußte, daß sie Polizeiarbeit für die Kolonialisten versahen. Daran mochte es liegen, daß die Bevölkerung die Uniformierten eigentlich nie als ihre Soldaten betrachtete. Sie waren immer die Soldaten der Fremden.

Nachdem Holland von den faschistischen Truppen okkupiert worden war, verlief das Leben in der Kolonie Niederländisch-Indien immer noch ziemlich ruhig. Man war weit von den Ereignissen entfernt. Doch diese Ruhe war trügerisch.

Als japanische Truppen im Februar 1942, zwei Tage nach dem Fall Singapores, in Sumatera einfielen, als sie zwei Wochen später in Java landeten, zeigte es sich, daß die holländischen Verteidiger dem Ansturm nicht gewachsen waren. Nach acht Tagen kapitulierte der niederländische Oberbefehlshaber Ter Poorten. Hollands Truppen wurden interniert. Die einheimische Hilfstruppe löste sich auf. Auch der damalige Sergeant Suharto ging nach Hause. Er hielt sich in einem Dorf in der Nähe von Solo auf, als die japanische Besatzungsmacht alsbald ihre Propaganda zur Gewinnung der Indonesier für den Krieg gegen die Alliierten forcierte. Japan, so hieß es nun in der schwülstigen Sprache der Tenno-Untertanen, sei der Führer, der Beschützer, das Licht Asiens.

Wenige Monate später wurde deutlich, was damit gemeint war. Junge Indonesier hatten die Wahl, entweder als Romushas rekrutiert zu werden, als Zwangsarbeiter, die unter mörderischen Lebensverhältnissen kriegswichtige An-

lagen für Japan in Indonesien selbst, in Thailand oder Burma bauten – oder als Soldaten des Tenno den Krieg gegen die Alliierten zu unterstützen.

Es war im November 1942, als Sergeant Suharto in den Dienst der japanischen Okkupanten trat. Er diente als Freiwilliger in der KEIBUHO, einer aus Einheimischen gebildeten Polizeitruppe unter japanischem Kommando. Nach kurzer Ausbildung in Djogjakarta avancierte er zum Assistenten des dortigen Polizeichefs. Seine japanischen Vorgesetzten erkannten aber wohl bald die Bereitwilligkeit des jungen Mannes, seine soldatischen Fähigkeiten in ihre Dienste zu stellen, und rieten ihm, sich bei der eben gegründeten sogenannten Freiwilligen Armee der Vaterlandsverteidiger, der PETA, zu bewerben. Die PETA stellte den Versuch dar, das Menschenpotential Indonesiens für die japanischen Kriegsziele nutzbar zu machen, indem man den dort dienenden jungen Männern einredete, sie stünden im Dienste ihres Vaterlandes gegen die alten Kolonialisten. Daß sich die Japaner selbst inzwischen als neue Kolonialisten eingerichtet hatten, daß sie die Ressourcen Indonesiens skrupellos für ihre Kriegswirtschaft ausbeuteten und die Indonesier als Verschleißmaterial betrachteten, darüber wurde in der PETA vorerst nicht gesprochen. Trotzdem muß berücksichtigt werden, daß viele Indonesier in die PETA eintraten, um sich in der Handhabung von Waffen auszubilden, militärische Kenntnisse zu erwerben, mit denen sie eines Tages die endgültige Befreiung ihres Landes herbeiführen wollten.

Japans Politiker wußten das sehr genau, sie übersahen auch nicht die Absichten Sukarnos, der eine ähnliche Politik betrieb, aber sie gedachten die Indonesier, auch die PETA-Truppen, noch möglichst lange, bis zu ihrem Sieg über die Alliierten, in ihrem Sinne auszunutzen. Um die innere Ge-

schlossenheit der PETA-Truppen zu verstärken, schickten sie vor allem die Offiziere und Unteroffiziere auf japanische Militärschulen, auf denen sie außer dem Kriegshandwerk die japanische Sprache erlernen mußten und über japanische Kultur und den Geist des Bushido unterrichtet wurden.

Sergeant Suharto entwickelte sich in der PETA vorbildlich. Bald kommandierte er eine Kompanie in einer kleinen Garnison östlich von Djogjakarta. Schließlich wurde er erneut auf eine Militärschule geschickt, die Kader für den gehobenen Dienst ausbildete. Er lernte Strategie und Taktik. Im Kursus wurde er auch in der Handhabung des Samuraischwertes, einer mittelalterlich-traditionellen Waffe der japanischen Offizierskaste unterrichtet, mit der die Söhne des Tenno Gefangene zu köpfen pflegten oder auch später, in aussichtslosen Situationen, Harakiri begingen. 1945, als die faschistischen Truppen in Europa bereits vor dem unvermeidlichen Ende standen und sich auf dem fernöstlichen Kriegsschauplatz auch für Japans Armeen der Zusammenbruch abzeichnete, tat der zum Offizier avancierte Suharto bereits Dienst im Stab der PETA in Madiun. Ihm unterstand die militärische Ausbildung. Die japanische Kapitulation und die damit verbundene Auflösung der PETA-Truppen beendeten zunächst diesen Abschnitt der militärischen Karriere des jungen Mannes.

Die Wirren der ersten Nachkriegswochen sahen ihn in Djogjakarta. Er kam mit einer Anzahl von Leuten zusammen, mit denen ihn der gemeinsame Moslemglaube verband. Als er sah, daß seine religiösen Freunde, die ausnahmslos Politiker waren, große Anstrengungen machten, um sich im Sinne Dr. Hattas bei der Festigung der zunächst noch umstrittenen Unabhängigkeit zu betätigen, fand er es ganz normal, sich ebenfalls zur Verfügung zu stellen.

Seine Fähigkeiten, die ausschließlich auf militärischem

Gebiet lagen, wurden gebraucht. Bereits im Oktober 1945 gehörte er, wie viele andere seiner PETA-Kameraden, den neugeschaffenen Streitkräften der Republik an, und zwar als Kommandeur eines Bataillons. Er nahm an verschiedenen Kämpfen teil, die gegen die Invasionstruppen geführt wurden, und bald wurde er zum Regimentskommandeur ernannt. Um diese Zeit hatte er bereits den Rang eines Oberstleutnants.

Als 1948 die bürgerlichen Extremisten in Sukarnos Regierung zum Schlag gegen die Kommunisten ausholten, wurde Oberstleutnant Suharto eine Sonderaufgabe übertragen. Er wurde nach Madiun geschickt, um dort »aufzuklären«. Er konnte bei seiner Mission nur feststellen, daß große Teile der in und um Madiun stationierten Truppen ebenso wie die Einheiten der bewaffneten Revolutionäre aus den Reihen der Arbeiterklasse sich gegen die von Hatta beabsichtigte Rechtsorientierung Indonesiens wandten. Aber er übersah mit geübtem Blick des Fachmanns natürlich auch die Kräfte, die hier standen. Auf Umwegen kehrte er nach Djogjakarta zurück und berichtete über das, was er gesehen hatte. Wenig später schlug auf Befehl Dr. Hattas und mit Billigung Sukarnos die Siliwangidivision los und richtete unter den Revolutionären ein Blutbad an, das später als »Gegenmaßnahme zur Abwehr einer kommunistischen Rebellion« bezeichnet wurde. Der junge Oberstleutnant war zwar an dem Gemetzel nicht persönlich beteiligt, aber er fand es durchaus in Ordnung, denn er ließ keinen Zweifel darüber, daß seine politischen Sympathien nicht bei der Arbeiterklasse lagen, sondern bei der mohammedanisch orientierten Schicht des Großbürgertums und der Landbesitzer. Während Tausende von Kommunisten und revolutionären Arbeitern, die weiter nichts wollten, als die Verteidigung des Vaterlandes gegen den imperialistischen Feind stabil zu

machen, unter den Kugeln der Hinrichtungspeletons der Siliwangidivision starben, trauerte die Republik – Dr. Hatta und Sukarno an ihrer Spitze – öffentlich um die 159 Toten, die es bei den Siliwangis gegeben hatte, weil sich ein Teil der Revolutionäre nicht bereitwillig abschlachten ließ, sondern sich verteidigte.

Das Jahr 1956 sah Oberstleutnant Suharto als Planungsoffizier im Generalstab der Armee. Im gleichen Jahr wurde er Stabschef der Diponegorodivision und kurz darauf ihr Kommandeur. Er bekam den Dienstrang eines Obersten, und nach der Fortbildung an verschiedenen Militärschulen schließlich 1960 den eines Brigadegenerals.

In gewissem Sinne war die Karriere dieses jungen Offiziers typisch für die Armee, in der er sie machte. Anders als etwa die Volksbefreiungsarmee der Demokratischen Republik Vietnam war die Armee Indonesiens nicht aus einer revolutionären antiimperialistischen Truppe von Arbeitern und Bauern hervorgegangen. Sie war eine bürgerliche Armee, deren Ideologie nicht einheitlich antiimperialistisch war. Ihre Kommandopositionen waren von Männern besetzt, von denen man bestenfalls sagen konnte, daß sie einheitlich antikommunistisch dachten und handelten. Und ein beachtlicher Teil des Offiziersnachwuchses wurde – trotz offizieller staatlicher Propaganda gegen den US-Imperialismus – auf Offiziersschulen in den Vereinigten Staaten ausgebildet.

1962 wurde Brigadegeneral Suharto zum Generalmajor befördert. Er erfüllte Aufgaben, die mit der Befreiung Westirians zusammenhingen. Ein Jahr später übertrug man ihm das Kommando über die Strategischen Reserven der Armee (KOSTRAD). Im Zusammenhang mit dieser Funktion hatte er nicht nur einen Überblick über die gesamten militärischen Kräfte im Lande. Er konnte auch erkennen, wie

sich innerhalb der Armee eine Entwicklung anbahnte, die zu den Ereignissen vom 30. September 1965 drängte.

Suharto selbst hielt sich weitgehend aus politischen Fragen heraus. Das hieß nicht, daß er etwa die wachsende politische Macht, die sich die Armee verschaffte, als unnötig ansah. Er empfand den Einfluß der Armee auf das politische und wirtschaftliche Leben des Landes als gut und richtig. Persönlich sah er davon ab, sich – etwa nach dem Vorbild ranggleicher Kameraden – ökonomische Vorteile zuzuschanzen. Er verfügte über keine wirtschaftliche Nebenposition und zog auch keinen Nutzen aus einem der enteigneten ausländischen Betriebe, die von der Armee verwaltet wurden. Niemand hätte ihn als einen KABIR bezeichnen können. Suharto lebte relativ bescheiden mit seiner Frau und seinen sechs Kindern in einem Einfamilienhaus in der Hadji-Agus-Salim-Straße.

Er hörte an jenem 30. September durch das Radio die Übertragung von Sukarnos Rede aus der Senajansporthalle, aber er konzentrierte sich nicht darauf. Zu all den Spannungen, die es gab und die ihn als Kommandeur der Strategischen Reserven der Armee beschäftigten, weil auch er natürlich begriffen hatte, daß die Zeit gekommen war, entweder vor den Volkskräften zu kapitulieren oder sie noch einmal, wie 1948 in Madiun, zusammenzuschlagen, kam die Sorge um seinen jüngsten Sohn, der krank im Militärhospital von Djakarta lag. Suharto verbrachte am Bett seines Jungen mehrere Stunden. Erst gegen Mitternacht machte er sich auf den Heimweg. Er benutzte einen Jeep des KOSTRAD, den er vor seinem Haus stehenließ.

Suharto hatte nur einen kurzen Schlaf, denn um 5.30 Uhr wurde er geweckt. Ein Hauptmann der Armee, der Kenntnis von den Vorgängen erhalten hatte, die sich bei der Festnahme einiger Generale abgespielt hatten, alarmierte Suhar-

to. Er konnte ihm jedoch keine genaue Meldung erstatten. Suharto aber begriff, daß etwas geschehen war, das seine Anwesenheit bei der Truppe erforderte. Insgeheim war er sich klar darüber, daß dies der Anfang der lange erwarteten Aktion sein konnte, die unausweichlich vor der Armee stand, aber Suharto gehörte nicht zum Rat der Generale, und seine Informationen über die politischen Schachzüge der militärischen Führungsschicht waren relativ begrenzt. Er zog seine Uniform an und setzte sich ans Steuer seines Jeeps. Als er zum KOSTRAD fuhr, sah er bereits die Soldaten, die um den Präsidentenpalast postiert waren. Man hielt den einzelnen Jeep nicht an. Offenbar vermutete man an seinem Steuer auch keinen General, denn es war unüblich, daß Generale selbst am Steuer ihrer Autos saßen.

Suharto konnte daher ungehindert das KOSTRAD erreichen, das sich in der Merdeka-Timur-Straße, im Zentrum von Djakarta, unmittelbar beim Palast des Präsidenten befand. Er hielt sich nicht lange mit Vorreden auf, sondern ließ sich von den diensthabenden Offizieren unverzüglich darüber informieren, was in der Nacht geschehen war. Der Kommandeur der Garnison von Djakarta hatte inzwischen Einzelheiten erfahren, und Suharto war eine Stunde nach seinem Eintreffen im KOSTRAD überzeugt, daß die Armee handeln mußte. Noch bevor er Entschlüsse fassen konnte, wurde er an einen Radioapparat gerufen, wo er die erste Durchsage hörte, die um 7.20 Uhr gesendet wurde.

Den meisten Offizieren, die mit ihm lauschten, sagte der Name Untung nichts. Sie kannten ihn nicht. Suharto aber kannte ihn. Untung hatte schon in Solo zu seiner Einheit gehört und auch später, während der Kampagne zur Befreiung Westirians unter seinem Kommando gedient. Nun wußte Suharto wohl, daß Untung kein Mitglied der kommunistischen Partei war, aber er kannte andererseits die extrem

kleinbürgerlich-anarchistischen Ansichten dieses Offiziers. Für den Generalmajor stand fest, daß es sich um eine Aktion linker Kräfte handelte. Die Möglichkeit, die PKI mit dieser Verschwörung zu identifizieren, drängte sich geradezu auf. War sie nicht verwickelt, würde man dafür sorgen müssen, daß sie sich exponierte. War sie aber auch nur im entferntesten mit Untungs Bewegung in Verbindung zu bringen, dann bot sich die Möglichkeit zum entscheidenden Schlag gegen sie noch stärker an. Suharto zweifelte nicht daran, daß die Armee letztlich die Oberhand behalten würde, aber er mußte jetzt erst einmal die Kräfte sondieren. Er ging sehr methodisch vor, ohne Hast, aber auch ohne sich bei Nebensächlichkeiten aufzuhalten. Nach einer kurzen Besprechung mit seinem Stab stellte er sich an die Spitze der Kräfte, die gegen die Verschwörer zu operieren begannen. Noch war nicht geklärt, wo sich General Nasution befand, von dem es hieß, daß er dem Kommando entkommen sei. Aber Suharto wollte nicht warten, bis Nasution vielleicht auftauchte. Er hatte in der Vergangenheit des öfteren den Oberkommandierenden der Armee, General Yani, vertreten. Jetzt übernahm er kurzerhand dessen Funktion.

Während in Halim Präsident Sukarno mit Brigadegeneral Supardjo sprach, benutzte Suharto im KOSTRAD das Nachrichtennetz seiner Dienststelle, um mit allen Einheiten im ganzen Land unmittelbar Kontakt aufzunehmen. Er ließ in kurzer Zeit feststellen, welche Truppenteile zu Untung standen und welche sich ihm gegenüber loyal verhielten. Das Ergebnis ermunterte ihn. Untung verfügte offenbar nur über eine sehr geringe militärische Macht. Suharto befahl für alle Truppenteile Alarmbereitschaft und ordnete an, daß sie ihre Unterkünfte nur auf seinen ausdrücklichen Befehl verlassen dürften. Selbst mit Brigadegeneral Kemal Idris, der mit seiner Division in Nordsumatera stationiert war, hatte er ein

kurzes Telefongespräch. Kemal Idris war sofort bereit, eine Brigade nach Djakarta zur Unterstützung Suhartos zu entsenden. Südlich der Hauptstadt lagen die Elitefallschirmtruppen der RPKAD, kommandiert von Oberst Sarwo Edhie, auf dessen Unterstützung sich Suharto absolut verlassen konnte. Einen Teil der Fallschirmtruppen beorderte Suharto zum KOSTRAD, den Rest ließ er in der Nähe der Luftflottenbasis Halim in Stellung gehen. Eine Panzerabteilung der Siliwangidivision, in Bandung stationiert, wurde von ihm in Richtung Djakarta in Marsch gesetzt, wo sie noch am Nachmittag des 1. Oktober eintreffen würde. Dann schickte Suharto Offiziere seines Stabes zu den beiden Bataillonen, die den Präsidentenpalast und den Sender Djakarta sowie das Telegrafenamt abriegelten.

Er ließ die beiden Kommandeure zu sich holen und machte sie darauf aufmerksam, daß sie gegen die Interessen der Armee handelten und mit Konsequenzen rechnen müßten. Er sei aber bereit, alles auf dem Wege eines freundlichen Musjawarah, eines Gesprächs unter Freunden, zu regeln, wenn sie sich von der Verschwörung distanzierten. Die beiden Kommandeure baten sich Bedenkzeit aus, und Suharto gab sie ihnen.

Noch wartete er auf die Panzerabteilung, und noch hatten die Fallschirmtruppen ihm nicht gemeldet, ob sie ihre Positionen bezogen hatten. Aber sobald er diese Meldungen in der Hand hatte, beorderte er die Kommandeure erneut zu sich. Er wußte um diese Zeit, am Nachmittag, daß die Panzer der Siliwangidivision in genau zwei Stunden auf dem Merdekaplatz sein würden. Er ließ sich nicht mehr auf lange Unterhaltungen mit den beiden Offizieren ein, sondern erklärte ihnen knapp: »Ich gebe Ihnen dreißig Minuten, um Ihre Soldaten antreten zu lassen und abzuziehen. Tun Sie das nicht, werde ich Ihre Einheiten zerschlagen.«

Keiner der beiden Kommandeure kam auf die Idee, das KOSTRAD anzugreifen, auch aus der Kommandozentrale der Rebellen kam dazu kein Befehl, weil Sukarno weiteres Blutvergießen verboten hatte. So gelang es Suharto, sich diesen Stillstand zunutze zu machen. Er selbst hatte von Sukarno keinen Befehl, Blutvergießen zu unterlassen, er konnte handeln. Aus dem Zögern der beiden Bataillone um den Merdekaplatz ergab sich schließlich ihr Rückzug. Mit Ausnahme einer Kompanie legten sie die Waffen nieder. Nur eine Kompanie setzte sich nach Halim ab, um sich dort im Hauptquartier der Verschwörer neue Befehle zu holen.

Um 18.30 Uhr ließ Suharto von Einheiten des KOSTRAD das Telegrafenamt besetzen, ebenso die Rundfunkstation. Die Panzer der Siliwangidivision fuhren kettenrasselnd an den strategisch wichtigen Punkten der Hauptstadt auf und kurbelten ihre Kanonen in Schußposition. Ohne daß es zu nennenswerten Zusammenstößen gekommen wäre, befand sich die Hauptstadt unter der Kontrolle des KOSTRAD. Das war um 19.00 Uhr.

Drei Stunden zuvor war General Nasution, Verteidigungsminister und Oberkommandierender der Armee, im KOSTRAD erschienen. Er konnte sich nur schwer bewegen, denn seine Fußverletzung behinderte ihn erheblich. Mit Hilfe einiger Freunde war es ihm gelungen, das KOSTRAD zu erreichen. Niemand hatte den Versuch gemacht, ihn aufzuhalten. Müde, mit schmerzverzerrtem Gesicht meldete er sich bei Suharto. Ein Arzt wurde gerufen, der ihn versorgte. Nasution stand noch unter der Schockwirkung der Ereignisse der vergangenen Nacht. Als er sich so weit erholt hatte, daß er zu Entscheidungen fähig war, erklärte er sich absolut mit den Maßnahmen einverstanden, die Suharto inzwischen eingeleitet hatte. Er war nicht in der Lage, in dieser komplizierten Situation selbst das Kommando zu übernehmen, aber

er erklärte den versammelten Stabsoffizieren feierlich, daß er Generalmajor Suharto vertraue und daß dieser in seinem Sinne handeln werde.

Außer der Zentrale der Verschwörer, die sich in Halim befand, gab es um diese Zeit, am Abend des 1. Oktober 1965, nirgendwo mehr bewaffnete Verbände, die sich dem KOSTRAD widersetzt hätten. So wurde das KOSTRAD unversehens nicht nur zur militärischen Kommandozentrale des gesamten Landes, es okkupierte auch die höchste politische Machtposition, indem es das Vakuum ausfüllte, das durch die Handlungsunfähigkeit Sukarnos entstanden war.

Hier zeigte sich eine entscheidende Schwäche des von Sukarno konstituierten Staatsapparates, der nicht in der Lage war, in Abwesenheit des Präsidenten und ohne seine Einwilligung politische Entscheidungen zu treffen. Das KOSTRAD nutzte sie. Bevor Nasution dort eingetroffen war, hatte es sich auf die notwendigen Vorkehrungen zur Abwehr der Untung-Verschwörung beschränkt. Danach aber organisierte es zielstrebig und geschickt den Gegenputsch, der eigentlich nach Lage der Dinge gar nicht mehr nötig gewesen wäre, denn die Verschwörer waren bereits am Nachmittag des 1. Oktober geschlagen, sie verfügten über keine Machtmittel mehr, weder in Djakarta noch in den Provinzen, wo die erwarteten Aufstände, die Bildung der Revolutionsräte ausblieben. Das, was zuvor so oft als Rat der Generale bezeichnet worden war, hatte durch die Ausschaltung der führenden Köpfe an Handlungsfähigkeit entscheidend eingebüßt. Lediglich Nasution war verfügbar. Aber es zeigte sich, daß Generalmajor Suharto, indem er zum Gegenputsch ausholte, genau das tat, was der Rat der Generale bei voller Aktionsfähigkeit in dieser Situation nicht besser hätte tun können: Schritt für Schritt alle Machtpositionen im Staat okkupieren und dann den wohlvorberei-

teten Schlag gegen die Kommunisten und die gesamte Linke auslösen.

Eine Verfügung des KOSTRAD stellte noch am Abend des 1. Oktober alle Zeitungen, mit Ausnahme der Organe der moslemischen Nahdatul Ulama und der Armeezeitung »Berita Yudha«, unter die Kontrolle der Armee. Für alle Bürger der Hauptstadt wurde eine Ausgangssperre von 18 bis 6 Uhr angeordnet. Patrouillen zogen durch die Straßen und eröffneten das Feuer, wenn sich jemand auf der Straße zeigte. An allen Straßenkreuzungen, Brücken und im Bereich der Eisenbahnlinien standen Panzer und Luftabwehrgeschütze. Rings um Djakarta lagen weitere Truppen in Bereitschaft. KOSTRAD verlegte seine Befehlszentrale in den Komplex der Sportstätten von Senajan, am Stadtrand.

Präsident Sukarno, der gegen Abend einen Offizier seiner Leibwache zu Suharto schickte und ihm seinen Entschluß überbringen ließ, wonach General Pranoto von ihm zum Obersten Befehlshaber bestimmt worden war, erhielt lange keine Antwort. Auch seine Bekanntmachung wurde von Radio Djakarta nicht gesendet, denn der Sender war von den Truppen Suhartos besetzt. Und Suharto ließ zunächst eine Bekanntmachung verbreiten, in der es hieß, zwischen Armee, Marine und Polizei sei vereinbart worden, die »Bewegung des 30. September« niederzuwerfen. Das Dokument bezeichnete die Verschwörer als konterrevolutionäre Gruppe, die einen Putschversuch gegen den Präsidenten geplant und eine Reihe hoher Armeeoffiziere entführt hätte. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, sich ruhig zu verhalten und Wachsamkeit zu üben. Unterzeichnet war die Erklärung, die sofort von Radio Djakarta gesendet und auch als Plakat verbreitet wurde, mit dem Namen Generalmajor Suhartos als gegenwärtigem Obersten Chef der Armee.

Erst nachdem dieses Dokument veröffentlicht war, ließ

das KOSTRAD die Verbreitung der Bekanntmachung Sukarnos zu. Gleichzeitig schickte Suharto einen Offizier aus seinem Stab nach Halim, um den Präsidenten aufzufordern, Halim zu verlassen, da Truppen des KOSTRAD das Hauptquartier der Verschwörer angreifen würden. Es zeigte sich, daß Sukarno von diesem Augenblick an keine reale Macht mehr besaß. Seine Verfügung, wonach Pranoto Nachfolger des getöteten Generals Yani werden sollte, wurde vom KOSTRAD ignoriert. Und das KOSTRAD bedeutete dem Präsidenten mit der Benachrichtigung über den bevorstehenden Angriff auf Halim, daß es sich nicht an seine Anweisung zu halten beabsichtigte, wonach weiteres Blutvergießen vermieden werden sollte. In der Tat begann hier der wohldurchdachte Gegenputsch der Armee auch gegen Sukarno selbst, eine konterrevolutionäre Aktion, die sich des Vorwandes bediente, die Verschwörer auszuschalten, um auf diese Weise gegen alle jene Kräfte vorgehen zu können, die der Armee auf ihrem Wege zur Macht entgegenstanden.

Für das KOSTRAD war es äußerst günstig, daß sich auch Aidit und einige andere Mitglieder des Zentralkomitees der PKI bei Sukarno in Halim aufhielten. Dadurch bot sich die Möglichkeit, sie der Zusammenarbeit mit Untung zu bezichtigen und sie auf diese Weise kurzerhand zu Mitverschwörern zu machen. Das Zentralkomitee der PKI trat in dieser Situation nicht zusammen, es wurden keinerlei Beschlüsse gefaßt, die der komplizierten Situation Rechnung getragen hätten. An die Mitglieder erging keine Information über die Haltung der Partei zu Untungs Aktion. Überall in der Hauptstadt und im ganzen Land blieb die Partei so gut wie untätig. Sie bereitete sich nicht auf eine Konfrontation mit der Armee vor.

Das KOSTRAD kannte diese Lage genau, denn es besaß Nachrichtenverbindungen, die sich über das gesamte Land

erstreckten. Am Abend des 1. Oktober war also auch aus der Sicht des KOSTRAD Untungs Verschwörung gescheitert. Aber es verfuhr bei der Wahl seiner Maßnahmen so, als gäbe es im ganzen Land Aufstände der Kommunisten gegen Sukarno und die von ihm repräsentierte Ordnung. Es verschaffte sich damit eine Legitimation, nach Untungs Scheitern systematisch gegen Kommunisten und die übrigen Linkskräfte vorzugehen, eine Chance, auf die der reaktionärste Flügel der Armeeführung lange gewartet hatte.

Präsident Sukarno ließ sich schließlich am Abend des 1. Oktober dazu bewegen, von Halim nach dem etwa eine Autostunde entfernten Bogor zu fahren, wo sich sein Sommerpalast befand. Die Fahrt des Präsidenten verlief ohne Zwischenfälle, niemand wurde auf ihn aufmerksam. Nachdem Sukarno Halim verlassen hatte, gab das KOSTRAD den Truppen des Fallschirmjägerkommandos von Oberst Sarwo Edhie den Befehl, zum Angriff auf Halim anzutreten. Aidit entschloß sich in dieser Phase, mit einem Flugzeug der Luftstreitkräfte nach Djogjakarta zu fliegen, offenbar, um sich mit der dortigen Parteiorganisation in Verbindung zu setzen, von der bekanntgeworden war, daß sie sich an der Bildung eines Revolutionsrates beteiligte. Da Aidit die Anweisung des Präsidenten kannte, wonach kein weiteres Blutvergießen stattfinden sollte, ist mit Bestimmtheit zu vermuten, daß er in Djogjakarta versuchen wollte, die Beteiligung der PKI an dem Rat zu unterbinden und alles Mögliche zu tun, um die Situation zu beruhigen. Dessenungeachtet wurde ihm sogleich unterstellt, er sei nach Zentraljava unterwegs, um die Situation anzuheizen.

Aidit unterschätzte in dieser Phase der Entwicklung die Gefährlichkeit des Militärs. Er erkannte nicht die Absicht der Armee, nachdem ihr ein Vorwand gegeben war, skrupellos mit den Kommunisten abzurechnen. Offenbar glaubte

er noch, daß es ihm gelingen könnte, die Partei aus der Auseinandersetzung herauszuhalten, die mit Untungs Aktion innerhalb der Streitkräfte begonnen hatte. Er vertraute immer noch auf Sukarno und hoffte, daß dieser den Streit beilegen könnte. Ganz bestimmt aber vermutete er nicht, daß die Armee zu dieser Zeit bereits entschlossen war, die Abrechnung mit den Kommunisten mit der Waffe auszutragen. Diese Fehleinschätzung sollte sich verhängnisvoll für die Partei auswirken.

Präsident Sukarno war noch vor Mitternacht in Bogor angekommen. Generalmajor Suharto wurde davon benachrichtigt. Gegen 3.00 Uhr nachts war der Luftstützpunkt Halim von den Fallschirmjägern Edhies, von einem Infanteriebataillon und zwei Panzereinheiten umstellt. Doch bevor es zum Angriff kam, nahm Oberst Edhie Kontakt mit dem Kommandeur des Stützpunktes auf. Es war Kommodore Dewanto, der von General Omar Dhani mit dieser Aufgabe betraut worden war, nachdem Dhani sich per Flugzeug nach Madiun abgesetzt hatte. Kommodore Dewanto war sich darüber klar, daß er mit der geringen Streitmacht, die ihm zur Verfügung stand, den ringsum aufmarschierten Truppen des KOSTRAD nicht lange standhalten konnte. Er schlug Edhie einen Waffenstillstand vor. In dieser Zeit wollte er sich mit Edhie zusammen nach Bogor begeben, um dort die Entscheidung des Präsidenten zu hören. Sarwo Edhie war nicht abgeneigt, denn das würde auch seinen Einheiten unnötige Verluste ersparen. Also wurde vereinbart, daß die Besatzung des Luftstützpunktes keinerlei Aktionen gegen die Truppen Edhies unternahm und diese sich ebenfalls zurückhielten. Es kam während der Nacht zu vereinzelten Schießerein, die schnell beendet wurden, sonst änderte sich in Halim nichts.

Oberst Edhie und Kommodore Dewanto begaben sich

am Vormittag des 2. Oktober nach Bogor, wo sie jedoch vergeblich versuchten, Sukarno zu sprechen. Der Präsident empfing um 13.00 Uhr zum erstenmal Generalmajor Suharto und eine Anzahl anderer höherer Kommandeure der Armee. Es schien, als sei Sukarno entschlossen, die schon verlorene Macht doch noch zurückzugewinnen. So eröffnete er das Gespräch mit den Militärs, indem er seine Entscheidung über die Einsetzung des Generals Pranoto wiederholte und zugleich darauf verwies, daß er selbst immer noch der Oberste Befehlshaber aller Waffengattungen sei. Generalmajor Suharto sollte indessen, so erläuterte Sukarno, lediglich für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sorgen, dabei jedoch streng die politischen Entscheidungen beachten, die der Präsident treffen würde.

In diesem Gespräch, das mehrere Stunden dauerte und zeitweilig in sehr scharfem Ton geführt wurde, bestand Suharto darauf, dem Präsidenten den Standpunkt der Armeeführung zu den Ereignissen mitzuteilen. Danach sei die »Bewegung des 30. September« eine kommunistische Verschwörung, die mitleidlos zerschlagen werden müsse. Um seine Ansichten zu unterstreichen, führte Suharto an, daß immerhin mehrere höhere Offiziere der Armee entführt worden seien. Über ihr Schicksal gäbe es bislang keine Gewißheit. Die Anordnung des Präsidenten, wonach General Pranoto Nachfolger Yanis werden sollte, lehnte Suharto mit äußerster Bestimmtheit ab. In einer Armee sei das Oberkommando nicht teilbar. Entweder könne General Pranoto verantwortlich sein oder Suharto. Die mit Suharto zusammen gekommenen Offiziere ließen keinen Zweifel daran, daß sie Suharto unterstützten. Der Präsident redete eine Weile wütend auf sie ein, aber es gelang ihm nicht, sie umzustimmen. Sie weigerten sich, Pranoto anzuerkennen. In der Tat galt Pranoto als Offizier, der die Machtambitionen vieler seiner Kol-

legen nicht teilte und nur tun würde, was Sukarno ihm vorschrieb. Deshalb versteifte sich die Haltung der KOSTRAD-Vertreter gegen ihn, so daß Sukarno keine Einigung herbeiführen konnte. Wieder einmal scheiterte er an der Armee. Niemand verweigerte ihm offiziell den Gehorsam, aber man bezeichnete das, was er anordnete, als undurchführbar. Ohne Einigung ging man auseinander.

Pranoto selbst erschien nicht im KOSTRAD. Also operierte Suharto auch nach dem Gespräch mit dem Präsidenten weiter in der gleichen Weise, wie er zuvor operiert hatte. Er empfing die Nachricht Oberst Edhies, daß dieser inzwischen ohne weitere Zwischenfälle Halim besetzt habe. Von den führenden Verschwörern war niemand ergriffen worden. Untung und seine Gefolgsleute hatten sich vor Einnahme des Stützpunktes in Sicherheit bringen können.

Inzwischen liefen vom KOSTRAD aus jene Maßnahmen an, die den Gegenputsch Stufe für Stufe in Gang setzten. Das Hauptquartier der Armee (KOTI) hatte für den frühen Nachmittag in seine Dienststelle an der Medan Merdeka Barat Vertreter verschiedener politischer Parteien und Massenorganisationen zu einer Besprechung eingeladen. Vor allem die orthodoxen moslemischen Organisationen waren vertreten, aber auch der reaktionäre Flügel der PNI. Generalmajor Sutjipto, Chef der Politischen Abteilung des KOTI, informierte die Teilnehmer knapp über die Ereignisse, indem er ihnen die Aktion Untungs als einen Putsch der Kommunisten und Linkskräfte darstellte, der sich gegen die Republik und den Präsidenten richtete, vor allem gegen die Armee. Er verlangte von den Teilnehmern, sich sofort zu entscheiden, ob sie in der Auseinandersetzung, die vor dem Land stand, auf der Seite der Republik und der Armee stehen würden oder der Kommunisten. Bei dem Teilnehmerkreis, den er zusammengerufen hatte, brauchte er auf eine

positive Antwort nicht lange zu warten, sie vertraten ohnehin die reaktionärsten politischen Kräfte Indonesiens.

Während des Meetings spielte eine Ausgabe der kommunistischen Parteizeitung eine besondere Rolle. Am Morgen des 2. Oktober war die »Harian Rakjat« mit einem Leitartikel erschienen, der zwar feststellte, daß die »Bewegung des 30. September« eine innere Angelegenheit der Armee sei und die PKI an ihr keinen Anteil habe, aber der Artikel billigte das Vorgehen der Verschwörer ausdrücklich. Die Zeitung druckte im Nachrichtenteil auch kommentarlos das Dekret Nr. 1 und die Liste der Mitglieder des Revolutionsrates. Zudem nahm auf der Titelseite eine Karikatur viel Platz ein, auf der eine riesige geballte Faust zu sehen war, mit der Aufschrift »Gerakan 30. September«, die einem General ins Gesicht schlug, der mit der Bezeichnung CIA versehen war.

Diese Stellungnahme der PKI-Zeitung für die Verschwörer, die längst geschlagen waren, erregte die Teilnehmer des Meetings besonders. Sie wurde als Beweis dafür gewertet, daß die »Bewegung des 30. September« in Wirklichkeit ein von den Kommunisten inspirierter und von ihnen in die Armee lancierter Versuch war, die Macht zu erringen. Niemand der Anwesenden warf die Frage auf, wie ein solcher Artikel, unter dem kein Name stand, und eine solche Karikatur in eine Zeitung gelangen konnten, deren Redaktion bereits seit dem Nachmittag des vorhergehenden Tages unter Kontrolle des KOSTRAD stand. Ob die Kontrolleure diese Titelseite absichtlich ignoriert hatten, um sie erscheinen zu lassen und damit einen weiteren Vorwand zur Kommunistenhetze zu haben, oder ob diese Titelseite ganz und gar nicht aus der Feder kommunistischer Journalisten stammte, sondern eine gezielte Provokation darstellte, konnte nie geklärt werden. In jedem Fall kam sie zur rechten Zeit.

Auf dem Meeting wurde auch gleich eine sogenannte Koordinierungskörperschaft für die Zerschlagung der konterrevolutionären »Bewegung des 30. September« gegründet, die von einem Vorsitzenden namens Subchan geleitet wurde und die die Aktivitäten verschiedener »Aktionsfronten« vereinen sollte, die sich mit den Kommunisten auseinanderzusetzen gedachten. Dies war, nach der Konsolidierung der Kräfte der Armee, ein weiterer entscheidender Schritt, auf politischem Gebiet alle reaktionären Kräfte zusammenzufassen. Sofort wurden überall im Lande Organisationen ins Leben gerufen, die zum Kampf gegen die Kommunisten antraten.

Es handelte sich um reaktionäre Studenten und Moslemfanatiker, um deklassierte Elemente, die in den ländlichen Gebieten von den Grundbesitzern mobilisiert wurden, ja sogar um Geschäftsleute und Frauen, selbst Betjakfahrer wurden nicht ausgespart. Man verpflichtete viele Leute, in dieser »Aktionsfront« mitzuwirken, indem man sie einfach fragte, ob sie Kommunisten seien oder nicht. Verneinten sie das, forderte man sie auf, den Beweis dafür zu liefern, indem sie sich der Organisation anschlossen. Das Räderwerk der Konterrevolution lief bereits am 2. Oktober auf Hochtouren. Noch war allerdings das Kommando zum Losschlagen nicht gegeben worden. Das bedurfte nach Meinung der Anführer noch weiterer psychologischer Vorbereitung.

Am 3. Oktober ließ die Armee die Mitteilung verbreiten, der Aufenthaltsort der entführten Generale sei bekannt. In der Nacht zum 4. Oktober bargen Arbeitstrupps der Armee die Leichen der sechs getöteten Generale in Lubang Buaja. Der Fernsehsender Djakarta übertrug das Geschehen. Generalmajor Suharto selbst hielt sich an Ort und Stelle auf. Während Präsident Sukarno das Kabinett nach Bogor einberief, erschienen auf den Fernsehschirmen im Lande die

Bilder aus Lubang Buaja. Die Leichen wurden immer wieder gezeigt, dazu liefen Kommentare, die sich über die Unmenschlichkeit der kommunistischen Putschisten ausließen. Die Verbindung der Verschwörung mit der PKI war um diese Zeit bereits in allen Medien eine Selbstverständlichkeit. Das Stichwort war gegeben. Generalmajor Sutjipto vom KOTI ordnete noch am 4. Oktober ein Verbot aller Aktivitäten der Kommunistischen Partei an.

Einen Tag später, am 5. Oktober, dem Gründungstag der Armee, inszenierte das Militär in Djakarta eine Zeremonie, von der man sich den letzten Anstoß zum allgemeinen Losschlagen gegen die Kommunisten versprach. In der vorausgegangenen Nacht waren die Leichen der sechs Generale im Hauptquartier der Armee aufgebahrt gewesen. Hohe Offiziere hatten die Totenwache gehalten, und das Fernsehen hatte laufend darüber berichtet. Jedem Bürger wurde immer wieder eingehämmert, die ganze Nation habe um diese ehrenwerten Männer zu trauern und die Schuldigen mit dem größten Haß zu verfolgen. Das Begräbnis der toten Generale auf dem Heldenfriedhof Kalibata wurde schließlich zum Signal für das Losschlagen der inzwischen formierten »Aktionsfront«. Angehörige ihrer Organisation bemalten unzählige Wände in der Hauptstadt mit Parolen wie »PKI ist gottlos«, »Hängt Aidit«, »Lang lebe Nasution«, »Lang lebe Suharto«.

Das Politbüro des ZK der PKI gab eine Erklärung ab, in der es betonte, daß die Partei sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Armee einmischen würde. Eine solche innere Angelegenheit sei auch die »Bewegung des 30. September«. Es wurde weiterhin festgestellt, daß die Verschwörer jenes Mitglied der PKI, das sie in ihrem Revolutionsrat benannt hatten, vorher nicht um sein Einverständnis gefragt hatten. Doch niemand bekam diese Veröffentlichung mehr

zu lesen oder zu hören. Die Stimme der Wahrheit konnte sich in dem Hexenkonzert, das die von der Armee gesteuerten Massenmedien veranstalteten, nicht mehr durchsetzen.

KOSTRAD verhängte über eine Provinz nach der anderen den Ausnahmezustand. Nicht nur in Djakarta, sondern auch in den größeren Städten der Provinzen löste eine organisierte antikommunistische Demonstration die andere ab. Es blieb nicht bei Demonstrationen. Schon wurden einzelne Kommunisten aus ihren Häusern geholt und öffentlich erschlagen. Die örtlichen Kommandeure der Armee folgten zentralen Anweisungen, als sie die antikommunistische Stimmung, die sich unter dem Einfluß der ununterbrochen ausgestreuten Greuelmärchen über angebliche kommunistische Umsturzversuche herausbildete, geschickt weiter anheizten. Sie brauchten dabei nur den fanatischen Gegnern des Kommunismus, den orthodoxen Moslempolitikern, freien Raum für ihre Propaganda zu geben, das genügte. Immer mehr Menschen wurden in diese antikommunistische Hysterie einbezogen. Und die PKI konnte gegen diese Bedrohung so gut wie nichts mehr unternehmen. Neben der ideologischen Schwäche der Partei wurden in dieser Situation auch ihre ernsten organisatorischen Mängel sichtbar. Bald waren die einzelnen Gruppen der Partei isoliert. Die Führung war nicht mehr in der Lage, sie anzuleiten und zu geeigneten Aktionen zu führen. Bereits bevor die Reaktion mit voller Kraft zuschlug, befanden sich die Mitglieder im Zustand tiefer Verwirrung. Die Generale hatten die Macht, und der Präsident kam nicht mehr zu Wort.

Am 6. Oktober hielt Sukarno in seinem Sommerpalast in Bogor eine Sitzung des Kabinetts ab, zu der er Generalmajor Suharto und Nasution einlud. Er versuchte, die Armee bei ihrem Vorgehen gegen die Kommunisten zu bremsen, indem er versicherte, daß die Verantwortlichen für den Mord an

den sechs Generalen vor Gericht gestellt werden würden. Gleichzeitig lehnte er die von der Armee verhängten kollektiven Maßnahmen gegen die Kommunisten ab, weil die PKI nicht für die Verschwörung Untungs verantwortlich gewesen wäre. Auch einem Verbot der PKI, wie es von der Armeeführung inzwischen ausgesprochen worden war, stimmte er nicht zu. Er betonte immer wieder, daß die Aufklärung der gesamten Affäre nur in einer ruhigen Atmosphäre und politischer Besonnenheit erfolgen könnte. Auf dieser Kabinettssitzung, an der auch die beiden kommunistischen Minister Lukman und Njoto teilnahmen, kam es zu schweren Auseinandersetzungen Sukarnos mit den Militärs. Aber Sukarno konnte sich nicht mehr gegen sie durchsetzen. Generalmajor Sutjipto, Chef der Politischen Abteilung des KOTI und Begründer der »Aktionsfronten«, die auf allen Straßen lauthals Rache an den Kommunisten forderten, antwortete Sukarno lakonisch: »Väterchen Präsident, Sie haben die Führung doch bereits nicht mehr in der Hand!«

Am Tage dieser stürmischen Kabinettssitzung erschien in der PKI-Zeitung von Surabaja, der »Djalan Rakjat«, ein offener Brief Aidits, der an das Parteikomitee von Ostjava gerichtet war. Erneut betonte Aidit darin, daß es sich bei der »Bewegung des 30. September« um eine Strömung innerhalb der Armee gehandelt habe, deren Handlungen nicht mit der PKI identifiziert werden könnten. Die PKI würde sich in diese Auseinandersetzungen auch nicht einmischen. Er richtete an alle Parteimitglieder den Appell, Disziplin zu bewahren. Doch es war bereits zu spät.

Am 8. Oktober zogen aufgeputschte moslemische Studenten, vor allem Angehörige der reaktionären Vereinigung KAMI, vor das Gebäude des Zentralkomitees der PKI in Djakarta. Sie verwüsteten die Einrichtung und brannten das Holzgebäude ab. Andere Trupps drangen in die Wohnhäuser

von Aidit und Njoto ein und zündeten sie ebenfalls an. Kommandos der Armee beaufsichtigten die Terrorakte. Sie ließen die Brandstifter gewähren und hielten selbst die anrückende Feuerwehr davon ab einzugreifen. Die Menschenjagd auf Kommunisten begann.

Oberstleutnant Untung wurde wenige Tage später entdeckt und festgenommen, auch sein Mitverschwörer Oberst Latief. Kurz darauf mußte sich Präsident Sukarno damit abfinden, daß unter dem Druck der Gruppe, die sich um Generalmajor Suharto geschart hatte, General Pranoto von seinem Posten, den er lediglich nach dem Dekret des Präsidenten bekleiden sollte, nun auch formell zurücktrat.

Zu den Ausschreitungen gegen die Kommunisten gesellten sich Pogrome gegen den chinesischen Bevölkerungsteil in Indonesien. Auch sie wurden gezielt inszeniert. Die enge Bindung der PKI an Peking und die gegen die Chinesen im eigenen Land vorhandenen Vorurteile wurden auf diese Weise von ihren Gegnern geschickt gegen sie ausgenutzt.

Mitte Oktober war Präsident Sukarno endgültig isoliert und konnte so gut wie keinen Einfluß mehr auf das nehmen, was die Armee gemeinsam mit Moslemfanatikern und Reaktionären aller Schattierungen nun gegen die fortschrittlichen Kräfte unternahm. Die Generale hatten Untungs Vorgehen zum Vorwand genommen, um mit der Niederschlagung dieser Revolte den entscheidenden Schlag gegen die PKI und alle linken Kräfte im Lande zu führen. Es gab keine Kraft mehr, die sie aufhalten konnte. Mit einem Sprung waren sie an die Macht gelangt. Nun fegte eine Welle weißen Terrors über die Inseln. Er nahm ein Ausmaß an, das bisher in der Geschichte Indonesiens einmalig war.

Bruder, warum?

Amir Hamzah besaß kein Radio. Er bewohnte mit seiner Frau und seinen vier Kindern eine aus Bambus und Lehm gefertigte Hütte in Gunung, einem kleinen Ort unweit von Kediri in Ostjava. In diesem Dorf gab es außer Amir Hamzah noch fünf weitere Kommunisten. Alle hatten sie am Anfang des Monats mit besorgten Gesichtern die Zeitungen gelesen, die von den Ereignissen in Djakarta berichteten. Niemand von ihnen verstand so recht, was da geschah. Die Armee, so hieß es, sei einem Generalangriff der Kommunisten ausgesetzt. Einige hohe Offiziere wären von kommunistischen Verschwörern ermordet worden. Der Präsident hätte auch ermordet werden sollen, aber er war verschont geblieben. Und die Armee wäre dabei, die Schuldigen zu bestrafen. Die Kommunistische Partei trage die Hauptlast an den begangenen Verbrechen, sie werde sie zu büßen haben.

Amir Hamzah traf sich mit den fünf anderen Parteimitgliedern spätabends am Rande eines Maniokfeldes, um mit ihnen zu beraten, was man tun konnte. Aus Kediri war nichts zu erfahren. Dort hatten schon zu Beginn des Monats Soldaten das Parteibüro durchsucht, alle anwesenden Funktionäre mitgenommen und dann das Haus angezündet.

»Was sollen wir machen?« fragte Amir Hamzah die anderen. Er war von ihnen zum Sekretär ihrer Gruppe gewählt worden. Keiner konnte die Frage beantworten. Einer sagte:

»Es heißt, die Genossen in Kediri seien tot. Man soll sie getötet haben, in aller Stille.«

Amir Hamzah zweifelte nicht daran, daß es so war. Das Militär rächte sich an den Kommunisten, weil sie angeblich einige Generale umgebracht hätten. Waren das wirklich Kommunisten gewesen? Und war das, was das Militär jetzt tat, wirklich nichts weiter als Rache?

»Ich glaube es nicht«, meinte Amir Hamzah. »Die Sache liegt anders. Sie wollen regieren. Das haben ihre Leute oft genug gesagt. Um das zu können, müssen sie uns ausschalten. So ist das.«

Einer der Männer sagte: »Es ist der alte Krieg zwischen uns und der Armee. Er hat nie aufgehört. Seit Madiun nicht. Gegen wen standen wir denn die ganzen letzten Jahre, immer wenn wir hier auf dem Dorf etwas verändern wollten?«

Amir Hamzah lachte unfroh. »Wir wollten nicht einmal etwas in unserem Sinne verändern! Wir wollten nur, daß ein Gesetz angewendet wird, das es seit Jahren gibt. Selbst das haben sie nicht zugelassen!«

Es stimmte. Wie überall im Lande, so hatten auch die Grundbesitzer in dieser Gegend die Armee geholt, als die Bauern das Land aufteilen wollten, das nach dem Gesetz den Landlosen zustand. Aus Kediri war eine Kompanie Soldaten gekommen und hatte das verboten. Ein paar Bauern waren verprügelt worden, ihre Hütten hatten die Soldaten einstürzen lassen, indem sie mit ihren Schützenpanzerwagen gegen die Wände aus Lehm fuhren. Amir Hamzah und die übrigen fünf Kommunisten arbeiteten bei einem Getreideaufkäufer. Sie verluden Säcke mit Reis. Zuweilen arbeiteten sie an den Bewässerungsanlagen, oder sie errichteten Schuppen aus Bambuspfeilern und Strohmatten. Darin speicherte der Aufkäufer die Ernte der umliegenden Dörfer. Sie waren

reich gefüllt, alle diese Schuppen, die Amir Hamzah und seine Genossen gebaut hatten. Und dabei erzählte man sich, daß die Leute in den Städten hungerten.

Auf dem Dorf war der Hunger nicht ganz so schlimm. Es fand sich immer etwas Eßbares, selbst die Bäume boten Früchte. Und hin und wieder gelang es einem, ein Huhn zu erwischen oder eine Wasserratte.

Djoko Lelono hieß der reiche Getreideaufkäufer, bei dem die Männer arbeiteten. Das meiste Land um den Ort herum gehörte ihm, jedenfalls die meisten bewässerten Felder. Vor ein paar Wochen noch war aus Kediri an Amir Hamzah die Aufforderung gekommen, diesen Schieber, der Getreide hortete, um es erst zu verkaufen, wenn es noch teurer geworden war, anzuprangern. Die sechs hatten eine Versammlung abgehalten, auf der sie aussprachen, was sie von Djoko Lelono dachten. Die Dorfleute hatten sich das schweigend angehört. Einer der Älteren hatte gesagt, das sei immer so gewesen, daß die Reichen eben reich wären und die Armen arm. Da sei nichts zu machen, auch der Bapak Sukarno könne das nicht ändern, es sei der Wille Gottes. Ein anderer hatte nur gelacht und gerufen: »Ihr könnt reden, soviel ihr wollt, Djoko Lelono werdet ihr nichts anhaben können, denn wenn er nur mit dem Finger winkt, kommen die Soldaten und verprügeln euch! Was ist das für eine Regierung, die ein Gesetz beschließt, das ihre eigene Armee dann wieder außer Kraft setzt? Ich werde es euch sagen, es ist eine Regierung, in der sogar Kommunisten sitzen, als Minister. Ich glaube keinem von euch mehr ein Wort. Es ist alles Lüge!«

Ernüchtert hatte Amir Hamzah an diesem Abend zu seiner Frau gesagt: »Er hat recht. Es ist so, wie er sagt. Ich weiß auch nicht mehr, was das für eine Welt ist, in der wir leben. Und dabei wollten wir sie verändern.«

Es wurde kühl. Die Frösche in den Wassergräben quak-

ten, und das Zirpen der Zikaden schwoll an. Die sechs Männer saßen beieinander und rauchten Tabak, den sie in getrocknete Maisblätter gewickelt hatten. Zigaretten gab es schon seit Monaten nicht mehr. Aber das tat nichts, denn sie wären ohnehin so teuer gewesen, daß sie keiner hätte kaufen können.

Nach einer Weile sagte Amir Hamzah: »Ich habe heute mit dem Fahrer des Autos gesprochen, das wir beladen haben. Er hat mir erzählt, Hadji Makrus Ali, der höchste Moslempriester in Kediri, hat in der Moschee dazu aufgerufen, daß man uns alle tötet. Ungläubige, die wir sind. Wir hätten nichts anderes verdient.«

»Unsinn«, brummte einer, »niemand tötet so einfach.«

Aber Amir Hamzah widersprach ihm. »Sie töten bereits. Der Fahrer hat mir auch erzählt, die jungen Burschen von der ANSOR werden heute nacht in Kediri von Haus zu Haus gehen und alle Kommunisten festnehmen, um sie umzubringen.«

»Man sollte ihnen den Hintern vollhauen«, schlug einer vor. Aber die anderen stimmten ihm nicht zu. Sie waren nachdenklich geworden. Die ANSOR war die militante Jugendorganisation der Moslems. Und die Moslems waren stark in dieser Gegend.

»Wenn der Hadji Makrus Ali gegen uns aufgerufen hat«, meinte Amir Hamzah, »dann werden wir keinen leichten Stand haben.« Er schüttelte den Kopf. »Warum?«

Die Frage blieb unbeantwortet. Amir Hamzah erwartete von seinen Genossen wohl auch keine Antwort. Nach einer Weile sagte er: »Es bleibt nur die Hoffnung, daß der Präsident das Schlimmste verhindert.« Aber er ahnte längst, daß der Präsident dazu kaum noch in der Lage sein würde. Es war still um ihn geworden. Er sprach nicht mehr über den Rundfunk. Früher hatte man ihn oft gehört. Jetzt sprachen

die Leute der Armee. Sie riefen dazu auf, die Schuldigen an den Ereignissen in Djakarta bis zum letzten Mann auszurotten.

Nun ja, es war die alte Armee, die königlich-niederländische Polizeitruppe, die zuschlug, wenn Arbeiter nicht das tun wollten, was die Kolonialherren ihnen abverlangten. Es war die alte PETA, die in den japanischen Kasernen saß, während man selbst im Busch lag und auf die Japaner schoß, wenn sie auftauchten. Es war die Armee von Madiun. Man hatte sich wohl in der trügerischen Illusion gewiegt, daß sie in den Jahren danach eine andere geworden wäre.

Amir Hamzah richtete sich auf und sah die anderen an. Sein faltiges, von der Sonne verbranntes Gesicht war ernst, als er sagte: »Genossen, von jetzt an müssen wir selbst entscheiden, was wir tun. Ich fürchte, es gibt keine Leitung mehr, die uns helfen könnte. Das letzte, was wir von der Parteiführung gehört haben, war die Mahnung, uns ruhig und diszipliniert zu verhalten. Und nun ist es still.«

Einer fragte: »Sollen wir ruhig und diszipliniert abwarten, bis die Soldaten auch nach Gunung kommen und uns abführen?«

»Nein«, sagte Amir Hamzah. »Wir müssen uns darauf vorbereiten, daß sie kommen.«

»Also lege ich mir einen Knüppel neben den Balai-Balai, auf dem ich schlafe, und wenn sie kommen, schlage ich zu?«

»Du würdest nichts ausrichten«, entgegnete Amir Hamzah. »Allein jedenfalls nicht. Was wir brauchen, ist Verbindung zu den Genossen in den anderen Dörfern. Wenn die Armee die Moslems aufhetzt, gegen uns zu ziehen, dann haben wir nur eine Chance, wenn wir gemeinsam handeln.«

»Untertauchen?«

»Vielleicht auch das. Wir könnten für eine Zeit in die Berge gehen, so lange, bis die Lage sich einigermaßen geklärt

hat.« Die Männer überlegten. Der Vorschlag gefiel ihnen nicht. Einer meinte: »Warum sollen wir uns verstecken? Wir sind keine Verbrecher! Wir haben den Präsidenten unterstützt. Und wir haben gearbeitet und versucht, unsere Familien zu ernähren. Müssen wir uns deswegen vor der Armee und einer Horde aufgehetzter ANSOR-Bengels fürchten?«

Amir Hamzah schüttelte den Kopf. »Deswegen nicht. Aber wir sollten uns davor hüten, daß sie uns einfach beseitigen und erst ein paar Jahre später beiläufig zugeben, daß man uns eigentlich nicht hätte beseitigen müssen. Davon haben wir dann nichts mehr, dann sind wir nämlich tot. Ich bin dafür, daß wir mit den Genossen in den anderen Dörfern beraten, wie wir uns verhalten. Wir allein wissen nicht alles und müssen sie hören, bevor wir entscheiden. Es gibt eine Kommunistenjagd im ganzen Land. Das heißt, es geht um Leben und Tod. Da können wir nicht einfach hier sitzenbleiben und auf eine Entscheidung des Präsidenten warten. Er kann sie vielleicht gar nicht mehr treffen. Und wir können auch nicht darauf vertrauen, daß die Armee gerecht ist. Sie ist es nicht. Von den ANSOR-Leuten wissen wir, daß es die Kinder der Landbesitzer sind und der reichen Händler, der Kaufleute. Von denen ist kaum zu erwarten, daß sie uns schonen. Für heute ist es zu spät, aber morgen abend geht jeder von uns in ein anderes Dorf und vereinbart mit den Genossen dort, daß wir uns am Wochenende hier treffen. Das ist mein Vorschlag.«

Sie stimmten nicht darüber ab. Schließlich war der Gedanke Amir Hamzahs vernünftig. Also einigten sich die Männer darauf, in welches Dorf jeder am nächsten Abend gehen würde. Sie saßen noch eine Weile beisammen und rauchten. Dann gingen sie nach Hause. In den Dörfern legte man sich zeitig zum Schlaf nieder, weil der Tag früh begann und die Arbeit hart war.

Die Frauen löschten die Kochfeuer. Lange vor Mitternacht war es in Gunung still. Nur der Dieselmotor des Getreideaufkäufers Djoko Lelono, mit dessen Hilfe er Wasser in ein höher gelegenes Feld pumpte, brummte gleichmäßig.

Djoko Lelono, ein kleiner, untersetzter Mann, der auch wochentags stets einen Anzug nach europäischem Schnitt und ein weißes Hemd mit Schlips trug, saß in seinem Büro, als die beiden Militärlastwagen langsam von Kediri her in das Dorf rollten. Ihre Motoren liefen auf niedrigen Touren, die Fahrer gaben nicht viel Gas, es lag ihnen offenbar daran, nicht sofort das ganze Dorf aus dem Schlaf zu reißen.

Vorerst stieg nur ein Unteroffizier aus der Kabine des ersten Wagens. Unter den Planen rührte sich nichts. Er ging durch das offene Tor im Bambuszaun der Niederlassung Djoko Lelonos und betrat das Büro. Er war ein sehniger großer Mann, der sich mit weiten, wiegenden Schritten bewegte. Als Djoko Lelono ihn begrüßte, legte er die Hand an den Mützenschirm und fragte: »Alles in Ordnung?«

Die beiden kannten sich offenbar. In der Tat hatte Djoko Lelono noch vor einigen Tagen mit dem Militärkommandanten von Kediri gesprochen, und dieser hatte dann den Unteroffizier holen lassen, damit er Djoko Lelono kennenlernte. Jetzt bot ihm der Getreideaufkäufer einen Rohrstuhl an und sagte: »Es ist alles vorbereitet. Das Dorf ist ruhig.«

»Wie viele habt ihr?«

»Zwanzig«, erwiderte Djoko Lelono.

»Alles Kommunisten?«

Der Händler zog aus der Innentasche seines hellgrauen Anzuges eine Liste mit Namen und übergab sie dem Unteroffizier. Dann erläuterte er ihm: »Die ersten sechs sind eingeschriebene Kommunisten. Die übrigen vierzehn halten zu ihnen.«

Der Unteroffizier nickte und las die Namen. Als er auf-

blickte, sagte Djoko Lelono: »Ich lege Wert darauf, daß es von ein paar Leuten besorgt wird, die ich hier aufgeschrieben habe.«

Er übergab ihm ein zweites Blatt Papier, auf dem ein halbes Dutzend Namen stand. Als er sie überflogen hatte, sagte der Händler: »Das sind die Ärmsten im Dorf. Die Kommunisten haben stets ihre Armut als Grund dafür angeführt, daß sie Land bekommen müßten. Eine sehr geschickte Argumentation. Ich möchte, daß wir diesen kommunistischen Spieß umdrehen. Gerade diese Leute müssen es sein, die es besorgen. Das wird den anderen eine Lehre sein, und dieses halbe Dutzend Hungerleider wird es für die Zukunft zu Henkern stempeln. Als Henker von Kommunisten kann man schlecht ihr Nachfolger werden.« Er lächelte, und er bemerkte, daß der Unteroffizier ebenfalls das Gesicht verzog. Djoko Lelono war klug. Der Unteroffizier bestätigte es ihm.

»Sie haben sich das sehr gut ausgedacht. Ich bin einverstanden. Und wenn diese sechs es nicht tun wollen?«

Der Händler winkte ab. »Sie werden es tun, wenn wir ihnen sagen, sie hätten nur die Wahl, es zu tun oder selbst zu sterben.«

Der Unteroffizier nickte. »Wo ist die Stelle?«

Der Händler wies mit der Hand aus dem Fenster. »Dort drüben fließt der Brantas. Er hat ziemlich viel Wasser. Das Meer ist groß. Und wir wollen in der Nähe des Dorfes keine Gedenkstätten.«

»Sehr klug.« Das war alles, was der Unteroffizier noch zu bemerken hatte. Er erhob sich und zog seine gescheckte Tarnjacke zurecht. Djoko Lelono setzte seine schwarze Kappe auf, das Pitji, das er immer trug, wenn er betete. Er begleitete den Unteroffizier auf den Hof. Der Mond tauchte die Landschaft in ein bläuliches Licht. Es regte sich

kein Windhauch. Nur das Zirpen der Zikaden war zu hören. Gunung schlief.

Der Unteroffizier trat an die Lastwagen und gab ein halblautes Kommando. Da wurden die Planen zurückgeschlagen. Von jedem Wagen sprangen ein paar Soldaten und drei Dutzend junge Männer, die ausnahmslos die schwarzen Hemden und Hosen der ANSOR-Jugend trugen. Sie waren mit zugespitzten Bambusstöcken bewaffnet und mit Knüppeln, in die Nägel getrieben waren. Einige trugen lange Haumesser, wie sie die Bauern zum Roden benutzten und zum Ernten von Zuckerrohr. Parangs.

Noch lief alles in größter Stille ab. Auf ein Zeichen des Unteroffiziers verschwanden einige Soldaten, um die Zugänge zum Dorf zu besetzen. Die Jugendlichen fanden sich zu Gruppen zusammen. Djoko Lelono holte aus einer Unterkunft auf seinem Grundstück ein paar Leute, die sich im Dorf auskannten. Sie setzten sich an die Spitze der Gruppen und führten sie zwischen die Hütten.

Eine Viertelstunde später schlief niemand mehr in Gunung In die Stimmen der Männer mischte sich das Schreien und Weinen der Frauen und das Geplärr der Kinder. Die ANSOR-Leute gingen von Hütte zu Hütte und holten jene Bewohner zusammen, die auf der Liste Djoko Lelonos standen. Ein paar Soldaten, die von einem Ortskundigen geführt wurden, sammelten das halbe Dutzend Männer, denen der Getreideaufkäufer die Rolle der Henker zugedacht hatte.

Amir Hamzah fuhr aus dem Schlaf, als drei junge Burschen in seine Hütte eindrangen und über die aus Bambus gezimmerte Sitzbank stolperten. Sie erhoben sich fluchend und traten nach einem Huhn, das unter der Bank geschlafen hatte. Es flatterte erschrocken nach draußen. Amir Hamzah fragte verblüfft: »Was gibt es denn?« Als der erste Bursche nach ihm griff, versetzte Amir Hamzah ihm eine Ohrfeige,

die ihn umwarf. Da schlug der zweite mit seinem Knüppel zu.

Der dritte schrie wütend: »Schlagen wir ihn doch gleich hier tot!« Aber das taten sie nicht, sondern schleppten den von dem Schlag halb betäubten Amir Hamzah hinaus. Seine Frau lief schreiend hinterher, und zwei der Kinder folgten ihr, ohne daß sie es merkte. Daß er auf einen der Lastwagen gestoßen wurde, spürte Amir Hamzah zwar, aber er brauchte noch einige Zeit, bis er wieder alles wahrnahm, was um ihn herum geschah. Er blickte in die Gesichter der übrigen Genossen, wortlos saßen sie auf der Ladefläche des Wagens, neben jedem von ihnen einer der Moslemjugendlichen mit drohend erhobenem Knüppel. Und da waren auch einige andere Männer aus dem Dorf, die nicht zur Partei gehörten. Amir Hamzah wollte etwas sagen, aber er kam nicht dazu, denn der Wagen fuhr an, und gleichzeitig schlug der Jugendliche, der Amir Hamzah bewachte, wieder zu.

Bis zum Brantas waren es nur wenige Minuten. Der Unteroffizier war zusammen mit Djoko Lelono in der Kabine des zweiten Lastwagens gefahren. Der Fluß war in dieser Gegend breit und tief. Seine Ufer waren mit Gras bewachsen. Hier stießen die Moslemjugendlichen ihre Gefangenen vom Wagen, zuvor hatten sie ihnen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Die Soldaten sperrten den Platz ab. Sie ließen die jammernden Frauen, die den Wagen nachgelaufen waren, nicht zu ihren Männern. Der Unteroffizier selbst sprach mit den sechs Männern, die nach Djoko Lelonos Wunsch das Amt des Henkers ausüben sollten. Er sprach so laut, daß auch die anderen es hören konnten. »Diese da sind Kommunisten. Aufrührer, Gottlose. Sie sind mitschuldig daran, daß die Armee einige ihrer besten Generale verloren hat. Auch der Präsident war ihnen im Wege. Wir haben ihn mit Einsatz unseres Lebens gerettet. Jetzt

aber wird abgerechnet. Der Tod ist die Strafe. Ihr werdet sie vollziehen. Ihr selbst seid nicht ganz schuldlos. Ihr seid Lieblingskinder der Kommunisten gewesen. Deshalb: wer sich von euch weigert, seine eigene Ehrlichkeit dadurch zu beweisen, daß er Kommunisten tötet, der wird selbst sterben.« Er zog seine Pistole aus der Tasche und zeigte sie ihnen. »Damit werde ich ihn erschießen. Los jetzt! Nehmt die Parangs und schlagt zu!«

Amir Hamzah rief zornig: »Ihr lügt!«

Bei den Frauen, hinter der Kette der Soldaten, die sie zurückhielt, wurden Rufe laut. »Laßt sie leben! Wer soll uns ernähren? So seid doch gerecht, sie haben nichts getan!«

Amir Hamzah rief dazwischen: »Sie sind nicht hergekommen, um gerecht zu sein! Sie sind gekommen, um uns zu töten. Weil sie Angst vor uns haben! Solange es uns gibt, müssen sie damit rechnen, daß wir ihnen auf die Finger sehen. Deshalb sollen wir sterben, damit sie endlich freie Bahn haben!«

Jemand schlug ihn erneut mit einem Knüppel, und er sank zu Boden. Die Soldaten verteilten geschliffene Parangs an die sechs von Djoko Lelono ausgesuchten Bauern. Einer von Amir Hamzahs Genossen schrie: »Seht euch an, wer ihr Freund ist! Der Getreidehändler! Und die Ärmsten des Dorfes sollen uns töten! Sie werden das ganze Volk zu Bettlern machen, ihr werdet es erleben! Glaubt ihnen kein Wort!«

Auch er wurde zum Schweigen gebracht.

»Tut ihr es oder nicht?« fragte der Unteroffizier die sechs. Die Männer senkten die Köpfe. Der Unteroffizier hob die Pistole. Da drehte sich der erste von ihnen um und ging mit dem Parang in der Hand zu den zwanzig Gefangenen, die am Ufer knieten, die Hände auf dem Rücken. Die anderen folgten ihm mit hängenden Köpfen.

»Los, los!« feuerte der Unteroffizier sie an. Die ANSOR-

Burschen sahen erwartungsvoll zu. Sie lärmten nicht mehr, wie sie es zuvor getan hatten. Sie spürten, daß der Tod nahe war, und allesamt war ihnen der Tod eines Menschen noch kein so selbstverständliches Erlebnis, daß es sie unberührt gelassen hätte. Jeder schämte sich vor den anderen, und nur deshalb schlug keiner den Blick nieder. Man hatte sie militärisch ausgebildet, und sie wußten, daß dies die Stunde der Abrechnung mit den Kommunisten war, den Ungläubigen, gegen die der Heilige Krieg das Mittel war, das der Prophet empfahl. Aber noch hatten sie nicht so viele Menschen sterben gesehen, als daß es sie gleichgültig gelassen hätte, wenn die Parangs Köpfe von Körpern trennten. Später, da würden sie darüber scherzen, würden sich selbst Mut machen, für das nächstemal. Sie würden sich gegenseitig an nachträglicher Kaltblütigkeit übertreffen. Jetzt aber übergab sich der erste von ihnen.

Amir Hamzah blickte auf, als Nurul Ain vor ihn hintrat. Er sah die traurigen Augen des Mannes auf sich gerichtet. Noch vor ein paar Monaten hatte er im Dorf eine Sammlung für Nurul Ain veranstaltet, damals war dessen neuntes Kind geboren worden, und es gab in seiner Hütte nicht einmal für die acht schon vorhandenen Kinder genug zu essen. Nurul Ain hätte nach dem Landreformgesetz ein Stück von dem Land Djoko Lelonos erhalten sollen, aber der hatte sich geweigert, es abzugeben. Daraufhin hatten die Genossen im Dorf verbreitet, es sei letztlich Djoko Lelono, der die Schuld daran trüge, daß Nurul Ain und seine Familie hungern müßten. Jetzt war die Stunde gekommen, da sich Djoko Lelono rächte. Er stand in der Nähe des Unteroffiziers und sah ungerührt zu.

»Warum?« fragte Nurul Ain. Der große, hagere Mann mit den eingefallenen Wangen hatte die Augen eines geschlagenen Hundes.

»Ja, warum!« sagte Amir Hamzah.

»Los, los!« schrie der Unteroffizier.

»Nein!« jammerten die Frauen. »Nein! Um der Gerechtigkeit willen!«

»Wenn ich es nicht tue, töten sie mich auch«, sagte Nurul Ain.

»Und mich tötet ein anderer«, bestätigte Amir Hamzah. Er wußte, daß es kein Entkommen mehr gab. Es war zu spät. Er dachte, wir haben nicht damit gerechnet, daß sie das tun würden, lange Zeit, zu lange Zeit. Aber wir hätten wissen müssen, daß sie es doch tun.

»Und wenn ich es tue, will Djoko Lelono mich zum Wasseraufseher machen«, sagte Nurul Ain kleinlaut. Amir Hamzah wollte lächeln, aber er brachte es nicht fertig. Plötzlich wurde er wütend und zischte Nurul Ain zu: »So tu es endlich! Und schlag kräftig zu, damit es schnell geht!«

Die Frauen kreischten noch einmal auf, als Nurul Ain den Parang hob. Dann war nur noch leises Weinen zu hören.

Die Moslemjugendlichen wurden wieder gesprächig, als die zwanzig Gefangenen tot waren. Sie beteiligten sich sogar daran, die Körper in den Fluß zu rollen. Einer von ihnen, der sich hervortun wollte, griff sich einen der Köpfe und steckte ihn auf eine lange Bambusstange, die er mit dem anderen Ende in die Erde stieß.

Die Soldaten trieben die Frauen ins Dorf zurück. Dann kümmerten sie sich nicht weiter um sie. Der Unteroffizier gab das Zeichen zum Aufsitzen. Er wandte sich noch einmal an Djoko Lelono, der mit etwas blassem Gesicht neben ihm stand. »Falls es nötig werden sollte, daß wir noch einmal kommen, gebt uns Bescheid.«

Der Getreideaufkäufer nickte nur. Dann sprangen die Motoren der Lastwagen an. Die Nacht verschluckte die Fahrzeuge.

Nurul Ain schlief in dieser Nacht nicht mehr. Er lief am Fluß entlang und starrte in das träge dahinfließende Wasser. Am Morgen war er weit vom Dorf entfernt. Da erst bemerkte er, daß er immer noch den Parang in der Hand hielt. Ziellos wanderte er weiter. Zuweilen ging er an den Fluß zurück und rief: »Amir!« Er setzte sich ans Ufer und versuchte, seine Gedanken zu ordnen, aber es gelang ihm nicht. Immer wieder sah er Amir Hamzah vor sich und hörte dessen Stimme. Schließlich sprang er auf und schrie über das Wasser: »Bruder! Hör mich! Bruder, warum?« Gegen Abend langte er an der Straße an, die nach Kediri führte. Aus Richtung der Stadt kam ihm ein Trupp Soldaten entgegen, junge Burschen, die ihre Gewehre lässig über die Schultern gehängt hatten. Nurul Ain starrte ihnen entgegen. Er hörte ihre Stimmen. Sie beachteten ihn kaum, als sie sich näherten, sie erzählten sich Geschichten, die sie in der Stadt erlebt hatten. Als sie nur noch ein paar Schritte entfernt waren, konnte Nurul Ain ihre Stimmen nicht mehr ertragen. Sie dröhnten in seinen Ohren. Er sprang ganz plötzlich auf und lief ihnen entgegen, den Parang hoch erhoben. Die Soldaten waren völlig überrascht. Sie stoben auseinander, aber Nurul Ain schwang seinen Parang und tötete zwei von ihnen, bevor die anderen ihre Waffen schußbereit hatten. Er spürte die ersten Kugeln nicht, die ihn trafen, und er hieb noch zwei weitere Soldaten zu Boden, bis er keine Kraft mehr hatte und neben die von ihm Getöteten fiel, wo die anderen ihm so viele Kugeln in den Kopf jagten, daß sie ihre Magazine neu laden mußten, als er sich nicht mehr rührte.

Musim Parang - Die Saison der Hackmesser

Djakarta bot in den Oktobertagen des Jahres 1965 den Anblick einer total aufgewühlten Stadt. In der Tat war es den »Aktionsfronten« binnen kurzer Zeit gelungen, die Kräfte zu mobilisieren, die aus den verschiedensten Gründen zu einem antikommunistischen Feldzug bereit waren. Die PKI war einerseits durch die Verwirrung in ihrer Führung so gut wie paralysiert, andererseits durch das von den Militärs bereits ausgesprochene Verbot jeglicher Aktivität nicht mehr in der Lage, dem wütenden Angriff der Reaktionäre zu begegnen.

Die Armee achtete darauf, daß sich die PKI nirgendwo zu einer einheitlichen Aktion formieren konnte. Zugleich forcierte sie die Radikalisierung der »Aktionsfronten« systematisch, auch durch die Entsendung von Offizieren in diese Organisationen. Den »Aktionsfronten« wurde jegliche materielle Hilfe, die sie benötigten, von der Armee geleistet. Sie erhielten Transportmittel und Instrukteure, die sie anleiteten, und sie wurden bei ihren Aktionen von eigens dafür abkommandierten Einheiten der Armee abgeschirmt und gegen jeden Widerstand der Betroffenen in Schutz genommen.

In den Moscheen predigten die moslemischen Vorbeter. Die blutrünstigsten Suren des Korans dienten zum Aufputschen des religiösen Fanatismus, der in unvorstellbare Gewalttätigkeiten mündete. »Dies ist der Tag, und dies ist die

Stunde!« Damit wurde den Anhängern Allahs das Zeichen gegeben: Schlagt die Kommunisten, wo ihr sie trefft, tötet sie, habt kein Erbarmen!

Grundbesitzer und KABIRS mobilisierten ihre Anhänger, rüsteten Jugendliche mit Waffen aus und schickten sie auf Kommunistenjagd. Die planmäßige Eskalation der Gewalttätigkeit gegen alle Mitglieder der PKI und ihrer Organisationen, wie der Frauenorganisation GERWANI oder der Jugendorganisation PEMUDA RAKJAT, versetzte das Land in einen antikommunistischen Taumel. Nichts von dem, was die von der Armee beherrschten Massenmedien an angeblichen Missetaten der Kommunisten auftischten, war bewiesen. Oft handelte es sich um so durchsichtige Behauptungen, daß jeder einigermaßen vernünftig urteilende Mensch sie sofort durchschauen mußte. Aber Zweifel anzumelden hieß um diese Zeit bereits, mit dem eigenen Leben zu spielen.

Die Geschehnisse in Lubang Buaja dienten in besonders starkem Maße für die zügellose Hetze gegen die Kommunisten. Nirgendwo wurde auch nur davon gesprochen, daß sich in dem Ausbildungslager, in dem die Generale getötet worden waren, neben Jugendlichen der PEMUDA RAKJAT auch Mitglieder moslemischer Vereinigungen und Angehörige der Jugendorganisation der PNI befunden hatten. Die Tötung der Generale wurde ausschließlich der kommunistischen Jugend zugeschoben. Niemand wies auch nur darauf hin, daß die Jugendlichen in Lubang Buaja von ihren Ausbildern bewußt getäuscht worden waren. Alles wurde als geplante Aktion der Kommunisten dargestellt, bei der die Ausführenden ganz genau gewußt hätten, wen sie töteten und warum. Das entsprach absolut nicht der Wahrheit, aber die Wahrheit war um diese Zeit in Djakarta nicht gefragt. Recht hatte der, der die Kontrolle über die Massen-

kommunikationsmittel besaß, der mit dem Gewehr die Macht vertrat, und das war die Armee.

So vollzog sich – teilweise noch unter Benutzung der alten Schlagworte Sukarnos – die Konsolidierung der antikommunistischen Kräfte. In den Sog dieser geschickt gesteuerten Bewegung wurden nach und nach auch die schwankenden Schichten des Kleinbürgertums, jene Schichten, die in der Vorstellung Sukarnos und der Führer der PKI fortschrittlich waren, einbezogen. Das Militär schlug bewußt nicht allein mit seinen eigenen Kräften gegen die Kommunisten los, es wollte möglichst viele Bürger an der Hexenjagd beteiligen, um die Massaker später als spontane Volksaktionen hinstellen zu können. Doch dies war nicht der einzige Aspekt der hektischen politischen Manipulationen. Zugleich damit wurde eine außenpolitische Umorientierung vorgenommen. Schon gab es die ersten Gewaltakte gegen diplomatische Einrichtungen der Volksrepublik China sowie gegen einzelne Chinesen, die zu der Schicht der wohlhabenden Kaufleute gehörten. Auch dies paßte in das reaktionäre Konzept, das die PKI zu einer chinesischen Partei stempelte und sie dadurch noch zusätzlich in die Schußlinie rassistischer Vorurteile manipulierte. In diesem Land, in dem rassistische Pogrome gegen Chinesen durchaus nicht neu waren, brachen sie jetzt in einem Maße aus, das alles bisher Geschehene bei weitem übertraf.

Zugleich zeichneten sich im Rahmen der außenpolitischen Umorientierung verstärkte Sympathiebekundungen für die USA ab. Waren noch vor einigen Monaten die amerikanischen Bibliotheken, Kinos und Zeitungen wütenden Protestkundgebungen ausgesetzt gewesen, so wurden sie zunächst stillschweigend wieder zugelassen. Immer öfter zogen Kolonnen von Demonstranten an der US-Botschaft vorbei und riefen im Chor: »Lang leben die USA! – Nieder mit dem Kom-

munismus! Für gute Beziehungen Indonesiens mit den USA!« Das Stichwort war gefallen. Botschafter Green konnte beruhigt in die Zukunft sehen. Die Kräfte, die seit langem für eine radikale Veränderung in Indonesien gearbeitet hatten, verschwiegen und ohne Hast, gaben nun plötzlich den Ton im Lande an. In den Vereinigten Staaten beeilte man sich zu versichern, daß man die Ereignisse in Indonesien mit wohlwollender Aufmerksamkeit verfolge. Emissäre begaben sich auf die Reise zu den neuen Machthabern. Obwohl es Sukarno noch gab, wußte jeder, daß die echte Staatsgewalt nicht mehr von ihm beeinflußt werden konnte. Die Bindung an die imperialistischen Mächte wurde immer enger.

Korrespondenten ausländischer Zeitungen und anderer Massenmedien erhielten keine Erlaubnis, die weiteren Ereignisse zu beobachten. Wenn man sie nicht auswies, mußten sie untätig in Djakarta sitzen. Die Armee wollte keine Zeugen bei dem Massenmord, der geplant ausgeführt wurde. Nur aus indonesischen Augenzeugenberichten konnte später annähernd rekonstruiert werden, was sich mehrere Monate lang im Land abspielte: die Vernichtung der PKI, die systematische Ausrottung ihrer Kader, die Beseitigung auch der linken Intellektuellen und der nicht der Partei angehörenden Arbeiter, die in der Gewerkschaft SOBSI organisiert waren, sowie die Ausschaltung jedes Bürgers, der in dieser Phase auch nur durchblicken ließ, daß er nicht Antikommunist sei und sich nicht für die Armee erklärte.

Kastur Rekso, der Lehrer aus Bandung, der kurz vor dem Putsch mit seinem Lebenswerk, der »Geschichte der Nation Indonesien«, bei Präsident Sukarno gewesen war, fiel einer Militärstreife in die Hände, als er auf dem Bahnhof in Djakarta auf seinen Zug wartete. Die Soldaten durchsuchten ihn und fanden das Manuskript. Sie blätterten darin, dann fragten sie Rekso, was er in Djakarta suche. Als Rekso dar-

auf erklärte, daß er bei Sukarno gewesen sei sowie bei einigen anderen Politikern, wurden die Soldaten mißtrauisch. Sie führten ihn zu einem Offizier, der ebenfalls in dem Manuskript blätterte und es dann beiseite warf. Als Rekso daraufhin protestierte, erkundigte sich der Offizier, ob Rekso auch mit kommunistischen Politikern über sein Buch gesprochen habe.

»Natürlich«, antwortete er.

Der Offizier ließ ihn abführen. Er warf das Manuskript auf einen Haufen Abfall. Rekso kam in das zentrale Gefängnis von Djakarta. Nach einigen Tagen, in denen er des öfteren von Bewachungssoldaten geschlagen worden war, verließen den ohnehin nicht sehr gesunden Mann die Kräfte. Er lag noch einige Wochen in der überfüllten Zelle und starb dann eines Nachts an Herzversagen. Am Morgen warfen ihn Posten in einen Kühlwagen, der das Firmenzeichen eines großen Hotels der Hauptstadt trug. Die Armee hatte das moderne Fahrzeug, mit dem sonst Fleisch aus dem Schlachthof ins Hotel befördert wurde, beschlagnahmt. Der Kühlwagen fuhr Rekso und zwei Dutzend weiterer Toter ein paar Kilometer vor die Stadt, wo Bulldozer eine Grube ausgehoben hatten. Dort wurde der Verfasser der »Geschichte der Nation Indonesien« verscharrt. Sein Werk lag bereits auf der Müllhalde.

Suraminoto, Absolvent der Aliarcham-Akademie der PKI, der noch kurz vor dem Putsch mit seinem Freund Marian Pawlicki aus Warschau gesprochen und von diesem an die Gemeinsamkeit aller Revolutionäre auf der ganzen Welt erinnert worden war, starb Wochen später in Zentraljava. Er war aus der Hauptstadt dorthin gereist, der Aufforderung einiger Parteifunktionäre folgend, die sich in den Bergen Zentraljavas sammeln und gegen die Armee verteidigen wollten. Die Armee erfuhr von dieser Absicht, riegelte

das Gebiet ab und tötete einfach jeden, den sie darin antraf. Die Handvoll Jagdwaffen, die dort gefunden wurde, konnten ausländische Korrespondenten in Djakarta später in einer Ausstellung sehen, die dokumentieren sollte, daß die Kommunisten dabei gewesen wären, einen »Waffengang« gegen die Armee zu organisieren.

Der Bauernfunktionär Sukirman, den sein wohlmeinender Freund, der Hauptmann der Armee Supomo, noch unmittelbar vor dem Putsch gewarnt hatte, wurde erschlagen. Moslemjugendliche führten den Mord aus, während Soldaten den Tatort abriegelten. Die aufgeputschten Jugendlichen steckten den Kopf Sukirmans auf eine Zaunlatte in der Nähe seiner Behausung. Als seine Frau nachts den Kopf ihres Mannes bergen wollte, um ihn zu begraben, wurde sie von Moslemjugendlichen, die auf der Lauer lagen, mit Fahrradketten erschlagen. Über das Schicksal der Kinder Sukirmans ist nichts bekannt.

Tom Subagio schließlich, der Korrespondent der Nachrichtenagentur ANTARA, der mit seinem klapprigen Opel über Bogor hinaus zu dem Landhaus des Amerikaners Palmer gefahren war, kam nie mehr dazu, seine Geschichte zu schreiben. Er konnte sich über mehrere Monate verbergen und entging so der sofortigen Tötung. Ein Jahr nach den Ereignissen wurde er dennoch ergriffen und für einen Monat ins Gefängnis gesteckt. Nach unzähligen Vernehmungen befand ein Militärgericht ihn schließlich für schuldig. Seine Strafe fiel vergleichsweise milde aus. Er wurde nicht hingerichtet, da das neue System um diese Zeit bereits mit Rücksicht auf die Weltöffentlichkeit subtilere Methoden anwenden mußte. Subagio wurde mit einem Transport von mehreren Hundert anderen Abgeurteilten nach der Insel Buru auf den Molukken geschafft, einem Verbannungsort, wo Tausende Indonesier leben, unter ihnen viele der besten

Dichter, Musiker und Volkskünstler. Den Dienst des Henkers versehen in dem fieberverseuchten Territorium von Buru Krankheiten wie Malaria, Dysenterie, Typhus und Lungenentzündung.

Der große Feldzug gegen die Kommunisten begann noch im Oktober 1965. Schwerpunkte der Tötungsaktionen, die systematisch abliefen, waren Zentraljava, das als Hochburg der PKI galt, weiterhin Ostjava, Sumatera und Bali. Auf den übrigen Inseln war die Zahl der Getöteten zwar auch hoch, der Terror erreichte jedoch nicht das Ausmaß wie beispielsweise in Zentraljava oder auf Bali.

Mitte Oktober zog Oberst Sarwo Edhie mit seinen Truppen zunächst nach Solo. Die Fallschirmjäger waren vorher genau instruiert worden, wie sie vorzugehen hätten. Sie hatten den Befehl, keine Milde walten zu lassen; es wurde darauf hingewiesen, daß es sich um eine Aktion zur Dezimierung des Gegners handle. Demzufolge verfuhren die Paras der RPKAD Sarwo Edhies systematisch und brutal. In Solo, wie auch in allen anderen Orten, wurden zunächst die Anhänger der »Aktionsfronten« zusammengerufen und instruiert. Auf der Landkarte wurden Planquadrate eingezeichnet und Trupps für diese einzelnen Quadrate eingeteilt. Meist wurden einem solchen Trupp Soldaten zugeordnet, die dafür sorgten, daß die Jugendlichen ihre Aufgabe ungestört und ungefährdet ausführen konnten. So wurde jeweils ein Gebiet eingekreist, dann wurden anhand der zuvor aufgestellten Listen die Kommunisten zusammengetrieben und entweder an Ort und Stelle getötet oder zur Hinrichtung ins Gelände außerhalb der Ortschaft gefahren.

Überall strömten den Henkern sogleich jene Kräfte zu, die aus den verschiedensten subjektiven Gründen nur darauf warteten, sich der Kommunisten entledigen zu können. Meist waren das die örtlichen Vertreter der Grundbesitzer-

klasse, aber auch Kaufleute und Händler sowie – besonders in Ostjava – die Repräsentanten der Moslemgemeinden. In Solo starben bei der ersten antikommunistischen »Säuberungsaktion« bereits mehrere Tausend Menschen. Nicht alle von ihnen waren Kommunisten, denn die Massentötungen machten es natürlich möglich, auch persönliche Rechnungen zu begleichen. So kam es vor, daß irgend jemand einen anderen als Kommunisten denunzierte, nur weil er bei ihm Schulden hatte. Mit dem Tod des Gläubigers entfiel für ihn die Last der Rückzahlung.

In Djogjakarta starben binnen weniger Tage fünfzehntausend Menschen. Darunter befanden sich allein über zweitausend Studenten, die zum Teil in der PEMUDA RAKJAT organisiert gewesen waren. Tote lagen oft tagelang auf den Straßen herum, das Militär achtete darauf, daß sie nicht weggeschafft wurden, weil es sich von den Leichen auf den Straßen einen Einschüchterungseffekt versprach. Frauen, die zur GERWANI oder zur PKI gehörten, verbrachten oft erst eine qualvolle Zeit in den Biwaks der Truppen, bevor sie getötet wurden. Aber es wurde nicht nur aus Haß gemordet, sondern auch aus Angst. Viele Indonesier verschafften sich durch die Teilnahme an den Terroraktionen ein Alibi, das sie selbst schützte. Und immer noch wurde die hemmungslose Gewaltanwendung damit motiviert, daß sie gegen Leute erfolgte, die den guten alten Bung Karno, den Präsidenten, hätten beseitigen und an seine Stelle eine kommunistische Regierung setzen wollen. Die Verwirrung war vollkommen. Nur die Armee behielt die Übersicht, und das KOSTRAD verfuhr bei der Lenkung der Aktionen generalstabsmäßig.

Aidit, von dem bekannt geworden war, daß er sich nach dem Putsch in Zentraljava aufhielt, war das Ziel einer besonders intensiven Suchaktion der Armee. Am 22. November wurde er schließlich in Sambiredjo, einem Dorf unweit

von Solo, aufgespürt und an Ort und Stelle ermordet. Man gab ihm nicht die geringste Möglichkeit zu sprechen, denn niemand hätte den Terror der Armee stärker entlarven können als der Generalsekretär der PKI.

Dadurch, daß die Armee Aidit und später Lukman, Njoto, Sakirman und andere Mitglieder des Zentralkomitees kurzerhand töten ließ, verhinderte sie, daß diese führenden Kommunisten bewiesen, daß die PKI nichts mit Untungs Verschwörung zu tun hatte. Doch es ging der Armee nicht um die Hintergründe; die kannte sie genau. Sie hatte nur einen Anlaß benötigt, um losschlagen zu können. Jeder, der im Nachhinein aufdecken konnte, wie ausgeklügelt die Armee ihre Vernichtungskampagne gegen die Kommunisten gestartet hatte, gefährdete schließlich ihren Sieg.

Der Gegenputsch war die gezielte Aktion zur Ausschaltung jener Kräfte, die das Haupthindernis gegen ein militärbürokratisches, mit dem US-Imperialismus verflochtenes Staatssystem darstellten. Dies war keine Rache der Armee für den Tod von sechs Generalen; es war Klassenkampf, von der Armee mit der Waffe geführt, gegen eine unbewaffnete, desorientierte und desorganisierte kommunistische Partei, gegen die Arbeiterklasse, die armen Bauern und alle fortschrittlichen Kräfte in den kleinbürgerlichen Kreisen.

Ein amerikanischer Korrespondent, über die Massaker schockiert, bezeichnete sie als »Klassenkampf auf Vorschuß«. In der Tat versuchte sich das neue Regime im voraus von all jenen Kräften zu befreien, die ihm in absehbarer Zeit gefährlich werden konnten. Aus den Aktionen ging das einwandfrei hervor, denn sie zielten erstrangig und schwerpunktmäßig dorthin, wo das Proletariat am stärksten war, wo es sich, durch die Lebensumstände bedingt, am meisten den Ideen der Kommunisten aufgeschlossen hatte.

Neben den Arbeiterbezirken der großen Städte waren das

in Java vor allem das Gebiet von Klaten, Bojolali und Solo, die ostjavanischen Gebiete um Kediri und Banjuwangi sowie die Gegend um Garut in Westjava. Auf Sumatera waren es besonders die Gebiete um Medan, die Erdölzentren und die großen Plantagen im Norden. Dazu kam die Surabaja vorgelagerte Insel Madura und schließlich Bali, die idyllische Insel, als Südseeparadies gepriesen, wobei nie erwähnt wurde, daß gerade in diesem einzigen, vom Islam so gut wie unberührten, geschlossenen Reservat des Hinduismus mit seiner Kastenstruktur Armut und Reichtum in einem selten krassen Gegensatz zueinander standen.

Das System, mit dem die Armee die Massentötungen dirigierte, sollte auf Jahre, vielleicht auf Jahrzehnte hinaus die sozialistische Idee überhaupt vernichten, sollte die nach der Denkweise der Generale dafür am meisten anfälligen Teile der Bevölkerung, die Armen und Ärmsten, einfach zahlenmäßig dezimieren und zudem die Angst verbreiten, in Zukunft überhaupt noch an eine Lösung der Misere durch eine sozialistische Bewegung zu denken. Daher konzentrierten sich die Tötungsexpeditionen zunächst auf Zentraljava und dann auf Ostjava.

Parallel mit ihnen verlief ein »Reinigungsprozeß« innerhalb der Streitkräfte selbst. Aus den Luftstreitkräften wurden alle jene Offiziere, denen linke Ideen nachgesagt wurden, rigoros ausgemerzt, ebenso aus der Marine und einem Teil der Polizeikräfte. Dabei ging man nicht wesentlich anders vor als bei den Zivilisten. Die Betreffenden wurden verhaftet, ohne Gerichtsurteil erschossen und verscharrt. Zunächst lief das alles unter der Bemäntelung als »Kollektivstrafe« gegen angebliche kommunistische Putschisten ab. Nach und nach ließ man auch das. Gewiß war das auch nicht mehr nötig, denn inzwischen hatte die gelenkte Propaganda Untungs Verschwörung völlig mit der PKI gleichgesetzt.

Stets achtete die Armeeführung darauf, daß die Exponenten der eigentlichen Untung-Verschwörung nicht in der Öffentlichkeit gehört werden konnten.

Untung, Latief und die anderen Verschwörer wurden nach ihrer Ergreifung zwar pro forma vor ein Militärtribunal gestellt, aber sie bekamen keine Gelegenheit, die Hintergründe der Aktion aufzuklären. Ebenso verfuhr man mit höheren PKI-Kadern, die man nach und nach ergriff. Den meisten wurde nicht einmal ein Prozeß gemacht, sie wurden sofort erschossen. Einige wurden sehr viel später vor das Militärtribunal Mahmillub gestellt, wie Njono, Sudisman, Rewang und andere ZK-Mitglieder. Doch das, was sie aussagten, drang nicht an die Öffentlichkeit.

Die Armee brachte die Tötungsmaschinerie überall in Gang und sorgte dann dafür, daß die lokalen Moslemfanatiker, die Jugendorganisationen der reaktionären Moslemgruppen sowie die Hilfstruppen der Grundbesitzer sie weiterführten. Danach begnügte sie sich mit der Rolle des Überwachers, sie riegelte die Gebiete ab und ließ die Henker sich austoben, und sie verhinderte mit der Waffe jede versuchte Gegenwehr. Besonders tat sie das in Zentraljava, wo sich in vielen Orten die Kommunisten zur Wehr setzten, anstatt sich willenlos abschlachten zu lassen. In solchen Fällen liquidierte die Armee dann ganze Dörfer und tötete nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder.

Ostjava, traditionell eine Hochburg des Islam, benötigte nur einen Anstoß von seiten der Armee, dann organisierten sich die Terrorgruppen der Moslems und operierten auf eigene Faust weiter. Zuweilen übergab die Armee ihnen Gewehre und andere leichte Waffen, aber meist töteten die Kommandos der Moslemfanatiker mit Messern, Knüppeln, Bambusspießen und mit dem Kris, der traditionellen Waffe, einem kunstvoll geschmiedeten Dolch.

Die Dorfbewohner mußten am Rande ihrer Siedlungen tiefe Gruben ausheben, in denen dann die Ermordeten verscharrt wurden. Doch oft unterließ man selbst das. Dann wurden die Toten einfach in die Flüsse geworfen. So war es zwischen Oktober 1965 und April 1966 in Java keine Seltenheit, daß aufgedunsene Leichen in das weitverzweigte Bewässerungssystem der Reisfelder abtrieben. An Brücken, besonders in Ostjava, kam es immer wieder vor, daß sich Hunderte von Leichen an den Pfeilern verfingen, einen Wasserstau hervorriefen, der das umliegende Gebiet überschwemmte, bis die Armee mit Trupps von Pionieren anrückte, die mit langen Stangen die Knäuel auflösten. Besonders in kleineren Ortschaften Ostjavas sorgten lokale Moslemfanatiker dafür, daß die Köpfe von getöteten Kommunisten oder Mitgliedern des Bauernverbandes tagelang auf Stöcke gespießt zur Schau gestellt wurden. Der religiöse Fanatismus führte zu Exzessen, die alles übertrafen, was dieses Land an Grausamkeit während seiner bewegten Geschichte erlebt hatte. Man hatte auf den Inseln bisher das Phänomen des Amoklaufes gekannt, eine tropische Variante der Tobsucht, die einzelne Personen befiel. Aber jetzt erlebte man den Amoklauf als Massenerscheinung, hervorgerufen durch geschickt aufeinander abgestimmte Propagandamaßnahmen, die Ausnutzung vorhandener Klassengegensätze und religiöser Vorurteile.

Ausländische Journalisten, die lange nach den Massakern das Land bereisten und moslemische Jugendliche interviewten, die an dem Massenmord beteiligt gewesen waren, erhielten auf ihre Fragen nach der Atmosphäre, in der sich das alles abgespielt hatte, Antworten, die das ganze Ausmaß an Brutalität enthüllten, zu dem der aufgeputschte antikommunistische Mob fähig gewesen war. Ein junger javanischer Moslem faselte: »Die höheren Führer der Kommunisten

flößten uns Angst ein; sie verfügten über magische Kräfte, die verhinderten, daß sie starben. Ich habe mit eigenen Augen gesehen: Man konnte sie schlagen, wie man wollte, sie starben nicht. Ihre Haare wuchsen nach, wenn man sie ausriß. Man mußte erst mit glühenden Eisen die Buchstaben PKI in ihre Kopfhaut brennen, ehe dieses Wunder aufhörte. Manche starben immer noch nicht, selbst nachdem man ihnen Bambusstäbe in Mund und Ohren gespießt hatte, ja nicht einmal nachdem man ihnen die Augen ausgerissen hatte. Daraufhin steckte man eine lebendige Katze in ihren Bauch. Die Katze ist das Symbol des Tigers. Da wurden sie wahnsinnig, verloren endlich ihre magische Kraft und starben.«

Aufschlußreich ist auch folgende Erklärung, die ein Teilnehmer an vielen Massakern gab. »Die Paras der RPKAD brachten uns bei, mit Knüppeln und angespitzten Bambusstöcken zu kämpfen. Wir begannen die Kommunisten zu jagen. Es war einfach, sie festzunehmen. Sie begriffen nicht, was vorging, protestierten auch nicht. Diejenigen, die sich sträubten, wurden auf der Stelle getötete. Das brachte sie zum Schweigen. Eines Abends haben uns die Paras mitgenommen, um ihnen bei der Beseitigung der Leichen zu helfen. Sieben Leute der PKI standen schweigend auf dem Friedhof. Zwei Paras erschlugen sie mit Gewehrkolben, während wir ein Loch schaufelten. Die Kommunisten schrien noch vom Grund des Grabes, während wir weiter Erde hineinschaufelten. Sie baten uns, ihnen den Rest zu geben. Jeden Abend wurden so einige von der RPKAD umgebracht. 250 in der Nacht des 1. Januar. Das war der Rekord. Im allgemeinen töteten die Paras der RPKAD, manchmal folterten sie zuvor, um irgendwelche Informationen zu erhalten . . .«

Ein junger Moslem aus Surabaja teilte einem ausländischen Korrespondenten später mit: »Einmal waren wir eine

Gruppe von 30 Mann unter Führung eines Imams. Mitten in der Nacht gingen wir zum Gefängnis und ließen uns dort von den Soldaten zehn Gefangene ausliefern, die wir auf einer Liste hatten. Der Imam mußte den Empfang bestätigen. Dann führten wir die Gefangenen zu dem außerhalb der Stadt liegenden Kanal, dem Kali. Wir ließen die zehn niederknien, und dann ... (hier machte er die Geste des Halsabschneidens). Es ging genauso glatt wie auf einem Schlachthof. Mich hat es mitgenommen, es war das erstemal, aber dann habe ich mich daran gewöhnt.«

Im Norden Sumateras begannen die Massaker sogleich nach der Niederschlagung der Untung-Verschwörung. Der Militärbefehlshaber von Nordsumatera, General Kemal Idris, ein erprobter Antikommunist, der bei der Bekämpfung seiner Gegner keine Skrupel kannte, wurde vom KOSTRAD beauftragt, in seiner Region für »Ruhe und Ordnung« zu sorgen. Kemal Idris nahm das sehr gern wörtlich. Sein Hauptquartier lag in Tebintinggi, etwa neunzig Kilometer von der größten Stadt Nordsumateras, dem Verwaltungszentrum Medan, entfernt. Von hier brach Idris mit einem Bataillon seiner Truppen sofort nach Medan auf. Er ging systematisch vor, indem er zunächst anhand von bereits vorgefertigten Listen sämtliche Funktionäre der PKI festnehmen ließ. Danach holten seine Soldaten auch alle Mitglieder zusammen, derer sie zunächst habhaft werden konnten. Ein großer Teil der PKI wurde dadurch sofort ausgeschaltet. General Idris ließ keine Protokolle anfertigen oder Vernehmungen abhalten. Er schaffte »Ruhe und Ordnung«, indem er die Festgenommenen töten ließ.

Als sich danach noch vereinzelte Gruppen jüngerer Kommunisten und Mitglieder der PEMUDA RAKJAT zusammenfanden, um gegen den Terror zu demonstrieren, mit demokratischen Mitteln, indem sie auf die Straßen gingen

und Schilder trugen, auf denen zu lesen stand, daß es ungesetzlich sei, Leute einfach zu töten, änderte der General seine Taktik. Er ließ verbreiten, hinter den Demonstrationen stünden die Vertreter Chinas. Medan hatte immer einen hohen chinesischen Bevölkerungsanteil gehabt, hier befand sich auch ein Konsulat der Volksrepublik China. Geschickt lenkte Idris die latenten Rassenvorurteile, die es seit langem gegen die Chinesen gab, in die Bahn einer wütenden Antichinesenkampagne.

Systematisch wurden die niedrigsten Instinkte geweckt. Für einen Indonesier wurde es als erlaubt erklärt, einen chinesischen Händler zu töten, der auf Rückzahlung seines Kredits bestand. Bald befand sich die Stadt in einem Taumel, der aus einem Gemisch antichinesischer Vorurteile und stetig angeheizter Kommunistenhetze bestand. Durch die Verwaltungsbüros gingen Soldaten, die an die einzelnen Beamten lediglich die Frage stellten: »Bist du für Untung oder für Suharto?« Wer weder den einen noch den anderen kannte und daher mit seiner Antwort zögerte, wurde an Ort und Stelle erschossen. Wer auf gut Glück für Untung votierte, starb ebenfalls. Nur wer den bisher unbekannten Namen Suhartos nannte, blieb am Leben.

Bis zum Dezember tobte der Terror in der Stadt. Das Chinesenviertel, eines der größten auf den Inseln, wurde völlig zerstört, ein großer Teil seiner Bewohner massakriert. Dunkle Qualmwolken standen wochenlang über der Stadt. Ihr Hafen Belawan war für jeden Verkehr gesperrt. Dann wandte das Kommando seine Aufmerksamkeit den Kautschukplantagen im Gebiet von Medan zu. Hier gab es Tausende von Lohnarbeitern, die meist in der SOBSI organisiert waren, ebenso wie die Arbeiter in den etwas weiter entfernten Ölbohrgebieten. Nicht selten hatten sie in der letzten Zeit – trotz des Streikverbots von Präsident Sukarno, das

auch von der SOBSI respektiert wurde – gegen die lächerlich niedrigen Löhne protestiert, die nicht mehr für die Ernährung ihrer Familien ausreichten. Jetzt überreichten die Besitzer der Plantagen und die Bosse der Ölfelder den anrückenden Soldaten genaue Listen mit den Namen der Kommunisten und derer, die in der SOBSI organisiert waren. Innerhalb weniger Wochen metzelten die Soldaten ein Viertel der Belegschaften der Plantagen und Ölfelder nieder. Sie verfuhren nach einem einfachen Schema: Wohin sie kamen, ließen sie die Belegschaft antreten, kommandierten die Kommunisten und alle Gewerkschafter, die auf ihren Listen standen, zusammen, führten sie beiseite und erschossen sie. Schließlich mußten die Plantagenbesitzer und die Ölbosse befürchten, daß bei den Massakern so viele ihrer ausgebildeten Fachkräfte getötet wurden, daß sich dies auf den weiteren Ablauf der Arbeit hemmend auswirken würde. So schufen sie im Einvernehmen mit der Armee die Kategorie der politischen Gefangenen, die ihre Arbeit weiter versehen mußten, jedoch nicht die Erlaubnis bekamen, sich nach Feierabend von ihrer Arbeitsstelle zu entfernen. Auf den Plantagen im Norden Sumateras entstanden so die ersten Lager für politische Häftlinge, die damit hemmungslos ausgebeutete Zwangsarbeiter wurden.

Auf Bali begannen die Massenmorde an Kommunisten erst relativ spät, sie mußten von der Armee forciert werden. Dann aber entfaltete sich das Gemetzel zu einem Umfang, der noch vieles von dem übertraf, was sich in Java und Sumatera ereignet hatte. Bali mit seinen nahezu zwei Millionen Menschen auf nur fünfeinhalbtausend Quadratkilometern Land, das zu einem großen Teil nicht bebaubar ist, weil es aus vulkanischen Gebirgszügen besteht, litt besonders unter der wirtschaftlichen Misere. Hier herrschte auch der krasseste Gegensatz zwischen unermeßlich reichen, hin-

duistischen Landbesitzern und bettelarmen Landlosen. Die besitzende Schicht der hinduistischen Grundherren war eng mit der Priesterkaste verbunden und übte auf diese Weise einen starken Einfluß auf das Denken der einfachen Menschen aus.

Für die PKI war es nicht leicht gewesen, unter diesen Umständen Einfluß zu gewinnen, aber sie hatte besonders unter den Armen und Landlosen ihre treuesten Anhänger. Die Arbeiterklasse fehlte in der Partei auf Bali so gut wie ganz. Sie war hier eher eine Bauernbewegung, und sie operierte ganz besonders in den letzten Jahren, in denen das kleinbürgerlich-chauvinistische Gedankengut des Maoismus in der PKI immer stärkere Verbreitung fand, nach der maoistischen Bauernstrategie. Im Rahmen dieser Politik war es in wachsendem Maße zu Aktionen Landloser gegen die Willkür der Landbesitzer gekommen. Mit der Parole von der Beseitigung der »Dorfteufel« aktivierte die Partei die Bevölkerung gegen die Landeigentümer. Infolge der engen Verflechtung der Landeigentümer mit der hinduistischen Priesterschaft war hier die Hetze gegen die Kommunisten besonders wütend.

Monate vor der Verschwörung Untungs kolportierte die Brahmanenkaste Balis unter den von der uralten Mystik der Hindureligion befangenen Gläubigen in den Dörfern die Legende von den bösen Dämonen, die die Welt zerstören wollten. Sie hätten sich in die Körper der Kommunisten verkrochen, um wie Menschen auszusehen. Alles Böse – Vulkanausbrüche und schlecht wachsendes Getreide, sterbende Kinder und mangelnder Regen – wurde diesen Dämonen zugeschrieben. Als die Nachrichten über die Verschwörung auf Bali eintrafen, kam noch die Legende dazu, die kommunistischen Dämonen wollten die Nation verderben. Überall säten sie Zwietracht und stifteten sie Unheil,

daher sei die Zeit gekommen, sie zu beseitigen. Zu den Landeigentümern und den Brahmanen gesellten sich die Vertreter des reaktionären Flügels der PNI, die auf der Insel beträchtlichen Anhang hatte. Gemeinsam mit der relativ schwachen Militärmacht, die sich auf Bali befand, brachten diese Kräfte auch hier gehorsam die Kommunistenjagd in Gang. Aber sie lief trotzdem nur zögernd an. Es gab wohl in den ersten Wochen einige Tausend Tote, aber größere Massaker, wie sie Zentraljava erlebt hatte oder Ostjava und Sumatera, blieben zunächst aus.

Da schickte das KOSTRAD im Dezember die Paras der RPKAD unter Oberst Sarwo Edhie nach Bali. Die Einheiten kamen aus Zentraljava, wo sie das Morden so angekurbelt hatten, daß sie abkömmlich geworden waren. Jetzt landeten sie in Bali und gingen sofort daran, die Tötungsaktionen zu systematisieren. Dorf für Dorf wurde durchkämmt, nachdem die großen Städte wie Denpasar, Singaradja und Negara »gereinigt« waren. Auch der Gouverneur der Insel, Sutedja, fiel dem Terror zum Opfer. Er wurde, als er die Aktionen zu bremsen versuchte, selbst zum Kommunisten gestempelt.

Die Paras organisierten, wie auch in Java, das Gemetzel, schickten aber immer häufiger einheimische »Aktionsgruppen« vor, die die blutige Arbeit verrichteten. Aus den Jugendlichen, die der PNI angehörten, wurden Kommandos zusammengestellt, von der RPKAD kurz »ausgebildet« und dann gegen die Dörfer losgeschickt. Diese Jugendgruppen, Tamins genannt, steigerten sich in die abscheulichsten Exzesse. Brahmanenpriester zelebrierten Massenexekutionen im Stil von Ritualmorden. Nacht für Nacht loderten in den Dörfern der idyllischen Insel die Häuser jener, die man zu Dämonen erklärt hatte. Kommunisten und solche, die mit der PKI oder der Bauernbewegung sympathisiert hatten,

wurden in Bali auf besonders entwürdigende Weise getötet. Es war üblich, die Gefangenen zu enthaupten. Aber mit der wachsenden Brutalisierung der Beteiligten wurde immer häufiger mit dem Kris getötet. Das Opfer wurde an einen Baum gebunden, worauf ihm jemand den Dolch in die Schlagader stieß. Dann johlten die Jugendlichen so lange, bis das Opfer endlich verblutet war. Körper wurden aufgeschlitzt und Köpfe zur Schau gestellt, die Genitalien der Ermordeten wurden oft abgeschnitten und einfach auf die Straße geworfen. Balis reiche Landeigentümer entledigten sich auf diese Weise gemeinsam mit den Brahmanen aller jener Leute in den Dörfern, die es gewagt hatten, sich gegen die feudalistischen Formen extremer Ausbeutung aufzulehnen. Sie verschafften sich eine lange Ruhepause, und damit handelten sie ganz im Sinne der neuen militärischen Herrscher in Djakarta, denn auch diese leiteten die Massentötungen im Grunde an, um sich eine lange Frist für die ungehinderte Etablierung und Stabilisierung ihres Systems zu verschaffen.

Mehr als siebzigtausend Menschen starben innerhalb weniger Monate auf Bali. Die Angehörigen der Getöteten wurden meist aus ihren Behausungen verjagt und gesellten sich zu der bereits ohnehin unübersehbar gewordenen Schar der Entwurzelten, die langsam zugrunde gingen. Tausende von Verdächtigen wurden später, als die Massaker abnahmen, noch verhaftet, kamen in Konzentrationslager oder Gefängnisse, landeten teils auf Verbannungsinseln, wo sie verhungerten oder an tropischen Krankheiten starben. Einen Überblick über das mit kalter Berechnung organisierte und mit brutalsten Methoden ausgeführte Massaker hatte nur die oberste Armeeführung. Kein Korrespondent, auch kein Indonesier war in der Lage, in jener Zeit im ganzen Land gleichzeitig zu beobachten, was vorging. Die Generale lie-

ßen das Gemetzel etwa ein halbes Jahr währen, dann bauten sie es nach und nach ab. Zu dieser Zeit, im Frühjahr 1966, waren dem Massenmord mindestens fünfhunderttausend Indonesier zum Opfer gefallen, die meisten von ihnen aktive Kommunisten. Beobachter schätzten bereits damals die echte Zahl der Getöteten auf eine Million. Die Wahrheit mag – bei allem, was darüber seither zu erfahren war – etwa in der Mitte liegen.

Die übrige Welt erfuhr erst spät das Ausmaß des Massakers. Doch bereits als es begann, hatten die Sowjetunion und andere sozialistische Länder dagegen öffentlich Protest eingelegt. So sahen sich die Generale gezwungen, das Land streng zu isolieren. Kein Fremder durfte ohne ihre ausdrückliche Genehmigung auch nur eine Aufnahme machen, während die Ausrottungsaktion gegen die Kommunisten lief. Man gab sich Mühe, die Weltöffentlichkeit zu täuschen, zumindest sie nicht durch eine allzu offene Berichterstattung noch weiter herauszufordern. Und man wurde nicht müde, die Massaker immer wieder als spontane Volksaktionen hinzustellen, gegen die die Armee machtlos wäre, weil sich in ihnen angeblich der Zorn der Massen gegen den kommunistischen Vaterlandsverrat entlüde. Mit allen Mitteln sollte die Wahrheit verschleiert werden, daß es sich dabei um eine Form des Klassenkampfes handelte, mit der die bewaffnete Reaktion seit jeher den Kampf gegen Revolutionäre zu führen pflegt. Es war nichts absolut Neues in seiner Art, wenn auch in seinem Ausmaß etwas zuvor kaum Gekanntes, das objektive Berichterstatter und Kommentatoren sehr bald mit den faschistischen Massenausrottungsaktionen zwischen 1933 und 1945 verglichen.

G. L. Sulzberger, Redakteur der »New York Times«, der im Frühjahr 1966 die Erlaubnis erhielt, Indonesien zu bereisen, steht sicher nicht in dem Verdacht, mit dem Kommu-

nismus zu sympathisieren. Um so aufschlußreicher war es, zu lesen, was er am 13. April 1966 unter dem Eindruck des Erlebten in seiner Zeitung schrieb: »Eines der schlimmsten Massaker der Geschichte ist das in Indonesien, das noch nicht sein Ende gefunden hat. Es ist unmöglich, genaue Angaben über die Zahl der Getöteten zu machen. Nach einer vorsichtigen Schätzung in diplomatischen Kreisen soll sich die Gesamtzahl auf 300 000 belaufen. Andere halten sie für noch höher.

Im Hinterland wütet immer noch das massenweise Blutvergießen. Indonesiens blutige Verfolgung seiner kommunistischen Rivalen ist an Umfang und Grausamkeit mit dem jüdischen Völkermord Hitlers zu vergleichen. Nachdem die Armee die Ordnung wiederhergestellt hatte, begannen moslemische Jugendorganisationen, die des Kommunismus Verdächtigen zu Tode zu hetzen und sie sowie ihre Frauen und Kinder auszurotten.

Im Februar wurden außerhalb von Ende, der Hauptstadt der Insel Flores, noch öffentliche Enthauptungen durchgeführt.

Von Ostjava und Bali über die ganze Inselgruppe Nusa Tenggara hinweg, zu der auch die Insel Flores gehört, spielen sich ähnliche Tragödien ab. In Kupang, der Hauptstadt von Indonesisch-Timor, ist es dem Publikum gestattet, Enthauptungen beizuwohnen – aber die Zeugen müssen sich beteiligen. Männer sind mit ihren Frauen und Kindern erschlagen worden, um die Möglichkeit einer späteren Rache durch Beseitigung eventueller Ankläger auszuschalten. Sowohl in Zentral- als auch in Ostjava fanden entsetzliche Blutbäder statt.

In der Nähe der Küstenstadt Surabaja waren im März einige Frühaufsteher damit beschäftigt, Leichen von den Stufen vor ihren Häusern herabzustoßen. Die Gefängnisse in

der Nähe von Djogjakarta sollen immer noch mit Häftlingen vollgestopft sein, die im Verdacht stehen, Mitglieder der Kommunistischen Partei Indonesiens zu sein, und die nicht vor Gericht gestellt, sondern in nächtlichen Transporten hinausgebracht und getötet werden. Kürzlich lagen unbeerdigte Leichen auf den Dorfstraßen in Zentraljava umher. Einem Reisenden wurde von einem mit Menschenköpfen beladenen Ochsenkarren berichtet.

In der vergangenen Woche wurde einem Besucher in Tangerang bei Djakarta von Armeeposten erzählt, in dem Ortsgefängnis wären 5000 Kommunisten. Niederdrückend wirkte auf ihn das düstere Schweigen in dem Ort, und er vermutet, daß man die Häftlinge verhungern ließ. In entfernten Provinzen trieb man die Kommunisten zu Arbeitskommandos zusammen und läßt sie bei Hungerrationen arbeiten, bis sie zusammenbrechen . . .«

Dieselbe Zeitung hatte allerdings vier Wochen zuvor, am 11. März 1966, bereits die Karten der USA in diesem Spiel aufgedeckt, als der Kommentator Max Frankel schrieb: »Die Johnson-Administration kann ihre Freude über die Neuigkeiten aus Indonesien kaum verbergen. Sie ist sehr zufrieden darüber, daß ihre Hoffnungen erfüllt werden . . .«

In der Tat wurde mit dem Machtwechsel in Indonesien und mit der Dezimierung der Kommunisten auf den Inseln eines der strategischen Fernziele der USA zumindest zeitweilig realisiert: Indonesien Schritt für Schritt in die Kette der US-abhängigen Staaten vor dem asiatischen Festland einzugliedern. Und es gab bereits bindende Abmachungen über die entscheidende wirtschaftliche Einflußnahme der USA und anderer imperialistischer Staaten in Indonesien. Dies alles hatten die Generale erledigt, noch bevor die Macht im Staate auch juristisch endgültig in ihren Händen lag. Immer noch gab es Präsident Sukarno, und es gab die

von ihm krampfhaft aufrechterhaltene Fiktion eines Kabinetts.

Sukarno hatte sich bislang geweigert, einem Verbot der PKI seine Zustimmung zu geben. Er konnte zwar den von den Militärs organisierten Meuchelmord an den Kommunisten nicht aufhalten, aber er versuchte immer wieder, seinen Einfluß geltend zu machen, und forderte eine politische Lösung der Probleme. Er tat das ohne Erfolg, denn er verfügte über keinerlei Machtmittel mehr, um die Militärs an der Durchführung ihrer Pläne zu hindern. Die Militärs ihrerseits tarnten ihre Aktionen vorerst noch mit Sukarnos Losungen und mit dem Vorwand, daß sie dem Schutz seiner Politik dienten.

In dem Maße, in dem Sukarno selbst dieses Manöver durchschaute, intensivierte er seine politischen Bemühungen, dem Militär eine Gegenkraft gegenüberzustellen. So führte er noch zu der Zeit, als die Jugend der Moslemparteien zusammen mit dem Militär die Musim Parang durchführten, die Saison der Hackmesser, wie sie das planmäßige Abschlachten der Kommunisten nannten, Gespräche mit einigen kompromißbereiten Moslempolitikern, mit denen er sich darauf einigte, daß eine politische Lösung angestrebt werden sollte. Auch innerhalb seiner eigenen Partei, der PNI, gelang es ihm wieder, bestimmte Kräfte, vor allem die des linken Flügels, für seine Absicht zu gewinnen.

Das Militär jedoch, das über alle Mittel der Massenkommunikation verfügte, setzte sofort Meldungen in Umlauf, daß es sich bei diesen Kräften um Sympathisanten der PKI handele, und hetzte den Mob auf sie. Die Tatsachen wurden bewußt auf den Kopf gestellt, um die Bevölkerung zu täuschen, indem man behauptete, jene Kräfte, die in Wirklichkeit zu Sukarno tendierten, wären darauf aus, die Revolution abzuwürgen und Bung Karno zu beseitigen. Noch be-

nutzte das Militär Sukarno auf diese Weise zynisch als Marionette für die eigenen Ziele. Sukarnos Plan war es, eine »Barisan Sukarno« zu gründen, eine »Sukarno-Front«, die ein Gegengewicht zu den »Aktionsfronten« darstellen sollte, die die Schmutzarbeit für das Militär verrichteten. Mitte Januar 1966 lancierte Sukarno diese Forderung öffentlich in eine Rede, die er in Bogor hielt.

Der Stellvertretende Premier, Subandrio, ging in der Auslegung der Sukarnoschen Idee noch weiter, indem er erklärte, daß die Massaker an den Kommunisten den Bestand und die Sicherheit der Nation ernstlich gefährdeten. Er forderte diejenigen, die sich in der »Barisan Sukarno« vereinten, auf, Terror mit Gegenterror zu begegnen. Öffentlich verlangte er eine Bestrafung der Verantwortlichen an den Massakern. General Nasution, General Suharto und Oberst Sarwo Edhie gehörten vor ein Tribunal, das ihre Verbrechen untersuchte.

Die Reaktion der Militärs kam prompt, aber sie war nicht leicht zu durchschauen. Ohne Hast begann man mit einer gezielten Kampagne gegen Subandrio. Die Bildung der »Barisan Sukarno« wurde – besonders in der Provinz – durch die Militärkommandeure verboten. In Djakarta selbst verhinderten die »Aktionsfronten«, daß neben ihnen neue Organisationen entstanden. Und die »Aktionsfronten«, besonders die der Studenten und Hochschüler, wurden nun, nachdem die erste Welle des Terrors gegen die Kommunisten abgelaufen war, für neue Aufgaben gestärkt. Offiziere der Armee leiteten dieses politische Manöver, indem sie sich plötzlich in Zivil kleideten und an Universitäten immatrikulieren ließen. Selbst Oberst Sarwo Edhie registrierte sich als Student an der Universitas Indonesia in Djakarta.

Die Folgen zeigten sich bald. Als es zu den ersten zaghaften Versuchen von Sukarnoanhängern kam, sich in der

von ihm geforderten »Barisan Sukarno« zu organisieren, hielt der Militärkommandant von Djakarta ein Massenmeeting ab, auf dem er den Versammelten heuchlerisch erklärte, daß die Armee es nicht gestatten werde, wenn Einzelpersonen oder Gruppen den Namen des großen Revolutionärs Sukarno für sich oder ihre selbstsüchtigen Ziele beanspruchten. Das Volk, Sukarno und die Armee seien eine große Einheit, und die werde durch die »Aktionsfronten« verkörpert. Niemand habe das Recht, sich dazwischenzustellen. So wurde die Absicht Sukarnos, ein politisches Gegengewicht zu schaffen, geschickt zunichte gemacht.

In der Folgezeit zogen die Militärs die Schraube an. Ihr Endziel war die Entmachtung Sukarnos, aber sie wollten sie erreichen, ohne daß ihnen die Absicht dazu nachgewiesen werden konnte. Deshalb förderten sie zunächst Demonstrationen, die sich immer deutlicher gegen das von Sukarno noch aufrechterhaltene Kabinett richteten. Sie machten es für die ökonomische Misere verantwortlich, die sich seit Untungs Verschwörung und den Exzessen verstärkt hatte. Vor allem forderten die Studenten, von den Militärs dazu ermutigt, daß Sukarno sofort das Kabinett einer »Reinigung« unterziehe. Die Demonstrationen fanden meist in der Hauptstadt und in Bogor, vor dem Sommerpalast Sukarnos statt, wo er sich aufhielt. Fahrzeuge der Armee brachten Tausende von Protestierenden dorthin und holten sie wieder ab. Offiziell aber stellte die Armee die Demonstrationen als Äußerungen des gesunden Volksempfindens hin und bedeutete Sukarno damit gleichzeitig, auf welcher Position sie stand.

Am 21. Februar eröffnete Sukarno in diesem seltsam verworren anmutenden Tauziehen, das ausländische Beobachter Schattenboxen nannten, eine neue Runde: Er legte eine neue Kabinettsliste vor. Die extremen Vertreter der Rechten

fehlten darin und auch die Repräsentanten der Armee. General Nasution fehlte in der Liste ebenso wie Admiral Martadinata. Beide galten als verläßliche Antikommunisten. General Suharto behielt sein Amt als Generalstabschef der Armee. Aber die von Sukarno verfügte Zusammensetzung des neuen Kabinetts ließ erkennen, daß er sich nicht auf die rechts stehenden Kräfte in Gesellschaft und Armee zu stützen beabsichtigte, sondern auf deren Gegenspieler. Lediglich Kommunisten waren in dieser Kabinettsliste nicht mehr aufgeführt. Das war Sukarnos einziges stillschweigendes Zugeständnis an die Armee. Einen Tag später erließ der Präsident ein Verbot der Studentenvereinigung KAMI, die das Rückgrat der »Aktionsfronten« bildete. Zunächst schien es, als bekäme Sukarno auf diese Weise die politische Macht im Lande wieder in den Griff. Aber er rechnete nicht mit dem zähen Widerstand der Armee.

An die Stelle der KAMI trat die KAPPI, eine rechtsorientierte Vereinigung der Hochschulstudenten, die nun zum Motor der »Aktionsfronten« wurde. Und die Reaktion holte zum nächsten Schlag gegen Sukarno aus. Er fiel am 11. März 1966, als der Präsident im Merdekapalast eine Plenarsitzung des Kabinetts abhielt. Sukarno war gerade dabei, in einer ausführlichen Rede den neuen Ministern zu erklären, auf welche Weise er die politischen Verhältnisse im Lande zu stabilisieren gedachte, als ihm einer seiner Adjutanten eine Mitteilung überbrachte. Darin hieß es, daß plötzlich Soldaten vor dem Merdekapalast aufgetaucht seien, Fallschirmtruppen des Generals Edhie, die den Palast abriegelten. Generalleutnant Suharto – er war Anfang Februar von Sukarno befördert worden – nahm an dieser Kabinettssitzung nicht teil. Er hatte sich wegen einer Mandelentzündung entschuldigt, doch es bedurfte keiner großen Phantasie, um zu erraten, daß er absichtlich fehlte. Der Mann, der

vom Präsidenten mit der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung betraut worden war, konnte nicht erreicht werden.

Sukarno wagte nicht, sich offen gegen die Truppen zu stellen, die den Merdekapalast bedrohten. Er verließ, zusammen mit seinen Stellvertretern Subandrio und Leimena, den Palast per Hubschrauber und begab sich nach Bogor. Die offene Machtdemonstration der Armee schaffte eine neue Situation: Das Kabinett war arbeitsunfähig. Generalleutnant Suharto berief – trotz seiner angeblichen Mandelentzündung – sofort eine Anzahl der führenden Militärs zu sich und begab sich mit ihnen nach Bogor. Zu seinen Begleitern gehörten Generalmajor Basuki Rachmat, Brigadegeneral Yusuf und General Machmud, der Militärkommandant von Djakarta. Um 14.00 Uhr mußte Sukarno die Generale in Bogor empfangen. Sie stellten ihm das Ultimatum, daß sie Ruhe und Ordnung nur dann wiederherstellen würden, wenn der Präsident einen Teil seiner Exekutivgewalt ganz offiziell an die Streitkräfte übergäbe. Die heftige Auseinandersetzung über diese Forderung zog sich bis in die Abendstunden hin. Dann gab Sukarno unter dem offenen Druck der Generale nach. Suharto wurde zum »Beauftragten für die persönliche Sicherheit und Autorität des Präsidenten« ernannt. Damit konnte er nun im Namen des Präsidenten handeln. Was immer er anordnete, bekam den Anschein, als wäre es vom Präsidenten nicht nur sanktioniert, sondern entspräche auch dessen Absichten und Interessen.

Einen Tag später erließ Generalleutnant Suharto das offizielle Dekret, das die bisher von Sukarno verhinderte formale Auflösung der PKI anordnete. Es war von Suharto unterzeichnet, im Auftrage des machtlosen Präsidenten. Soldaten und Angehörige der konterrevolutionären »Aktionsfronten« demonstrierten auf den Straßen, man lachte, tanzte und fiel sich um den Hals: Die Armee hatte gesiegt!

Generalleutnant Suharto verlor keine Zeit. Am 18. März ließ er fünfzehn Kabinettsmitglieder verhaften, darunter auch Subandrio. Ihnen wurde Mittäterschaft bei der Untung-Verschwörung vorgeworfen. Sukarno mußte einer Auflösung des von ihm zusammengestellten Kabinetts zustimmen. Suharto berief neue Minister. Ohne sich demonstrativ gegen Sukarno zu stellen, verwandelte er das Kabinett in eine Anti-Sukarno-Front. Es enthielt jetzt profilierte Antikommunisten wie Adam Malik und den Sultan von Djogjakarta, Hamengku Buwono.

Zugleich aber lief eine neue Propagandawelle an, die mit dem Vorgehen der »Aktionsfronten« genau abgestimmt wurde. Das militärische Sondertribunal Mahmillub nahm seine Arbeit auf. Die ersten Prozesse begannen. Subandrio und der Luftflottenchef Omar Dhani standen vor Gericht. Auf den Straßen forderten Sprechchöre die Beseitigung von Sukarnos Alleinherrschaft. Sie forderten auch »Hängt Subandrio« und »Hängt Dhani«. Nicht zuletzt forderten sie, daß Präsident Sukarno selbst vor dem Tribunal erscheinen sollte, um Auskunft über seine Mitwisserschaft bei der Untung-Verschwörung zu geben. Das war ein neuer Ton in dem sorgfältig instrumentierten Konzert: Der Angriff richtete sich immer zielstrebiger gegen Sukarno. Hatte das Militär bislang vermieden, gegen ihn persönlich vorzugehen, so organisierte es jetzt, da seine Macht so gut wie völlig beseitigt war, den Frontalangriff auf ihn. Über Nacht prangten in den Straßen Djakartas neue Aufschriften an Wänden und Mauern: Nieder mit dem Kommunistenfreund Sukarno! Hoch lebe Suharto! Suharto – Präsident. Die niedrigen Instinkte wurden speziell durch solche Losungen angeheizt wie: Weg mit dem Weiberhelden Sukarno! Ratna Dewi – Hure! Raus mit den syphilitischen Weibern aus dem Präsidentenpalast! Es lebe die Armee!

Sukarno resignierte. Er sah sich lächelnden Generalen gegenüber, die ihm versicherten, daß sie sich alle Mühe gäben, die ungezogenen Demonstranten zur Ruhe zu bringen und die in Wirklichkeit das Treiben bis in jede Einzelheit lenkten.

Inzwischen mobilisierten die Militärs den unter Sukarno lediglich mit beratenden Befugnissen ausgestattet gewesenen Provisorischen Volkskongreß, der im Rahmen der »gelenkten Demokratie« das Parlament hatte ersetzen sollen. Anfang Juli tagte dieses Organ, nach eingehenden Vorbereitungen der Armee. Es vollzog unter dem Vorsitz von Nasution die Aberkennung der von Sukarno innegehabten lebenslangen Präsidentenschaft und bestätigte Generalleutnant Suharto als amtierenden Präsidenten.

Von nun an ließen die Militärs die Flamme Sukarnos langsam ausbrennen. Immer, wenn der alte Mann, der sich nach und nach aus der Öffentlichkeit zurückzog, doch noch einmal das Wort ergriff, konterten die Militärs, indem sie die ihnen ergebenen »Aktionsfronten« gegen ihn ausschickten und ihn öffentlich beleidigen und der Mittäterschaft an dem nun endgültig als kommunistisch erklärten Putsch bezichtigen ließen. Inzwischen verkündeten sie die Neue Ordnung, die im wesentlichen darin bestand, daß sich Indonesien immer enger mit den imperialistischen Mächten liierte. Ausländisches Kapital floß ins Land, und als Gegenleistung beuteten von nun an imperialistische Monopole skrupellos die Naturschätze der Inseln aus.

Die Lage der Werktätigen verschlechterte sich weiter. Heere von Arbeitslosen entstanden. Verhaftungen erfolgten weiterhin, selbst in der Armee wurden immer wieder sogenannte oppositionelle oder kommunistische Gruppen entdeckt und liquidiert. Meist handelte es sich dabei um Menschen, die sich der restlosen Auslieferung Indonesiens an

die imperialistischen Mächte widersetzten. Der Machtapparat des Militärs war inzwischen so gut durchorganisiert, daß er selbst auf die Demonstrationen der »Aktionsfronten« verzichten konnte. Nach und nach verschwanden sie von der Szene. Über die Massaker wurde nicht mehr gesprochen. Jeder Ausländer, der in Indonesien die Frage nach den Kommunistenmorden aufwarf, galt als unhöflich.

Ohne viel Aufsehen beschloß der Provisorische Volkskongreß Ende März 1967, Sukarno in den Ruhestand zu schicken und den inzwischen zum Armeegeneral avancierten Suharto zum Präsidenten der Republik zu machen.

Mit dem Stigma des Meuchelmords an mehr als einer halben Million Menschen behaftet, organisierten die Generale das, was sie Neue Ordnung nannten. Ihre Innenpolitik blieb extrem antikommunistisch. Zu den Zehntausenden, die sich in Gefängnissen oder Konzentrationslagern und auf Verbannungsinseln befanden, kamen neue Verurteilte. In der Außenpolitik bemühte sich das neue Regime, internationales Ansehen zu erlangen. Es trat der UNO wieder bei, und es brach auch seine diplomatischen Beziehungen zu den sozialistischen Staaten nicht ab. Was 1965 geschehen war, sollte möglichst schnell vergessen werden.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist Indonesien heute das Ausbeutungsgebiet der größten imperialistischen Staaten. Die Last dieser Ausbeutung haben die Werktätigen des Landes zu tragen. Organisationen der Arbeiterklasse sind verboten. Der Marxismus wird durch staatliche Verordnungen bekämpft.

Die »New York Times« gestand ein, was ohnedies im Bewußtsein der übrigen Welt bereits als Erkenntnis vorhanden war, als sie am 19. Juni 1966 schrieb: »Es ist zweifelhaft, ob der Coup d'etat jemals ohne die amerikanische Demonstration der Stärke in Vietnam geglückt wäre oder

ob er ohne die indirekte amerikanische Hilfe hätte durchgeführt werden können. Zwischen den antikommunistischen Kräften in Indonesien und zumindest einem hohen Beamten in Washington gab es bedeutend mehr Kontakte vor und während des indonesischen Massakers, als man gemeinhin annimmt. Jetzt steht also dieser weitgestreckte und strategisch bedeutungsvolle Archipel nicht mehr unter der Kontrolle eines Mannes, der vom Amerikahaß beherrscht wird.«

In der Tat steht der Archipel Indonesien heute unter der Macht eines Gremiums von Militärs, denen eines gemeinsam ist: der Kommunistenhaß, erwachsen aus der Furcht vor den Ideen des Sozialismus.

Für Indonesiens Kommunisten, für die Mitglieder einer revolutionären Partei mit achtunggebietenden kämpferischen Traditionen, waren die Ergebnisse von 1965 eine tragische Lehre. Hunderttausende starben unter dem Ansturm der Reaktion. Zehntausende müssen in Gefängnissen und Lagern unter menschenunwürdigen Verhältnissen leben. Die Absicht des Regimes, sie langsam dahinsterben zu lassen, ist erkennbar, auch wenn sie offiziell geleugnet wird.

Und doch starb diese Partei nicht. Die Überlebenden der Massaker haben sich wieder um die unsichtbare Fahne geschart, die das Zeichen des proletarischen Internationalismus trägt.

Inhaltsverzeichnis

Die Inseln 7
Im Frühlicht geboren 29
Der schwere Aufbruch 62
Madiun – der Weg in die Konterrevolution 82
Gewehre contra Demokratie 96
Den Geist des Büffels wecken 119
Nächtliches Intermezzo 146
Landlords und KABIRS 163
Gerakan Tiga Puluh September 178
Der Sprung an die Macht 215
Bruder, warum? 251
Musim Parang – Die Saison der Hackmesser 268